This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

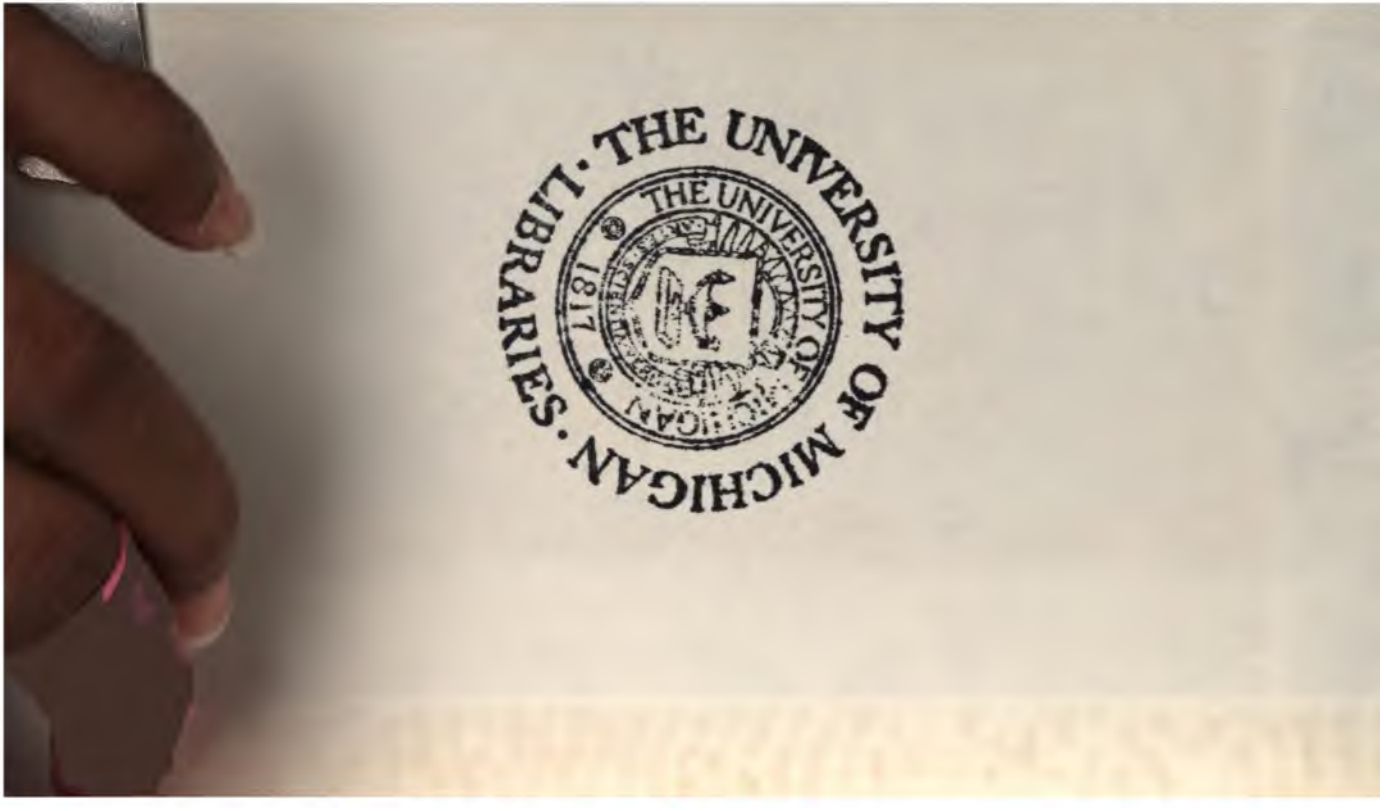
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 458840


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

Die

oßnersche Mission

unter den

Kolhs.

Bilder aus dem Missionsleben

von

L. Nottrott,
Archidiacopus in Naumburg a. d. S.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1874.

BV
3265
.N92
Cop. 2

702479-234

Der Erinnerung

an den

ehrwürdigen Stifter der Kolh-Miſſion

Johannes Evangeliſta Goßner

gewidmet

am 14. December 1873

ſeinem hundertjährigen Geburtstage.

Vorwort.

Nicht ohne großes Zagen übergebe ich die folgenden Mittheilungen aus der Kolh-Miſſion dem Druck. Selbſt bei treuſter und vorſichtigſter Benutzung ſchriftlicher Nachrichten hat es ja ſeine großen Schwierigkeiten, Zuſtände eines fremden Volkes, die man nicht aus eigner Anſchauung kennt, ſo zu ſchildern, daß das Bild in allen ſeinen Zügen der Wirklichkeit entſpricht. Dazu kommen viele Mängel in der Darſtellung, deren ich mir nur zu gut bewußt bin. Gütige Nachſicht muß ich darum von vornherein erbitten.

Nur die Ueberzeugung, daß meine Arbeit einem lebhaft gefühlten Nothſtande abhilft, giebt mir den Muth, dieſelbe dem Druck zu übergeben.

Die Miſſion unter den Kolhs hat ſich leider einer ihrer Bedeutung und ihren Bedürfniſſen entſprechenden Theilnahme nicht zu erfreuen. Mit Recht „die Perle der deutſch-evangeliſchen Miſſionen“ und „eine Ehrenſache der evangeliſchen Chriſtenheit Deutſchlands“ genannt, iſt ſie doch nicht nur aus Geldmangel

gehindert, ihre herrliche Aufgabe so auszurichten, wie sie sollte, sondern hat auch geradezu mit bitterer Noth zu kämpfen. Woher kommt das? Nach meiner Ueberzeugung nicht zum geringsten Theile daher, daß es an Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen und ihrer segensreicher Wirksamkeit in einem ganz enormen Grade fehlt. Selbst warme Missionsfreunde wissen von ihr oft nur das Allgemeinste, und nicht selten habe ich von Geistlichen, die von Herzen bereit waren, über die Kolh-Mission zu ihren Gemeinden zu reden, die Ansicht aussprechen hören, man könne über dieselbe doch höchstens drei oder vier Missionsstunden halten.

Nun bieten zwar die Goßnerschen Missionsschriften[1] auf die wir hier aufs neue aufmerksam machen, gar reichhaltigen Stoff, auch fehlt es nicht an kleineren Abrissen der Missionsgeschichte, wie an verschiedenen, die Kolh-Mission betreffenden Flugblättern, — aber allerdings, diese sind zu allgemein gehalten, und in jenen Zeitschriften ist der Stoff zu zerstreut, so daß der mir oft entgegengebrachte Wunsch nach ausführlicheren und zusammenhängenden Schilderungen ein berechtigter genannt werden muß.

Da nun keine geschicktere Hand sich finden wollte, diesen Wunsch zu befriedigen, so empfand ich, der ich wenigstens ein

---

1) Die Biene auf dem Missionsfelde, jährl. 12½ Sgr.
Die kleine Biene für Kinder, 7½ Sgr.
Der Hausfreund für äußere und innere Mission, 20 Sgr.
Sämmtliche Zeitschriften erscheinen monatlich und sind durch jede Postanstalt und Buchhandlung, aber auch direct aus dem Goßnerschen Missionshause zu Berlin, Potsdamer-Str. 31, zu beziehen.

warmes Herz für jenes Gotteswerk zu haben bekennen darf, es je mehr und mehr als eine heilige Pflicht, den Missionsfreunden das anzubieten, was und wie ich es eben geben konnte. [1]

Mein Bestreben ist gewesen, unter Vermeidung eines falsch erbaulichen Tones, der unsre Missionsliteratur Vielen ungenießbar macht, den Leser in die Zustände des Heidenthums, in die Hauptereignisse der Missions-Geschichte und in die Missionsarbeit selbst so einzuführen, daß er ein möglichst wahrheitsgetreues und anschauliches Bild von jenem herrlichen Werke in Indien und dadurch ein lebendigeres Interesse für dasselbe erhalte.

Wenn Wiederholungen nicht ganz vermieden sind, so liegt das einmal an der Anlage des Buches, dann aber auch an dem Umstande, daß kein kleiner Theil der Nummern noch geschrieben werden musste, während die ersten bereits unter der Presse waren.

Daß außer den oben angeführten Quellen auch Privatbriefe von Missionaren vielfache Benutzung erfahren haben, wird dem Buche in den Augen der Leser gewiß nicht zum Schaden gereichen.

---

1) Inzwischen hat auch der frühere Kolh-Missionar Pastor Jellinghaus in Dr. Warnecks „Allgemeiner Missions-Zeitschrift" einen, wie es scheint, längeren Aufsatz über „die Kolhs in Ostindien und ihre Christianisirung" zu veröffentlichen begonnen. Ich habe die eine Nummer, die bis jetzt erschienen ist, leider nicht mehr benutzen können, erfreue mich aber wesentlicher Uebereinstimmung mit dem verehrten Herrn Verfasser, sowie, daß unsre beiderseitigen Arbeiten sich wohl berühren, aber weder dem Inhalte noch der Tendenz nach decken.

So ſegne denn Gott der Herr dieſe Arbeit und helfe in Gnaden, daß ſie recht viele Herzen für Sein großes Werk unter den Kolhs erwärme! —

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Die Reise zu den Kolhs 1

I. Abtheilung.

Die Kolhs.

1. Das Land 17
2. Die Bewohner 28
3. Die Sprachen 46
4. Das natürliche Licht 57
5. Die Nacht des Heidenthums 75
6. Politische und sociale Verhältnisse 88
7. Im Heiden-Dorfe 105
8. Das Familienleben 119
9. Die Hochzeiten der Kolhs 132
10. Krankheit, Tod und Begräbniß 146
11. Sehnen und Suchen 156

II. Abtheilung.

Aus der Geschichte der Kolh-Mission.

1. Die Gründung der Kolh-Mission 167
2. Der 9. Juni 1850 175
3. Die Kolh-Mission und der Aufstand des Jahres 1857 . . . 188
4. Zehn Jahre des Wachsthums 203
5. Ein schweres Jahr und dessen Folgen 221
6. Von Station zu Station 245

III. Abtheilung.

Die Missionsarbeit und ihre Frucht.

Seite

1. Auf der Station 271
2. Die Schulen 295
3. Aus dem Privatleben der Missionare 308
4. Eingeborne Helfer 327
5. Der Missionar auf Reisen 347
6. Unter den Heiden 362
7. Im Christen-Dorfe 379
8. Das zerrissene Netz 400
9. Ein Kolh-Märtyrer 412
10. Einige andre Natives 424

Schluß.

Ein Blick in die Zukunft 443

Die

oßnersche Mission

unter den

Kolhs.

Bilder aus dem Missionsleben

von

L. Nottrott,
Archidiacopus in Naumburg a. d. S.

Halle,
Verlag von Richard Mühlmann.
1874.

BV
3265
.N92-
Cop. 2

702479-2-4

Der Erinnerung

an den

ehrwürdigen Stifter der Kolh-Miſſion

Johannes Evangeliſta Goßner

gewidmet

am 14. December 1873

ſeinem hundertjährigen Geburtstage.

erfordert nur 4 Wochen Zeit. Der letztere wird jetzt meistens vorgezogen. Wer ihn wählt, kann sich entweder in Triest oder Brindisi einschiffen, oder aber er nimmt die Tour über Frankfurt a/M. und Basel nach Marseille in Frankreich. Begleiten wir im Geist unsre Reisenden auf dieser letzteren Route.

So rasch auch der Dampf die schweren Wagen über die Schienen dahinzieht, manch lachender Blick ist den Reisenden geworden. Der deutsche Rhein hat sie eine Weile begleitet, Straßburgs Münster hat wie ein gewaltiger Zeigefinger sie nach oben gewiesen, die Alpen haben von ferne gegrüßt und sind immer näher und näher gerückt mit ihren schneeigen Gipfeln, der Weg von Bern nach Genf gewährte ein Entzücken über das andere, und nun erst Genf selbst mit seinem blauen See und noch im November grünenden Rasenplätzen!! Der erste eigentliche Haltepunkt ist aber Marseille. Hier soll das Festland verlassen, hier das schwanke Schiff bestiegen werden. Zum ersten Male bietet das weite Meer sich dem Blicke dar. Zwar geht es auch unsern Reisenden, wie den meisten: der Eindruck des Meeres ist für sie nicht so bewältigend, als sie dachten. Und doch, wer könnte sich der trügerischen Woge anvertrauen ohne ein geheimes Bangen durch den Aufblick zu dem unterdrücken zu müssen, dem auch Wind und Wellen gehorsam sind! —

Mit treuer Hülfe deutscher Christen ist die Einschiffuug glücklich von Statten gegangen, und auf einem stattlichen Schiffe der Messagerie impériale, dieser großen französischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft, eine Cabine bezogen worden, da wird das Signal zur Abfahrt gegeben, der Dampfer lichtet die Anker, und hinaus gehts in die weite, wogende See. Die Blicke sind natürlich dem Lande zugekehrt. So lange es geht wollen wenigstens die Augen das Festland noch halten, das der Fuß verlassen hat. Umrahmt von köstlichen Bergen breitet sich Marseille aus, mit seinen Stunden weit zerstreuten Landhäusern, ein herrlicher Anblick. Aber immer weiter tritt die Stadt zurück, als letztes Stückchen Europa winkt noch eine Weile die Kirche notre dame de la garde, die auf hohem Berge steht, den Reisenden ihren Gruß nach, dann sinkt auch sie hinter den blauen Rücken des spiegelglatten Meeres.

Ade Europa! — Ja es ist viel, viel Großes und Liebes, das
n verlässt. Heimath, Verwandtschaft, Vaterland, geordnete kirch-
e Verhältnisse, ein ruhiges stilles Leben, all die Schätze, mit
ten Kunst und Wissenschaft das deutsche Leben schmücken, Verkehr
Gleichgesinnten, Umgang mit Gebildeten, und was nicht Alles
h wird dahinten gelassen. Sollten sie nicht doch Recht haben
gutmüthigen Freunde und Freundinnen, die den Kopf schüttelten
d nicht begreifen konnten, weßhalb Du solch eine Heimath mit
wilden Fremde vertauschtest? Ist es nicht Thorheit über Thor-
it, solche Opfer wilden Heidenvölkern zu bringen, die nicht einmal
Größe der Hingebung erkennen und danken? Und weißt Du,
Dir überhaupt beschieden ist, Etwas zu wirken? Wirst Du offne
rzen finden? Wird das mörderische Clima, nicht vielleicht das
imtückische Meer schon Dich verschlingen? — O schweigt, schweigt,
versucherischen Gedanken, schweigt, ihr schwachen Freunde!
eld und Gut treiben Tausende hinaus über Land und Meer in
größesten Gefahren, hinweg von Vater und Mutter — und
s Geld und Gut können, das sollte nicht der Heiland erst recht
mögen? Und die Befriedigung, die irdischer Gewinn dem Her-
geben, die sollte nicht noch viel köstlicher und reicher gespendet
rden durch den Gewinn unsterblicher Menschenseelen fürs Him-
lreich? Nein, das Wort, das bei der Aussendung aus ehrwür-
em Munde erscholl, das sei der leitende Stern der Missionsfahrt:
Siehe Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!"
ristus der Herr ist bei uns, Er hat befohlen, Er wird führen
d schützen, Er wird lohnen und segnen. Wer verlässt, sagt er,
ater oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder
eib oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der
d es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben. Glück
unter diesem Steuermann zu der fröhlichen Fahrt! Die Gnade
, die die Segel bläht, der Port, in den wir sicher einfahren,
ist der Himmel. Glück auf!

Die fesselnde Neuheit der Meerfahrt wird für die meisten
isenden bitter unterbrochen durch die furchtbare Seekrankheit.
ire Freunde bleiben glücklich verschont. So können sie dem

Anblick des Meeres und den Studien der englischen Sprache sich ungestört hingeben. Am Morgen des 2ten Tages tauchen die öden baum- und strauchlosen Felsen Corsicas auf, die Heimath des Mannes, dessen Herz ebenso kalt und starr war wie diese Steine, Napoleon des Ersten. Nicht freundlicher zeigt sich rechts die Küste der Insel Sardinien. Und Caprera, das nun erscheint und von den Passagieren mit besonderm Jubel begrüßt wird, Caprera, wo der starrste Republikaner der Gegenwart haust — es ist auch nichts als ein großer Stein. Wie ganz anders lacht dagegen einen Tag später Messina, die Hafenstadt Siciliens. Schon von fern her verkündete es seine Nähe durch herrliche Düfte. Noch lieblicher erquickt es den Blick der Reisenden durch seine grünen Gärten und südlich prangenden Gefilde.

Aber die Fahrt gestattet kein Ausruhen und Genießen. Weiter gehts an Candia, dem alten Creta, vorbei, direct über den Rücken des Meeres hinweg nach Aegypten. Vier Tage lang Himmel und Wasser, Wasser und Himmel. Dann erscheint der erste Punkt des großen, heißen, dunkeln Afrika, der Leuchtthurm von Alexandria. Welch neues, oft schon geschildertes und doch immer interessantes Leben entfaltet sich da! Kaum ist das Schiff im Hafen, so wird es von 100 Gondeln umschwärmt und von deren sich drängenden, stoßenden und blutig schlagenden Insassen fast gestürmt. Sie alle wollen das Gepäck tragen: braune Araber, dunkle Nubier, fettglänzende Mohren. Endlich bringt die Transit-Reisenden ein kleines Dampfboot ans Land, ein Omnibus ins Hotel. Das preußische Consulat, dessen schwarz-weiße Flaggenstange das preußische Herz wunderbar anheimelt, wie der deutsch-evangelische Pastor Alexandriens, gehen unsern Missionaren mit Rath und That zur Hand. Die Hitze Afrikas und besonders die auf dem rothen Meere zwingt zum Ankauf eines rothen Fezz und weißen Turban. So ausgerüstet gegen die brennenden Sonnenstrahlen wird Alexandria besehen. O was ist unter dem matten Scheine des Halbmondes aus der alten christlichen Stadt mit ihrer hochberühmten Theologenschule geworden! Zwar giebt es christliche Kirchen, auch eine deutsch-evangelische, ein prächtiger Bau, 145,000 Thlr. im

Berth, zu dem der Vice-König 200 Pfund Sterl. und den Bau-
latz gegeben. Aber die Eingebornen sind keine Christen mehr.
Sie könnte sonst jener Gottesacker dort so öd und traurig daliegen,
in Grab mit einem Baume bepflanzt, der zum Himmel hinauf-
igt, keins mit Blumen geziert, den Sinnbildern freudiger Gedan-
n, jedes nur mit einem riesigen, sargartigen, weißen Steine bela-
et! Wie könnten sonst jene 50 Klageweiber, die von einer Beer-
gung zurückkehren, ein so schreckliches Geheul ausstoßen! Wie
nnte dort auf dem Markte ein so ekelhaftes Feilschen stattfinden,
r Verkäufer den doppelten Preis vorschlagen, die Käuferinnen sich
weit erniedrigen, daß sie die schmutzigen Füße des Händlers
issen, um nur ein paar Ellen Baumwollen-Zeug zu erhalten!
nd doch fesselt das wechselnde Bild afrikanischen Lebens, das sich
af Markt und Straßen Alexandriens abrollt, das Interesse unsrer
eisenden immer und immer wieder. Kameeltreiber und Eseljungen,
e ihre armen Thiere unter beständigem Schreien und Prügeln
urch die Straßen jagen, Wechsler mit kleinen Tischen voll Silber-
nd Goldmünzen, feine Equipagen reicher Europäer, eine vornehme
raberin in Weiß auf dem Esel, ein reicher Araber, fein und bunt
ekleidet, in einem Einspänner, voran ein Läufer in weißen flat-
rnden Gewändern, mit geschwungenem Stabe dem Gebieter Platz
achend, schmutzige Kerle, die auf der Straße mit französischen
arten spielen, Wasserträger mit ihren wie Seeungeheuer aussehenden
Wasserschläuchen aus Ziegenhaut, über den Hausthüren Unmengen
istender Tauben, herrenlos umherlaufende Hunde, Verkäufer todter
Singvögel, die ganze Körbe voll Schwalben, Bachstelzen, Rothkehl-
en, Zeisige als Leckerbissen ausbieten, dabei schreckliches Geschrei
nd überall ekelhafter Schmutz und lästige Zudringlichkeit der unver-
hämten, bei jeder Dienstleistung nach extra Backschies (Trinkgeld)
rdernden Führer und Packträger, — das giebt Alles dem öffent-
chen Leben auf der Straße ein Gepräge, das dem Europäer wohl
st recht unangenehm ist, aber doch den Reiz der Neuheit und
igenthümlichkeit hat. Besonders der Missionar, der hier zum
rsten Male nichtchristlichen Boden betritt, kann ja nur mit dem
oppelt interessirten Auge der Liebe Christi auf dieses hinblicken.

Was waren Gottes Gedanken, als er den breiten Gürtel des Mohamedanismus zwischen die christlichen und die heidnischen Länder legte? Wann wird auch hier wieder das Kreuz leuchten? — Und wenn schon an der Pforte des Orients dem deutschen Herzen Alles so gar fremd erscheint, wie wirds erst werden dort am Ziel der Reise, wo das Morgenländische sich unvermischt durch Sitten und Gebräuche des Abendlandes darstellt?

Von Alexandrien nach Suez, den Weg, den die Kinder Israel einst in großem Karavanenzuge gemacht, per Eisenbahn! Jetzt führt auch die Wasserstraße des Suez-Kanals durch die Landenge, und kann ebenfalls für Personen-Beförderung gewählt werden. Die Bahn führt über Cairo. Die ganz aus schönstem Marmor gebaute Moschee und einer der vielen Paläste des Vice-Königs werden bewundert. Bei der dünnen Luft sind die Pyramiden der Pharaonen deutlich zu erkennen. Zum ersten Male gehts nun durch die Wüste hindurch. Wie sieht sie aus? Nicht eben, wie wir sie uns gewöhnlich denken, sondern hügelig, wellig; Flugsand, dann etwas Fels, dann eine Höhe, bedeckt mit kleinen Steinen, dann einige ackergroße Stücke, wo Diesteln wachsen — das ist Wüste. Eine Karavane von 12 Kameelen, die langsam in die Ferne dahinzieht, eine andere kleinere, die zur Seite der Bahn ausruht, ein niedriges wie ein Steinhaufen aussehendes Bahnwärterhäuschen, vor ihm ein Araber mit dem Fähnchen und ein im Sande scharrendes Huhn, ein elendes Dorf, gegen dessen Häuser das Wärterhaus noch elegant ist, und dessen Bewohner schon früh $^1/_2$ 7 rauchend und spielend zusammensitzen — das ist die Staffage des traurigen baumlosen Bildes.

Nach 12stündiger Fahrt ist Suez erreicht. Die lästige Scene mit dem Backschies fordernden Arabern wiederholt sich natürlich auch hier. Alles ist furchtbar theuer (eine Flasche Bier 20 Sgr.). Doch finden Missionare ungesucht billige Berücksichtigung bei dem freundlichen Wirth. Das Leben auf dem Bazar gleicht dem von Alexandrien. Vor dem Hotel Apfelsinenverkäufer und Wechsler in Menge. Bei den Letzteren wird jedes Geld angenommen, russisches, französisches, englisches, indisches, selbst preußische $2^1/_2$ Sgr. Auch

Suez ist eine kleine deutsche Gemeinde, früher mit der in
randrin verbunden, jetzt mit eigenem Pastor.

Von Suez ab trennen sich die Passagiere. Die übermüthigen
nzosen fahren nach Mauritius. Unsere Missionare besteigen mit
ernsteren Engländern den Dampfer, der nach Calcutta führt.
f dem wohleingerichteten großen Schiffe ist für jede Bequemlich-
gesorgt. Jeden Tag muß einer der Ochsen, die auf dem Verdeck
en, die trutzige Stirn dem Beile darbieten. In dem Salon
an der Decke große Fächer (Pankahs) angebracht, die von
müthigen Japanesen gezogen, dem Reisenden kühlere Luft zufächeln.
der Region, wo einst die Israeliten dem Verschmachten nahe
en und nach Wasser schrieen, können christliche Missionare ihre
ge jetzt mit Eis kühlen. Aber die Hitze ist auch entsetzlich,
ohne Tarputsch (Fezz mit darum gewundenen weißem Tuche)
de man Kopfschmerzen nicht los werden. Die 18—20 Kinder
kas, die die Maschinen besorgen, fühlen sich bei der Hitze frei-
ganz wohl. Ebenso die Chinesen, Hindus und Araber, die
rosendienste thun. Wohl drängt ihr Anblick den jungen Frie-
sboten schon unterwegs das Wort des Lebens zu verkündigen.
egenheit wäre ja da, und der Bekenntnißmuth, mit dem Muha-
aner und Hindus unbekümmert um die neugierigen Blicke der
isten ihre Gebete verrichten, ist gleichsam eine laute Aufforderung,
er kennt die Sprache nicht und muß schweigen. Im günstig-
Falle ist er der englischen Sprache mächtig, und dann wird es
mit Freuden begrüßt, wenn er den Reisegefährten einen
tesdienst hält. Wo nicht, so kann höchstens ein Choral, den
uf dem Pianino im Salon spielt, die Passagiere zu stiller
acht sammeln und zum gemeinsamen Gedanken an den Einen
und Herrn führen, der gerade auf dem Meere als der einzige
r und Beschützer mehr als sonstwo erkannt wird. Daß die,
e Andern das Lebensbrot bringen wollen, sich selber täglich
und gemeinsam daran stärken, das versteht sich von selbst.
näher sie dem Ziel ihrer Bestimmung kommen, desto mehr müssen
a auch die eigne Schwachheit fühlen und die Kräftigung bei
suchen, der allein in ihrer Schwachheit mächtig sein kann.

Also auf dem rothen Meere! Roth heißt es, und doch sind seine Fluthen schön blau, — warum also? Wahrscheinlich von den rothen Sandsteinfelsen, die es umsäumen. Fast 7 Tage dauert die Fahrt, die außer einem Blicke nach den gewaltigen Bergmassen des Sinai und einem zweitägigen Aufenthalte im Hafen von Aden, diesem Gibraltar des Ostens, des Interessanten wenig bietet. Glücklich ist das Thor der Gefahr, Babelmandeb, passirt, und in den weiten indischen Ocean steuert das Schiff. Die unerträgliche Hitze hat etwas nachgelassen, die Luft, nicht mehr durch die kahlen Steingefilde Arabiens ausgedrocknet, sondern feucht von den Wellen des Meeres, über die sie hinstreicht, wird mit Wonne eingeathmet. Aber doch wird die Fahrt den Reisenden gar lang. Neun Tage schauen sie vergeblich auf dem indischen Ocean nach Land aus. Da endlich umkreisen Landvögel das Schiff, schwimmende Pflanzen verkünden die Nähe der ersehnten Küste, gewürzige Düfte wehen von Südosten herüber. Ceylon wird sichtbar mit seiner lang hingestreckten, grünlachenden Küste, mit seinen schönen, blauen Bergen, Ceylon, diese „Perle, die aus der Braue des indischen Festlandes getropft ist.“ Es ist ein überraschend großartiger Anblick: diese dunkeln Klippen, an denen sich die weißschäumenden Wogen brechen, darüber das Grün der Palmen, im Hintergrund in mannigfaltigsten Formen bis zum Gipfel bewaldete Gebirge. Der Reisende, der vor Kurzem erst die dürren, baumlosen Wüsten Afrikas und Arabiens verlassen, glaubt ein Paradies zu sehen. Und ein Paradies ist Ceylon, die schönste, fruchtbarste Insel der Welt. Leider nur, daß die Messagerie française ihren Passagieren kaum einen halben Tag vergönnt, diesen mährchenhaften Boden zu betreten. Doch die Zeit wird so gut wie möglich ausgekauft. Durch das Backschies-Schreien, das die Singhalesen gerade so gut können, wie die Araber, läßt man sich nun eben so wenig irre machen, wie durch die verschiedenen Anerbietungen der Portiers, Wäscher und Fruchthändler. Nach kurzer Rast in einem Hotel gehts eiligst durch die Straßen der Stadt ins Freie hinaus, um soviel wie möglich von der Eigenthümlichkeit der Insel und ihrer Bewohner zu erfassen.

Nur ungern versagen wir es uns, die Eindrücke zu schildern,
r Reisende von Ceylon mitnimmt. Die frauenartig geklei-
Singhalesen mit ihren Zöpfen und runden Kämmen, die
kbeladenen Weiber, die ihre Kinder auf der rechten Hüfte
, Alle, Männer und Weiber, mit Sonnenschirmen aus Palm-
n und die Lippen und Zähne schön roth gefärbt vom bestän-
Bethel-Kauen, die Produkte des Landes, die in reicher Fülle
em Markte zum Verkauf liegen, die Kunstfertigkeit der mit
infachsten Instrumenten auf den Straßen arbeitenden Hand-
, die Blüthenpracht der Wälder und Felder, das sociale und
se Leben der zum Buddhismus sich bekennenden Bewohner,
lles würde der Leser sich gewiß gern zu einem Bilde zusammen-
lassen, — doch diese kurze Reiseschilderung hat ja nur den
, nicht mit allzu dürren Worten zu sagen, wo das Volk der
s wohnt, und welcher Weg zu ihnen führt — darum weiter,
! Genug, daß unsre Reisenden hier schon einen Vorschmack
men von dem indischen Leben, und um so sehnsuchts- und
tungsvoller den Augenblick herbei wünschen, da sie zum ersten
das indische Festland betreten.

Noch aber gilt es, acht Tage lang sich von dem schwankenden
nte schaukeln zu lassen. Noch einmal hält der Steamer in
chery, der französischen Besitzung, dann noch einmal in
as, dann läuft er ein in den Hugly, den mächtig breiten
des Ganges, an dem Calcutta liegt, das Ziel der Seereise,
auptstadt des großen Indien.

Da steht denn der Missionar an der Pforte des großen Lan-
für das er bestimmt ist. Riesengroß wie das Land liegt die
vor ihm. Indien zählt 120 Millionen Einwohner, darunter
00,000 evangelische Christen. — Das Heidenthum Indiens
einer kolossalen Festung. — Die Bollwerke, mit denen der
eind die unsterblichen Seelen der Inder umgeben hat, Götzen-
Hochmuth, Lüge, Kastenwesen, scheinen unüberwindlich. Aber
m Angriff des himmlischen Königs und seiner Geisteswaffen
alle Mauern fallen. Und Indien ist eine durchs Christen-
von allen Seiten belagerte Festung. Vor 150 Jahren hat

auch die evangelische Kirche begonnen, sich an der Belagerung zu betheiligen und ihre Arbeit anfangs freilich mit vielen Unterbrechungen, seit Beginn dieses Jahrhunderts jedoch mit um so größerer Kraft bis auf diesen Tag fortgesetzt. 450 evangelische Missionare der verschiedensten Denominationen sind jetzt im Lande, bereits giebt es gegen 400 evangelische Kirchen und über 1500 evangelische Schulen. Es ist ein heißer Kampf, der in dem heißen Indien gekämpft wird, schon mancher der Streiter Christi hat auf diesem Felde der himmlischen Ehre sein Leben lassen müssen, — aber auch manch glorreicher Sieg ist schon errungen worden. Nicht nur vielfache Außenwerke sind erstürmt, auch im Innern des Heidenthums haben die Brandkugeln christlicher Predigt und Civilisation schon vielfach gezündet. Und was das Beste ist, die Leute in der belagerten Festung fühlen es, daß sie nicht lange mehr sich werden halten können. Niemand kann sich mehr der Ueberzeugung verschließen, daß die Tage des Götzendienstes für Indien gezählt sind, und daß die Kämpfer des Evangelii einmal die Kreuzesfahne auf den Trümmern brahmanischen und buddhistischen Heidenthums aufpflanzen werden. Wann aber? — wer will das sagen! Jedenfalls gilts noch viele harte Kämpfe, und manch ein christlicher Glaubensbote muß noch den Hugly hinauffahren und in die Reihen der heiligen Streiter eintreten.

Unsern Freunden, berufen gegen eins der Außenwerke indischen Heidenthums zu Felde zu ziehen, kommt Angesichts der indischen Erde, die sie nun betreten wollen, die Größe ihrer Aufgabe besonders klar zum Bewußtsein. Was ein Missionar einst von Marseille aus geschrieben, das können sie Alle unterschreiben: „Das Herz klopft uns wie einem Streiter vor der Schlacht, — ängstlich für uns selbst, aber freudig, muthig, todesmuthig im Blick und Vertrauen auf unsern Feldherrn, der das Feld behält und der den Seinen ewig wahre, nimmer wankende Verheißungen gegeben hat. Er voran! Sein Wort und Sein Geist mit uns und in uns! So wird uns nichts mangeln. Er ist bei uns.“ —

Die Ufer des Hugly bieten einen reizenden Anblick. Prächtige Landhäuser der reichen Engländer und niedrige Hütten der Ein-

gebornen, beide, umgeben von grünenden und blühenden Gärten, spiegeln sich in dem majestätischen Strome. Rechts erscheint bald das Palastgebäude des Exkönigs von Oudh, links das palastähnliche Gebäude des Bischops-College.

Calcutta, die Stadt der Millionen und Paläste, ist erreicht. Eine gute halbe Stunde lang müssen unsre Reisenden nach der Herberge fahren, die ihnen die Liebe indischer Missionsfreunde bereitet. Mit unaussprechlichem Danke gegen den Herrn, der sie sicher durch Sturm und Wellen hindurch geführt, legen sie sich zum ersten Male nach 4 wöchentlichem Schiffsleben auf festem Boden zu erquickender Ruhe nieder.

Calcutta ist als Sitz der Regierung auch für die Missionare des Binnenlandes die Stadt, mit der sie stets durch viele Fäden verbunden sein werden. Es gilt daher viele Besuche zu machen und wichtige Beziehungen mit Missionsfreunden und auch Missionaren andrer Gesellschaften hier anzuknüpfen. Dabei können sie zur Genüge die weitläufig gebaute Stadt mit ihren breiten Straßen und prachtvollen Palästen bewundern und die ersten Eindrücke indischen Lebens in sich aufnehmen. Einkäufe werden besorgt für die künftige Haushaltung und dabei manche Klagen laut über den ungewohnten, zeitraubenden Handel mit den eingebornen Kaufleuten, deren Forderungen ins Unverschämte gehen. Neben der anstrengenden Unruhe der geschäftlichen Besorgungen giebts aber auch Stunden herzerfreuender Gemeinschaft. Welche Wohlthat besonders, nach so langer Zeit einmal wieder einen sonntäglichen Sonntag, wenn auch in einer englischen Kirche, feiern zu können!

Indien ist ein wohlcultivirtes Land. Die Engländer thun alles Mögliche, um seinen Wohlstand zu heben. Eisenbahnen führen nach verschiedenen Richtungen hin, und wo sie aufhören, da verbinden wenigstens Chausseen und Telegraphenlinien die größeren Städte. Ebenso ist der Postverkehr wohlgeordnet. So können auch Missionare, die zu den Kolhs wollen, die Wohlthat raschen Verkehrs genießen. Sie besteigen den Bahnzug, der von Calcutta die ganze indische Halbinsel durchschneidend nach Bombay an die Westküste des Landes führt. Etwa 30 deutsche Meilen nordwestlich

von Calcutta jedoch, an der Station Barrakur, müssen sie d
Bahn wieder verlassen, und nun führt sie ein Garri — indisch
Postwagen — in südlicher Richtung nach dem Lande der Kolh
Der Weg ist gut, sehr gut, aber das schwache Pferdchen versa
oft den Dienst. Obgleich sie alle zwei Stunden ein anderes erha
ten — so müssen sie bergauf vielfach aussteigen und schieben helfe
Nach $1^1/_2$ tägiger Tour, von Barrakur ab gerechnet, gelangen s
endlich nach Huzaribagh, der ersten Missionsstation unter de
Kolhs. — Damit sind sie im Lande ihrer Bestimmung, 150
deutsche Meilen weit vom Vaterlande entfernt.

I. Abtheilung.

Die Kolhs.

1. Das Land.

1. Mose 34, 1.

Das Gebiet der deutsch-evangelischen Kolh-Mission erstreckt sich vom 22 bis zum 24° nördlicher Breite und vom 84—87° östlicher Länge. Es umfaßt die Reg. Departements Chutia Nagpur (sprich Tschutia N.),[1] südlich davon Singbhum, östlich Manbhum und greift auch nördlich in den District Ramgurh. Seine Entfernung von Calcutta beträgt etwa 30 deutsche Meilen. Von Deutschland liegt es 1500 deutsche Meilen südöstlich. Die Differenz der Zeit zwischen Deutschland und dem Lande der Kolhs beträgt danach etwa 5 Stunden; um so viel geht also dort die Sonne früher auf. — Die geographische Breite des Landes zeigt, daß es bereits in der heißen Zone liegt. Drei Jahreszeiten gehen daher alljährlich über das Land hin, die heiße Zeit von Mitte März bis Mitte Juli, die Regenzeit in den darauf folgenden 4 Monaten, die kalte, unserm Winter entsprechende Zeit in den übrigen.

Die heiße Zeit ist für den Europäer außerordentlich drückend. In den durch hohe Gebirge von der Seeluft abgeschlossenen Niederungen Singbhums zeigt das Thermometer oft 106° F. (32½° R.) im Schatten. In Ranchi, der Hauptstadt Chutia Nagpurs, die 1400′ höher liegt, ist die Temperatur durchschnittlich 4° 71. niedriger. Durch diese Hitze verwelkt und verdorrt fast die ganze

---

1) Gewöhnlich nennt man den District Chota N., er ist aber nach dem früheren Königssitze Chutia in der Nähe von Ranchi genannt, und hört man bei genauer Beobachtung der Aussprache das allerdings halb verschluckte i aus dem Worte deutlich heraus.

Vegetation. Wie aus einem Backofen heraus wehen aus den Thälern die heißen Gluthwinde. Die Luft ist dann so dick, daß die Sonne oft glühend roth aussieht, ähnlich, wie wenn sie bei uns durch dichte Nebel hindurch scheint. Selbst die Eingebornen, die sich doch in der heißen Zeit wohler fühlen als in der kalten, nehmen Sonnenschirme und können von 11—2 Uhr nicht arbeiten, der Europäer aber sieht sich in seine Wohnung gebannt, in der er durch die Pankah, einen an der Zimmerdecke befestigten Fächer, durch Verschluß der Thüren mit Flechtwerk aus der Kaskas-Wurzel und durch wiederholtes Baden sich einigermaßen gegen die Hitze und ihre bösen Folgen zu schützen sucht. An Reisen, ja auch nur an kleine Touren nach benachbarten Orten ist in der heißen Zeit nicht zu denken. Höchstens, daß man nach Sonnen-Untergang das Haus verlassen darf. Diese Hitze, die ja in den Gangesniederungen noch bedeutender auftritt, ist der Schutz Indiens. Sie macht das Land für europäische Colonisation ungeeignet und bewahrt seine Bewohner vor dem Schicksal der Indianer Amerikas. Freilich vertheuert sie auch die Missionsunternehmungen.

Die Regenzeit ist die üppigste Zeit des Jahres. Was die Sonne verbrannt hatte, das sprießt jetzt wieder lustig in die Höhe. Mit hohem Gras bedecken sich selbst hartgetretene Wege. Waldpfade wachsen oft in wenig Wochen so zu, daß man durch die dichten Schlinggewächse nicht hindurch kann. Der Reis, der in die wasserbedeckten Furchen eingepflanzt wird, keimt und verwandelt bald die Wasserfläche in ein rauschendes Saatfeld. Die Regenzeit ist die Saatzeit und darum auch für die Eingebornen die Haupt-Arbeitszeit. Daraus geht schon hervor, daß wir sie nicht als eine Zeit ununterbrochner Regengüsse uns vorstellen dürfen. Nein, Regen wechselt mit warmem Sonnenschein, aber der Regen, der in der heißen Zeit fast ganz fehlte, ist jetzt vorherrschend. Leider verbieten auch die Regenmonate dem Europäer längere Reisen. Die Luft ist feucht, aber immer noch entsetzlich schwül. Fieber und Cholera haben in den während der Regenzeit sumpfigen Thälern ihre Brutstätten. Die zahlreichen Flüsse des Landes sind hoch angeschwollen und zu Strömen geworden, die nicht

passirt werden können. Schlangen kriechen aus ihren Löchern und bedrohen im Grase lauernd Menschen und Thiere.

Dem Europäer am angenehmsten ist die sogenannte kalte Zeit. Sie gleicht im Gebiete der Kolh-Mission etwa unserm Mai. Am Tage freilich ist's auch jetzt noch so heiß, daß der Bewohner nördlicher Gegenden ohne den fingerdicken aus Pflanzenmark gefertigten Solahut und ohne Sonnenschirm nicht gut ausgehen kann. Aber die Nächte sind kühl. In den Niederungen Singbhums fällt das Thermometer im Januar, dem kältesten Monate, bis auf 50° F. (= 5° R.). Auf den Höhen bedeckt sich der Boden wohl auch einmal mit Reif. Die armen Kolhs frieren in ihren luftigen Kleidern ganz gehörig, und auch der Europäer holt Winterüberzieher und dicke Stiefeln hervor, ja wäre ganz zufrieden, wenn in seiner Stube ein Ofen oder Kamin stände. Doch ist die kalte Zeit die Sehnsucht des ganzen Jahres. Jetzt liefert der Garten alle europäischen Gemüse, am Weihnachtsfeste schmücken Rosenbouquets den Tisch, und, was die Hauptsache ist, jetzt gehts hinaus über Berg und Thal, und die Arbeit auf der Station macht der Missionsarbeit im eigentlichen Sinne, den Predigtreisen nach entfernten Heiden- und Christendörfern, Platz.

Betrachten wir nun das Land selbst, über das diese Jahreszeiten mit ihren Plagen und Segnungen alljährlich hinweg ziehen. Seiner orographischen Beschaffenheit nach ist es ein Gebirgsland, besser wohl ein von Bergketten durchzogenes und zahlreichen tiefen Flußthälern durchschnittenes Hochland. Die durchschnittliche Höhe des Plateaus dürfte 2000′ über dem Meere sein. Chaybassa, die Hauptstadt Singbhums, liegt am tiefsten, nur 750′ hoch, im Westen dagegen erheben sich die Berge bis 3600′. In Singbhum und Manbhum fällt das Plateau in Absätzen von 1000 und 800′ Meereshöhe ab, die Berge, die letztere Districte umgränzen, steigen jedoch zu einer Höhe von 2900′.

Das Areal der ganzen Hochebene beträgt ca. 14,000 englische □M.

Wie das Heidenthum bildlich, so ist das Land der Kolhs buchstäblich eine natürliche Festung. Die Gebirgszüge, die sich

hinter einander immer höher erheben, und oft parallel, oft im Winkel zu einander stehen, sind die Wälle; die tiefen, zur Regenzeit besonders sehr wasserreichen Thäler und Schluchten, die Wallgräben. Diese Formation des Landes ist nicht die geringste Ursache, daß es trotz seiner Nähe zu Calcutta bisher zu den unbekanntesten Landstrichen Indiens gehörte und, was den Süden betrifft, zum Theil noch gehört.

Der Boden ist ungemein fruchtbar und zum mindesten in den ebenen Strichen wohl cultivirt. Der eigentliche Urwald findet sich nur noch in den Bergen. Auf den Hochebenen erinnert blos vereinzeltes, niedriges Buschwerk, oder hie und da, besonders in der Nähe der Dörfer, ein kleiner Hain noch an den undurchdringlichen Jangel (sprich Dschangel), der einst Berg, Thal und Ebene bedeckte, — sonst ist alles Land, soweit nicht der Felsen zu Tage tritt, oder Steingeröll die Bergabhänge bedeckt, zum Bau von Getreide hergerichtet. Europäische Getreidearten gedeihen sämmtlich, werden aber wenig cultivirt, da der Kolh sie weder zur eignen Speise, noch zum Füttern des Viehs benutzt. Am häufigsten wird noch Waizen gebaut, Roggen gar nicht. Die Hauptfrucht ist der Reis, der in verschiedenen Arten wächst. Die Reisfelder liegen entweder terrassenförmg an den Bergabhängen und sind mit Dämmen umgeben, um das Wasser aufzuhalten, das zum Keimen und Wachsthum der Saamen nöthig ist, oder auf dem Tieflande. Der Hochland-Reis (gora bawa) hat wieder verschiedene Sorten: dasi (dick), karanga (in der Hülse schwarz), jereng (weiße und dicke Körner), maniari (in der Hülse röthlich aussehend), rutu (weiß und dick). Aller gora bawa ist für die Europäer ungenießbar. Sie essen nur Tiefland-Reis (don bawa), der ebenfalls verschiedene Sorten zählt: neta (röthlich in der Hülse), rangi (dick und röthlich), ras (dick, röthlich und rundlich). Außerdem giebts Mittelsorten: rautgoli (röthlich in der Hülse), tilasai (weiß). Besonders feine Sorten sind prasad bhag, adoa und champakusi. — Nächst dem Reis werden bei den Kolhs verschiedene Hirsesorten häufig cultivirt: kode (Marna im Hindi), sieht unserer Hirse ganz ähnlich und wird vorzugsweise zum Brodbacken gebraucht, gudlu

(Gundali auf Hindi), ist kleiner als kode, die Frucht aber auch Hirse ähnlich, endlich iri (die Saua der Hindus), der obigen ähnlich. Beide letzteren Sorten werden wie Reis enthülst und gekocht. — Türkischer Waizen (jonra auf Kolh, Makai auf Hindi) und der in der Höhe diesem gleiche, im Fruchtstande aber Hirse ähnlichere Gangai finden sich häufig. — Zur Bereitung von Oel baut man Surguja (Maga im Kolh), Lutni (Kolh: Mani), Til (Kolh: tilming); das Oel der ersteren Frucht wird zum Essen, das der beiden letzteren außer zum Essen auch zum Einschmieren der Haare und zum Salben des ganzen Körpers gebraucht. — Unter den vielen Bäumen, die Oelfrüchte liefern, sind die bedeutendsten karang (korongo in Kolh), ein kleiner Baum mit lila und weißer Blüthe, dessen plattgedrückte Frucht Brenn- und Salböl giebt, und Mohua (Kolh: Madukam), ein großer, weißblühender Baum, dessen Oel sehr wohlschmeckend ist. — Taback wird überall von den Eingebornen zu ihrem Bedarf gebaut. Kaffee wird in Ranchi (sprich Rantschi), Thee in Hazaribagh, beide nur in einer Bodenhöhe von wenigstens 2000′ über dem Meere cultivirt. — Baumwolle (Gossypium europaeum) gedeiht vortrefflich im ganzen Lande und liefert den Hauptstoff zur Bekleidung der Bewohner. Auch ein wildwachsender Waldbaum mit brennend rother Blüthenpyramide liefert in seinen langen Fruchthülsen brauchbare Wolle. — Von Gemüsepflanzen bauen die Kolhs verschiedene Arten. Besonders beliebt sind bei ihnen das Dal, eine linsenartige Hülsenfrucht mit gelber Blüthe, dann eine Bohnenart mit zwei Fuß langen, hochrothe Saamen enthaltenden Früchten, und der spanische Pfeffer, dessen Schotenfrüchte noch in grünem Zustande (reif sind sie hochroth) von den Kolhs und wohl auch den Europäern zum Reis gegessen werden. — Von Obstbäumen wird vorzugsweise der große, breitästige Mangobaum (Mangifera indica) angepflanzt. Er durchzieht die cultivirtesten Striche oft in langen Alleen, findet sich aber in Gruppen oder einzelnen Exemplaren fast bei jedem Dorfe. Seine pflaumenähnlichen Früchte haben einen angenehmen, süß-sauern Geschmack. In den Gärten finden sich außer Bananen, Citronen, Apfelsinen, Feigen, Kokos-Palmen, als Hauptfrüchte noch die birnenähnliche Guava oder Amrut und der Kastorapfel, dessen

grüne apfelgroße Frucht mit waffelähnlicher dicker Schale ein weißes, süßes, aromatisches Fleisch und bohnengroße schwarze Kerne hat, aber gleich der Amrut sich nur einige Tage hält; — dann der Brodfrucht- oder Kantar-Baum mit seinen widerlich süß schmeckenden und duftenden, für den Europäer ungesunden Früchten, die so groß sind wie Kürbisse, und von denen ein Mann oft nur zweie tragen kann. — Gurken, Melonen und Ananas gedeihen ohne große Pflege in den Gärten der Eingebornen, in denen der Europäer auch sämmtliche europäische Gemüse, und Kartoffeln das ganze Jahr hindurch.

Wahrhaft großartig ist die wilde Schönheit der Gebirgsgegenden. Hoch hinauf in den südlich blauen Himmel ragen die stolzen meist schön bewaldeten Berge, hinter denen die sinkende Sonne den Horizont in den wunderbarsten Tönen färbt und mit wechselndem Farbenspiel ihre Strahlen in die neblichen Thäler sendet. Gewaltige Felsen thürmen sich zur Seite des Weges, den wir uns mühsam erst bahnen müssen. Tief unter uns ein Flußbett. Welch' Chaos darin von Fels und Stein und entwurzelten Riesenbäumen! Donnernd stürzen die Wellen des Flusses, den der letzte Regen gewaltig genährt, über alle diese Hindernisse hinweg. Oft verengt sich das Bett so, daß es gleichsam ein Thor bildet, durch das der Strom ächzend und schäumend sich hindurchdrängen muß. — Der Wald zu unsrer Seite ist undurchdringliches Dickicht. Riesenstämme, umrankt umschlungen hundertfach von mehr als armesdicken Schlinggewächsen ragen weit hinaus über das niedrige Unterholz. Hier dieser Baum mit seinen bunten Blüthen, die an den hängenden Zweigen sich herabneigen, gleicht einer blumengeschmückten Laube; dort jener andre hebt seine brennendrothen Blüthenbüschel in die Höhe, wie ein Kronleuchter, wie ein Weihnachtsbaum seine glänzenden Lichter; dieser wieder, etwa 20′ hoch, hat ganz die glänzenden Blätter und die porcellanähnlichen Blüthen der Camellie darüber, dazwischen ziehen sich grünende, blühende Schmarotzerpflanzen von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm. Wie prächtig glänzen die bizarr geformten Blüthen, Aehnliches ist bei uns nicht zu sehen, auch nicht in den berühmtesten Gärten. — Wir sind hinabgekommen in das Thal. Das Bambusgebüsch, das über Roß und

Reiter mit seinen weidenartigen Blättern zusammenschlagend, den Pfad oft zu einem Laubengange machte, ist zurückgetreten. Das Thal hat sich erweitert. Neben dem Fluß dehnt sich eine wuchernde Grasfläche aus. Es ist freilich keine blumenbedeckte nordische Wiese, doch ersetzt die Ueppigkeit des Graswuchses, was ihr an Blüthenreichthum fehlt. Wir können die Gegend jetzt übersehen. Dort, ha! wie die Felsenwände schroff emporsteigen. Plötzlich brechen sie ab. Ein kleines Seitenthal öffnet sich. Ein mächtiges Getöse, von dem das Rauschen des jetzt ruhiger fließenden Stromes übertönt wird, dringt uns entgegen. Es ist ein Bach, der von beträchtlicher Höhe über die Felsen herniederstürzt und dem Flusse zueilt. An seinem Fuße steht eine Gruppe schlanker Palmen, die ihre Kronen in dem Sprühregen des Falles baden. Und dieser Durchblick durch das sich öffnende Thal! Berge über Berge, wunderbar geformt, duftig angehaucht, immer einer ferner, heller blau, als der andere.

In diesen Gebirgsgegenden verstecken sich die Dörfer völlig hinter den dichten Bäumen des Waldes. Erst wenn man ganz nahe bei ihnen ist, kann man sie sehen. Sie liegen entweder auf hohen Bergen, oder an den Mündungen von Nebenflüssen, oft drängen sie sich in ein schmales Thälchen und ziehen sich mit ihren Häusern die Berglehne hinan. Es sind nur wenig Häuser, umgeben von kleinen dem Urwald abgerungenen Landflächen. Ob wir sie nächstes Jahr wiedersehen? Wer weiß es. Vielleicht sind die Hütten dann anderswo aufgebaut, und die alte Stätte ist wieder völlig überwuchert mit Gras und Busch, um sich nach wenig Jahren von der Wildniß gar nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt weiden noch Ziegen drüben an den Hängen, gehütet durch kleine schwarze Buben, und dort zieht ein Paar Ochsen die Furchen durch das Reisfeld.

Doch ehe wir den Herrn dieser Schöpfung betrachten, einen Blick in die Thierwelt.

Von Hausthieren finden sich bei den Kolhs die Büffel, der Stolz und die Freude ihrer Besitzer. Sie werden als Zugvieh benutzt und mit 8—20 Rupies (à 20 Sgr.) das Stück bezahlt. Das gebräuchlichste Rindvieh, das gezüchtet wird um Fleisch und Milch zu liefern, und für gewöhnlich zur Bearbeitung des Ackers

dient, sind die Zebus, jene kleine Race mit dem Buckel auf den Schultern und dem gelben Fell. Die Arbeit in den schlammigen Reisfeldern können sie nicht gut leisten, weil sie zu schwach sind, auch leichter einsinken als die Büffel mit ihren dicken Beinen und breiten Hufen. Ein Zebu-Ochse kostet 5—10 Rup. Das Pferd findet sich selten, es ist Luxusartikel der reichen Leute. Die in Nagpur vorkommende Race sind kleine schwache Ponys und schon für 8 Rupies zu haben. Schöne, kräftigere kosten 20, 30 wohl auch 40 Rupies. Gezähmte Elephanten sind nur im Besitz reicher Hindus. Schaafe und Ziegen werden überall gehalten. Ihr Preis schwankt zwischen 12 Anna (à 1 Sgr.) und 2 Rup. 18 Hühner kosten 1 Rup., ein Perlhuhn 4—6 As, eine Gans 1 Rup., Schweine werden in großer Anzahl gehalten.

Ein reiches Thierleben entfaltet sich in den Wäldern. Da ist zuerst der König aller indischen Thiere, der Tiger. Seltener in den höher gelegenen, cultivirteren Strichen, findet er sich ziemlich zahlreich in den Niederungen und Wäldern. In manchem einsamen Waldthale kann man die Berge vom Brüllen drei, vier auch mehrerer dieser Bestien wiederhallen hören. Doch ist er nicht so gefährlich, als man denkt. Unseres Wissens ist wenigstens unter den Kolhs noch nie ein Missionar ihm zur Beute geworden. Eingeborne fallen allerdings nicht gar zu selten unter seinen spitzen Zähnen und gewaltigen Klauen. Für die Heerden der Kolhs ist er ein großer Feind. Auch bringt er Nachts in die Häuser und holt aus denselben nicht nur Schafe, Ziegen oder Kühe, sondern auch Menschen weg. Auf Reisen hält man ihn bei Tage durch lautes Rufen und beständiges Schlagen an die Bäume, Nachts durch Feuer ab. Doch kommt er letzterem oft so nahe, daß ihm noch ein Feuerbrand gegen den Kopf geschleudert werden muß, durch den er sich dann auch glücklich vertreiben läßt. Eine größere Anzahl Menschen greift er sehr selten an, nur Einzelne, dann aber auch Reiter, besonders wenn das erschreckte, zitternde Pferd sich nicht im Schritt halten läßt, sondern in Galopp setzt. Geistesgegenwart und Ruhe ist die beste Waffe gegen ihn. Es kömmt vor, daß er den Reisenden bis auf 5 Schritt an sich herankommen läßt, ihn mit seinen glühenden

Augen fixirt, von diesem fixirt wird, und dann knurrend kehrt macht und das Weite sucht. In Nagpur und Singbhum pflegt der Missionar ohne jegliche Waffe zu reisen. Pulver und Blei, denkt er, ziemt nicht der segnenden Hand, traut den Worten der Verheißung: „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen" — und traut nicht umsonst auf sie. Die Kolhs jagen den Tiger mit Pfeil und Bogen, Stangen und Flinten. Für jedes erlegte Exemplar wird von der Behörde gegen Ablieferung des Felles, der Barthaare und Klauen ein Preis von 30 Rup. gezahlt.

Nächst dem Tiger sind die gefährlichsten Raubthiere Panther, Bären und Hyänen. Für sie zahlt die Regierung ein Schußgeld von beziehungsweise 10, 10 und 3 Rup. Erstere kommen wohl auch in die Gärten und suchen sich abgefallene Feigen, lassen sich aber durch Hunde und Steinwürfe vertreiben.

Sehr gefährlich werden den Menschen die wilden Büffel, die heerdenweise in den Wäldern hausen. Die größten Feinde der Felder, besonders der Reisfelder sind dagegen die wilden Elephanten, die vorzugsweise in der Regenzeit aus den dichteren Wäldern im Süden und Südosten kommen. In sehr kurzer Zeit können sie den Fleiß vieler Wochen vernichten, indem sie mit ihren plumpen Füßen Alles in den weichen Boden stampfen. Ist eine Heerde Elephanten in der Nähe, so macht der Reisende lieber einen Umweg von einigen Tagen, als daß er es auf eine Begegnung mit ihnen ankommen läßt.

Von eßbarem Wild giebts in Wäldern und Feldern sehr viel: Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Pfauen, diverses andres Federwild.

Sonst finden sich Stachelschweine, Gürtelthiere, fliegende Eichhörnchen, hie und da auch Schildkröten. Affen kommen Abends in Heerden zu 50 Stück aus den Wäldern an die Flüsse. Zahlreiche Papageien, besonders zwei grüne Arten, wetteifern mit ihnen im häßlichen Geschrei. An Singvögeln ist Mangel.

Die Flüsse, Landseen und Teiche sind sehr fischreich. Aber auch Krokodile und Wasserschlangen, die nicht blos Ziegen und Lämmern gefährlich werden, hausen in denselben. Besonders in Singbhum sind die zahlreichen Amphibien recht lästig. In Häuser und

Stuben bringen die Schlangen ein, häßliche Kröten hausen im Stroh der Dächer und fallen auch wohl einmal durch die schadhafte Decke in die Stube. Namentlich in der Regenzeit darf man nirgends hintreten, wo man nicht hinsehen kann, weil man überall Schlangen, von denen es dann geradezu wimmelt, fürchten muß. Die gefährlichste ist die Brillenschlange (Cobra capella). Ihr Biß tödtet binnen 5 Minuten. Leider giebts noch kein sicheres Gegengift; das einzige Rettungsmittel besteht noch darin, daß 2 starke Männer den Gebissenen, der bald in Lethargie versinkt, unter die Arme fassen und so lange, als sie irgend können, mit ihm herumrennen. Durch die Bewegung wird die Circulation des Blutes befördert, und dessen Zersetzung gehindert. Selten läuft eine nähere Begegnung mit der Cobra so gut ab, wie die, von der kürzlich erst der „friend of India" berichtete: In Calcutta spielt ein kleines europäisches Kind im Garten und wird von den Dienern etwas allein gelassen. Auf einmal sehen diese, wie eine Cobra sich um des Kindes Arm geschlungen, und wie das Kind mit ihr spielt, vor Vergnügen sie mit den Händchen auf den Kopf schlägt und dergleichen. Erschrocken holen sie sofort lange Stöcke und gehen auf die Schlange zu. Die Schlange aber macht sich vom Kinde los, und stürzt, gleichsam um ihren kleinen Spielgenossen zu vertheidigen, sich blähend den Dienern entgegen, so daß diese sich zurückziehen müssen. Darauf geht die Cobra wieder zum Kinde zurück und spielt weiter. Endlich verläßt sie dasselbe und kann getödtet werden. Das Kind ist unverletzt geblieben. —

Wie dürften wir aber neben den Schlangen die Moskitos vergessen, nächst jenen die größesten Plagegeister der heißen Zone? Ehe der Europäer sich, was ja möglich ist, an ihre Bisse gewöhnt, vergeht lange Zeit. Nur das Moskito-Netz, das er Nachts über sich hinwegzieht, sichert ihm ungestörten Schlaf.

Doch gerade unter den Insecten finden sich in Indien einige Wohlthäter der Menschen, die wieder gut machen, was die Moskitos böse machen. Da ist unter den zahlreichen, in den buntesten Farben schillernden Schmetterlingen, welche die Blumen umflattern, und durch Form und Farbe das Auge erfreuen, der Seidenspinner-

Indien ist ja das Land der Seide, und verschiedene Arten Spinner liefern ihm die weichen Cocons, aus denen die fleißigen Hände der Hindus das Seidenzeug weben, von dem schön gefärbten Prachtgewande eines indischen Fürsten bis zu dem gelben oder bräunlichen Gewebe der sogenannten Naturseide herab. — Und sollten nicht da, wo Bären sind, auch Bienen sein? In der That, das Summen dort kommt von einem Bienenschwarm, der den süßen Ertrag seiner Arbeit in einem hohlen Baumstamme geborgen hat. Nicht ohne Heldenmuth geht der Kolh aus, den zahlreichen Bienen des Waldes den Honig zu rauben. Der ganze Erlös, den er dafür bekommt, entschädigt ihn aber nur wenig für die schmerzhaften Stiche, mit denen das fleißige Völkchen seinen Stock vertheidigte.

Die Berge sind reich an Metallen, besonders Eisen, auf dessen Schmelzen man sich trefflich versteht. Gold findet sich in den Flüssen Singbhums, doch lohnt dessen Wäsche kaum die Arbeit. Früher sollen auch Diamanten gefunden worden sein, von denen aber jetzt keine Spur mehr anzutreffen ist. —

Auch wenn uns die Naturbeschaffenheit des Landes besser bekannt wäre, müssten wir auf eine eingehendere Schilderung verzichten. Nur als die natürliche Basis, auf der sich das Leben der Menschen bewegt, kommt die Natur in Betracht. Und um wenigstens einigermaßen die Kolhs wie die Missionare in ihrem alltäglichen Leben zu verstehen, dazu dürfte das Gesagte genügen. Manches Vergessene nachzuholen wird später sich reiche Gelegenheit finden.

2. Die Bewohner.

Ap. Geſch. 17, 26.

Die Bewohner des geſchilderten Landes ſind die Kolhs und ihnen verwandte Stämme.

Man hat ihren Namen früher Kol oder Cole geſchrieben und gemeint, er ſei ihnen von ihren Herren, den Hindus, als Schimpfname gegeben und bedeute „ſchmutziges Schwein.“ Mag dieſe Deutung immerhin das Elend der armen Leute treffend charakteriſiren, ſo iſt ſie doch nicht richtig. Nach neueren Mittheilungen ſprachkundiger Miſſionare iſt „Kolh“ zu ſchreiben, alſo mit dem H-Laut am Ende. So und nicht anders ſei der Name in Hindi-Büchern geſchrieben, und wer genau zuhöre, könne das H am Ende ganz wohl erlauſchen. Iſt dem ſo, ſo bedeutet der Name vielmehr „Schweinetödter“ oder „Schweinejäger“ und entſpricht völlig der Eigenthümlichkeit des Volkes, das urſprünglich im und vom Walde lebte, und jetzt noch leidenſchaftlich gern mit Pfeil und Bogen auf die Jagd geht. Uebrigens kommt es nur bei einem ſeiner Stämme vor, daß auf die Frage „wer ſeid ihr“? die Antwort gegeben wird: „Wir ſind Kolh“, ham Kolh haiñ (das ñ wird nicht ausgeſprochen, es iſt Naſenlaut). Es ſind das die Larka-Kolhs. Die übrigen Stämme nennen ſich ausſchließlich, und auch die Larkas am liebſten mit ihren Stamm-Namen.

Beiläufig ſei bemerkt, daß der Name Kolh durchaus nicht mit dem ähnlich klingenden Kuli verwechſelt werden darf. Kuli iſt der im Orient weit verbreitete Name für Arbeiter. Nun kann ja allerdings ein Kolh auch ein Kuli, ein Tagelöhner, Laſtträger ꝛc. ſein aber wie nicht jeder Kuli ein Kolh iſt, ſo auch nicht umgekehrt.

Da die einzelnen Kolh-Stämme [illegible] und Sitte sich [illegible] en, dieselben der [illegible]

Die südlichsten [illegible] Provinz Singbhum, [illegible] 23° nördlicher [illegible] Ihre Ausdehnung [illegible] von Norden nach [illegible] inhalt kommen [illegible] Wohnsitz der [illegible] Land liegt um [illegible] dem Meere. [illegible] mögen die jetzt [illegible] werk tüchtig [illegible] von Norden her [illegible] weiter nach [illegible] Ureinwohnern des [illegible] Sagen nämlich [illegible] ein wildes Geschlecht, [illegible] sich mit Eisenarbeiten [illegible] Sind diese nur [illegible] dert werden, [illegible] und Speer gar [illegible] fest, daß Nagpur [illegible] sind. An vielen [illegible] finden sich Ruinen [illegible] Teichen aus sehr [illegible] Nähe dieser Ruinen [illegible] volle Schmucksachen [illegible] Kolhs wohl nie in [illegible] Es ist nicht unwahrscheinlich, [illegible] mehr die Gestalt [illegible] gegenüber sich den Namen [illegible] nen Sprache ist, [illegible] Ho oder Horo, das heißt [illegible]

siehe No. 4. — Das 150,000 Seelen zählende Volk der Larkas
wieder in Stämme oder Kilis getheilt, deren Glieder sich nie
unter einander heirathen dürfen. Sie sind ausschließlich Ackerbau
Jede andre Arbeit ist ihnen verhaßt. Zum Tragen des Pa
(Sänfte, in der vornehme Leute dort zu Lande gewöhnlich reis
oder anderer Lasten sind sie nur durch Zwang zu bewegen. Sc
sehr ungern läßt man sich zu Tagelohnarbeit herbei. Niemals v
einigen sich Larkas um als Arbeiter auf Theeplantagen und b
gleichen zu gehen. Das widerstrebt ebenso ihrer Faulheit, als ihr
Stolze. Darum haben sich in Chaybassa viele Uraus niedergelas
die weniger empfindlich sind und sich durch Handarbeit viel G
verdienen. Auch zum Weben und Schmieden läßt sich der Ho n
herab. Das überläßt er den betreffenden Hindu-Kasten, denen
dazu in seinen Dörfern einen Platz eingeräumt hat.

Die Hos sind unter allen Kolhs die größesten und schön
Leute. Der Mann erreicht eine Höhe von 5′ 6″, die Frau
5′ 2″. Sowohl Männer als Frauen haben eine schöne ge
Haltung und einen aufrechten stolzen Gang. Hände und Füße
groß, aber wohlgeformt. In ihren Gesichtern herrscht große V
schiedenheit. Manche haben hohe Nasen und ovale Gesichtsfo
Junge Mädchen besonders sind oft sehr hübsch, ihre Züge re
mäßig, die Nasen gerade und fein gemeißelt, Mund und K
hübsch und gar nicht breit und wulstig. Die Augen aber
selten so groß, glänzend und gazellenähnlich wie die von Hin
Mädchen. Dann wieder bemerkt man recht grobe Gesichter.
breite Mund mit den dicken Lippen, die eingedrückte Nase, die
vorstehenden Backenknochen zeigen Aehnlichkeit mit mongolis
Gesichtszügen. Ebenso verschieden ist die Hautfarbe. Sie wec
vom lichtesten Braun bis zum dunkeln Chokoladenbraun. Im
gemeinen haben sie dunkelbraune Augen und schön schwarzes,
lockiges, bald schlichtes Haar. Männer wie Frauen lassen das H
lang wachsen und binden es am Hinterkopfe in einen Zopf.
Männer scheeren dabei noch den Vorderkopf, die Frauen schei
das Haar und vergrößern den an der Seite des Hinterko
sitzenden, das rechte Ohr eben berührenden Haar-Knoten noch d

eingeflochtene Menschen- oder Bären-Haare. Diese einfache Art Chignon wird weislich in den Knoten hineingelegt, so daß das falsche Haar vom eignen ganz bedeckt wird. Frische Blumen sind ein sehr beliebter und viel gebrauchter Kopfputz. Der übrige Schmuck ist sehr der Mode unterworfen. Vor zwei Jahren wurden viele Schnüre von kleinen schwarzen Perlen um den Hals getragen. Gegenwärtig lieben sie wirkliche Korallen und Schnüre mit daranhängenden Silbermünzen. So gelten Perlen, die ein Jahr vorher theuer gekauft wurden, im andern nichts mehr. Ein Schmuck, der sich mehr gleich bleibt, sind die aus Glockenmetall gefertigten Armbänder und Knöchelringe, die in großer Anzahl getragen werden und oft ein Gewicht von einigen Pfund haben.

Die Männer machen sich wenig aus ihrer äußeren Erscheinung. Selbst wohlhabende Leute gehen halb nackend und dabei doch gerade so stolz einher, als wären sie in Purpur gekleidet.

In der Gegend von Chaybassa gehen Mädchen und Frauen nett und anständig gekleidet. Ihre Kleidung besteht außer dem Lendenschurz aus einem $1^1/_2$—2 Ellen breiten, 6—8 Ellen langen Stück Baumwollenzeug, dem Chadder (sprich Tschadder). Um denselben ist eine blaue oder rothe Kante eingewebt, zu der sie die Baumwolle auf dem Wochenmarkte gekauft. Das Garn zum Chadder haben sie aus selbstgebauter Baumwolle eigenhändig gesponnen und beim Hindu-Weber, dem sie den Lohn in Baumwolle oder Getreide zahlen, weben lassen. In abgelegenen Dörfern begegnet man heute noch halbnackten Frauen. Es sind meist alte. Ihre Kleidung besteht nur in einem kleinen Schurz.

Die Hos sind freie Grundbesitzer. Ihre früheren Häuptlinge (Mankis) besitzen etwa 12—15 Dörfer, sind die Steuereinnehmer und Polizeiverwalter des Gouvernements, schlichten Streitigkeiten, sitzen in die Dörfer Mundas (Schulzen) und drücken, im Unterschiede von den Hindu-Rajas und Zemindars in Nagpur, die Bewohner ihrer Dörfer gar nicht. Das ist der Hauptgrund, weshalb die Hos nicht so wanderlustig sind, wie die andern Stämme, sondern fest auf ihrer Scholle sitzen bleiben.

Es scheint, als hätten die Hos keine Traditionen über Herkunft und Wanderungen, welche ihre Geschichte aufhellen könnten. Sie sagen im Allgemeinen, sie seien von derselben Familie wie die Murdaris und aus Chutia Nagpur gekommen. Eben so sagen die in Chutia Nagpur wohnenden Uraus, der Auszug der Hos sei durch ihren Einfall verursacht. Auffallend ist dabei allerdings, daß die Hos einer so geringen Race wie jener das Feld geräumt haben. Wahrscheinlich verließen sie Nagpur, ehe ihre Brüder das Sanskrit-Wort „Munda" als ihren Namen angenommen hatten. Auch in Singbhum fanden die Hos kein unbesetztes Land. Ein Theil war im Besitz der Bhuiyas, und ein anderer durch das Volk besetzt, das manche Monumente seines Genies und seiner Frömmigkeit zurückließ und die ersten arischen Ansiedeler in diesem Theile Indiens waren, die Sarawaks oder Jains. Die ersteren wurden zurückgetrieben in das jetzige Kolhan und kamen nach Porahat; was aus den Jains wurde, weiß man nicht. Möglich, daß Viele in die Familien gezogen wurden, durch welche sie besiegt worden waren, und dies mag ein Grund sein für die größere Schönheit der Hos im Vergleich mit andern Kolhs und die Anzahl Sanskrit-Worte erklären, deren sich die Hos bedienen, und die schwerlich aus dem Hindi entlehnt sind, da die Hos die Hindus verachten. — Nach den zur Verherrlichung der Singh-Familie erdichteten Annalen der Brahmanen erschienen die Kolhs zuerst in Singbhum als Hochzeitsprocession mit einer Braut aus Nagpur für den Singh-Raja. — Ethnologisch ist ihre Position in Singbhum einzig und interessant. Mitten unter den drei großen Sanskrit-Völkern der Hindus, Bengalen und Uriyas haben sie ein von hohen Bergbarrieren umgebenes sehr fruchtbares Thal occupirt, und nie auch nur einen Zoll dieses Gebietes fahren lassen. — Der Name des Landes Singbhum hängt mit der Königsfamilie der Singhs (Singh-Löwe) nicht zusammen, denn Singh wird mit h geschrieben. Vielmehr ist er abzuleiten von Singbonga, dem Gotte der Larkas. Doch kann er auch „Sonnenland" bedeuten, denn Singi heißt Sonne und bhumi Land.

Nördlich von den Larkas, im östlichen und südöstlichen Theil des District Chutia Nagpur, auch in den Singbhum nordwestlich

egrenzenden Bergen wohnen die Mundari-Kolhs. Sie zählen wa 400,000 Seelen. Ihr Name ist ihnen von den Hindus egeben und bedeutet Solche, die eine Munda-Verfassung haben. In jedem Dorfe herrscht nämlich einer der ältesten und angesehen- en Männern als Munda, d. h. Schulze, Ortsrichter. Derselbe rdnet die Dorfangelegenheiten und schlichtet in patriarchalischer Weise ie etwa vorkommenden Streitigkeiten. Diese Verfassung brachten e mit, als sie nach Chutia Nagpur einwanderten. Es ist also icht ganz correct, diesen Stamm die Mundas zu nennen. Sie hei- en Mundari.[1] Auch sie theilen sich in größere Familienstämme Kilis) deren Glieder nicht unter einander heirathen dürfen, nehmen aber im Unterschiede von den Hos die Kili-Namen von Thieren. So heißt z. B. ein aus ihnen stammender Katechist Nathanael Tuyu. Tuyu ist sein Kili-Name und heißt Fuchs, Nathanael sein christlicher Taufname. Wahrscheinlich sind sie später als die Larkas ein- gewandert. Bald kamen sie mit den ihnen benachbarten Uraus unter die Herrschaft der Muhamedaner und dann unter die der Hindus, von denen sie, wie es scheint, auch verschiedene Gebräuche angenommen haben. Der Druck der Fremdherrschaft lastet jetzt noch schwer auf ihnen (vergl. Nr. 6) und ist für sie, wie für die Uraus, die Veranlassung, daß sie oft Haus und Hof verlassen und weithin in die Fremde, nach Calcutta, Hinterindien, ja nach den fernen Inseln auf Arbeit gehen. —

Nach Kleidung, Sitten und Gebräuchen stehen sie den Larkas eben so nahe, wie nach ihrer Sprache.

Ihre Gesichtsform ist weniger edel, als die der Larkas. Die oft, aber durchaus nicht immer eingedrückte Nase, die dicken Lippen und breiten Backenknochen unterscheiden sie vom indogermanischen Typus. Doch sind sie immer noch weit entfernt, nach ihrer Gesichtsbildung mit den schwarzen Söhnen des heißen Afrika auf eine Linie gestellt zu werden.

---

1) Aehnlich wie der Larka antwortet auch der Mundari auf die Frage „was bist Du?“ horo tana ing, ich bin horo, d. h. eigentlich Mensch.

Schmuck lieben auch sie ungemein. Hals, Arme, Finger Zehen der Frauen sind oft geradezu bedeckt mit Schnüren Messingringen.

Im Westen und Nordwesten grenzen an die Mundaris Urau-Kolhs. Das Land, das sie bewohnen, ist der we förmigste Theil Chutia Nagpurs, zwischen den Quellen des Damudar und Subarnarekha, etwa 40 Meilen breit, die Umge der Städte Ranchi und Lohardagga. Gegen 600,000 Uraus Indien, von denen 362,480 auf die Provinz Chutia Na kommen. Sie haben mit den Mundari dieselbe Schulzenverfa und daher wohl auch den Namen, denn Urau heißt der Ob Andere vermuthen, daß ihnen dieser Name als Spottname von Hindus ihres Wanderns wegen gegeben sei. Sie selbst ne sich Kurunkh d. h. Arme, ein Name, der ihre Stellung gegenüber Gewalthabern im Lande trefflich bezeichnen dürfte, denn sie sind den Mundaris ein unterdrücktes und geknechtetes Volk. Unmö ist es aber nicht, daß Kurunkh eine Corruption ist von Kaunk dem Namen der Bewohner von Konkan an der Westküste Ind woselbst wahrscheinlich die Uraus früher wohnten. Die schein Verschiedenheit zwischen Kurunkh und Kaunkana wird weniger wenn man die große Vorliebe der Uraus für Kehlbuchstaben bed

Missionar Hahn sagt von ihnen: „Die mittlere Größe Urau beträgt etwa 5′ 2″. Sein Körper ist kräftig, elastisch wohlproportionirt; die Hautfarbe dunkel, zuweilen fast schw Heller Aussehende giebt es unter den Uraus nur ausnahmsw und diese werden für häßlich gehalten, Affengesicht ꝛc. gesch Das Auge ist schwarz und klein, die Nase gewöhnlich platt, die Lippen ein wenig aufgeworfen, das Haar schwarz und Nur sehr wenige findet man unter ihnen, die ein negerar Aussehn haben, die meisten haben eine ähnliche Physiognomie, die Hindus und Europäer. Es giebt unter den Männern so als unter den Frauen zuweilen wirklich schöne Gesichter. Ein liches Geschlecht kann man die Uraus nicht nennen."

Ihre Kleidung gleicht der der Larkas. Nur tragen die ner im Winter über den Chadder noch einen groben, woll

erwurf, die Frauen gewöhnlich nur ein Stück Zeug, welches Leib von der Hüfte bis an's Knie bedeckt, und von dem ein fel zuweilen über die Brust gezogen wird.

Für Reinlichkeit haben sie sehr wenig Sinn. Ungeziefer aller ist an ihnen heimisch.

Schmuck lieben sie sehr. Junge Männer tragen in den Ohren Stückchen Holz, etwa so lang und dick wie ein Finger, oder Kettchen von Messing. Den Hals bedecken verschiedene Reihen Glasperlen oder aus Saamenkörnern gemachte Ketten. Den n ziert eine Spange von Eisen oder Messingdraht. Die Frauen gen in den Ohrzipfeln rund zusammengefaltete Palmenrinde, etwa i Zoll lang und einen Zoll im Durchmesser, und um den Hals nfalls mehrere Ketten von unächten Perlen. Sie haben mehrere were Armspangen von Messing, Eisen oder Thon, und ihre Finger d oft mit kupfernen oder messingenen Ringen ganz bedeckt.

Das Haar trägt der Urau meist kurz geschoren, nur am nterkopf läßt er einen Zopf wachsen, der mit Kuhdung einge- miert, wie ein Knust zusammengewickelt wird, in welchen er oben ein seinen kleinen, aus Holz verfertigten Kamm steckt. Das ar der Frauen wird ebenfalls in einen Knoten zusammen- chlungen und ist bei jungen Leuten oft mit einem Blümchen chmückt.

Die Frauen werden an Stirn und Schläfe tätovirt.

Da sie so wenig wie die übrigen Stämme eine Schriftsprache en, so ist man in Betreff ihrer Geschichte blos auf die münd- e Ueberlieferung angewiesen, die unter ihnen lebt. Und da ihlen sie Folgendes:

„Vor alten Zeiten lebten unsre Väter in der Nähe der Stadt da, am Narbudda-Flusse. Mehrere Generationen hindurch ben sie dort, dann wanderten sie den Fluß weiter hinauf und en sich bei Rohitasgarh in der Provinz Behar nieder. Rohi- garh ist der Stolz und die Krone unsres Volkes. An diesen knüpfen sich unsre schönsten Erinnerungen. Dort stritten unsre er gegen den verhaßten Turk und leisteten ihm tapferen Wider- d. Darum ist auch Rohitasgarh die Sehnsucht jedes guten

Urau. Mancher ist schon hingewandert, um die Siegesstätten sei Väter zu sehen, und dort von ihren Heldenthaten zu träumen. Aber auf die Dauer konnten unsre Väter den Muhamedanern n widerstehen. Die Hauptmasse der Uraus flüchtete sich endlich die Festung Rohitasgarh, die sich der Turk vergeblich einzuneh bemühte. Was er durch Gewalt nicht erlangen konnte, erreic endlich der Verrath. Eine Milchfrau hatte den Platz verlassen, u im muhamedanischen Lager Milch zu verkaufen. Von ihr erfu der Feind, daß die Uraus nur zur Zeit des großen Teufels-Pu (sprich Pudscha-Opfer), im Monat Baisakh, zu überwinden sei denn dann wären sie alle betrunken. Diesen Wink benutzten d Feinde, stürmten zur genannten Zeit den Berg und fanden, w ihnen gesagt war. Die streitbaren Männer schliefen oder taumelt trunken umher. Mit leichter Mühe wurde nun Alles niedergemac Nur wenige waren noch nüchtern genug, mit den Weibern un Kindern zu entfliehen. — Als wir, erzählen sie weiter, von Roh tasgarh vertrieben waren, theilten wir uns in zwei Parteien. D eine ging mit ihrem Anführer nach Norden gegen den Ganges un ließ sich in den Rajmahal-Bergen nieder. Die andere ging süd östlich am Koël-Fluß entlang und ließ sich auf dem Hochlande vo Chutia Nagpur nieder. Dort trafen sie auf die Mundari, kämpfte mit ihnen und drängten sie in der Richtung nach Singbhum hi zurück, vereinigten sich aber später mit denselben unter einem gemei schaftlichen Könige."

Soweit ihre Sage, die aber hin und wieder etwas abgeände vorkommt. So wissen Manche nichts von einem Kampfe ihrer Vät mit den Mundaris, sondern meinen, die letzteren hätten ihne erlaubt, sich auf dem Hochlande niederzulassen.

Die Festung Rohitasgarh existirt jetzt noch. Sie liegt a linken Ufer des Sôn-Flusses, im District Sahabad, Provinz Beha auf einem 1500' hohen Plateau, das einen Umfang von etw 4 deutschen Meilen hat. Dies felsige, überall schwer zugängli Plateau hing früher nur an der Südseite durch eine Felsenwan mit dem übrigen Theile der Hügelkette, einem Ausläufer d Windhya-Gebirges, zusammen. Um aber den festen Platz unei

hmbar zu machen, wurde diese Wand offenbar schon in grauer orzeit durchbrochen, und der Durchbruch mit ansehnlichen Werk- icken gesichert. Ebenso zieht sich rings um den Rand der Höhe ne starke, aus Felsblöcken bestehende Mauer. In der Mitte des lateaus erhebt sich die eigentliche Burg, die ganze Höhe übersehend nd beherrschend. Sie ist ganz von Felssteinen gebaut, selbst die räger der Decken sind aus Stein gehauen. Wenigstens 200 immer befinden sich in ihr, theils noch in gutem Zustande, eils schon dem Verfalle nah. Nur einige Kolhs wohnen dort.

Durch diese Thatsache wird die nationale Sage bestätigt. Die raus sind also entschieden von Nordwesten her eingewandert. Ist e Verwandtschaft mit Rajmahalis richtig, die englische Forscher erkennen, die Rajmahalis selbst aber nicht zugeben, gegen die ich die Verschiedenheit von Sprache und Sitte spricht, so wären e Uraus gleich den Rajmahalis Malaien. Manche bezweifeln brigens die Kämpfe der Uraus mit den Muhamedanern in Rohi- sgarh und behaupten, sie seien schon vor Muhamed in Chutia lagpur eingewandert.

In Bekleidung und Lebensweise gleichen sie wesentlich den ndern Stämmen, aber ihre Sprache ist fast ganz verschieden. Sie ehört zu den Dravidischen Sprachen und ist dem Tamil ähnlich. Von den Uraus haben wahrscheinlich die Mundaris und Larkas rößere Förderung in der Bodencultur erfahren, in Sonderheit die Benutzung des Pfluges gelernt.

In der Provinz Manbhum und Ramgur berührt die Kolh- ission auch die Santals, die gewöhnlich nicht zu den Kolhs erechnet werden, den Larkas und Mundaris aber verwandtschaft- ch näher stehen, als die Uraus. Man kann sie deshalb mit Fug nd Recht einen Stamm der Kolhs nennen. Sie wohnen nicht n einem scharf begrenzten Bezirke, sondern werden mehr in Zwi- henräumen gefunden. Durch den Meridian von Bhagalpur oder 7° östlicher Länge in zwei Theile getheilt, dehnen sie sich 350 Meilen weit vom Ganges bis zum Baitarni. Die Santal Per- annah oder Santalia in Manbhum ist der Kern und zählt 00,000 Bewohner. Auch sie haben eine nationale Sage über

ihre Herkunft. Eine wilde Gans, so erzählen sie, kam vom gro
Ocean, ließ sich zu Ahiri Piri nieder und legte dort zwei Ei
Daraus kamen ein Mann und eine Frau, die Eltern der Santa
Von Ahiri Piri zogen deren Nachkommen nach Chai Champa
den Hazaribagh-District, wo sie mehrere Generationen hindu
blieben. Dort wohnten viele Birhors, deren einer ein Santal-
Mädchen verführte. Die gebar einen Knaben und warf ihn a
einen Düngerhaufen. Dort wurde er von Para Manik und J
Manjhi gefunden, die ihn aufzogen. Als Madhu Singh — d
war sein Name — zu einem stattlichen Manne herangewachse
wollte er ein Santal-Mädchen zum Weibe haben. Die Santa
verweigerten es ihm aber als einem Birhor. Da drohte er, a
Santal-Mädchen zu schänden. Um die Ehre ihrer Töchter zu rette
brachen nun die Santals mit ihren Habseligkeiten in einer Nac
auf und kamen nach Nagpur zum Gott Mareng Buru (eine
Berge zwischen Ranchi und Burju) und baten um Schutz. De
selbe wurde gewährt, und dem Gotte deshalb bis heutigen Tag
noch geopfert. Aber auch in Nagpur hielten sie sich nicht a
sondern zogen nach Jhalda, das jetzt von Kurmis bewohnt wird
dann weiter nach Patkum, wo die Bhumijs waren, und von d
nach Saont, wo viel Jangel war, und sie ihre Dörfer bauten.
Der dortige Raja verliebte sich in ein Santal-Mädchen, wollte s
zur Frau, bekam sie aber nicht und drohte Rache. Aus Furc
verließ man auch diesen Strich und zog nach Sikhar. Von de
langen Aufenthalt in Saont erhielten sie nach ihrer Behauptung de
Namen „Santal," vorher hätten sie Kharwar geheißen. Bleibend
Wohnsitze fanden sie endlich im östlichen Theile von Manbhum.

Näher noch als die Santals ist mit den Mundari-Kolhs das
Volk der Bhumij verwandt, das 30,000 Seelen stark in Sing
bhum und Dalbhum zwischen den Flüssen Kasai und Subarnarekh
wohnt. Traditionen über ihren Ursprung fehlen. Unter ihnen ist
bis jetzt noch nicht missionirt worden.

Auch das eigenthümliche Volk der Juangs hängt mit de
Kolhs zusammen. Diese Leute wohnen südlich von Singbhum i
den Bergen von Katak und Keanjur zwischen 21° 20′ und 21° 4

südlicher Breite und 85° 30′ und 85° 45′ östlicher Länge und leben auf so tiefer Culturstufe, daß sie der Kunst des Webens unkundig, sich noch in Blätter kleiden.

Ebenfalls mit den Kolhs verwandt sind die im Süden Nagpurs wohnenden Karias. Sie sind wenig zahlreich.

Nicht unwahrscheinlich ist überhaupt, daß alle indischen Volksstämme, die in den Gebirgen wohnen und von den später eingewanderten Hindus unterjocht wurden, früher ein großes Volk gebildet haben.

Außer diesen verschiedenen Kolh-Stämmen wohnen dann nun in dem Lande hin und her, besonders in den Städten, noch die aus Deutschen sprachverwandten Hindus, das alte Sanskrit-Volk, und die 1000 Jahre nach Christus mit verheerender Grausamkeit in Indien eingedrungenen Muhamedaner. Auch sie kommen bei der Missionsthätigkeit mit in Betracht, doch werden wir sie, da die hauptsächlichste Sorgfalt auf die Kolhs verwendet wird, hier nur nebenbei berücksichtigen und auch auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten nicht näher eingehen.

Während die Kolhs Ackerbauer sind, repräsentiren die Hindus die städtischen Berufszweige, das Handwerk, den Handel. Doch sind auch alle anderen Berufsarten bei ihnen vertreten. In Singhum ist die Kaste der Gualas, Viehzüchter, zahlreich. Sie ist eine ziemlich hohe Kaste. Die niedrigsten Kasten, das sind alle die, welche mit todten Menschen oder Thieren in Berührung kommen, die Abdecker, Todtengräber, Henker, Schuster, Gerber, scheinen hinduisirte Ureinwohner zu sein, unterscheiden sich auch schon durch ihre dunklere Haut von den höheren. Selbstverständlich haben Hindus und Muhamedaner fast ausschließlich diejenigen Stellungen inne, die eine gewisse Bildung erfordern, sind Regierungsbeamte und Lehrer an den Regierungsschulen. Auch das Militair im Lande, das seine Hauptstation in Duranda, $^1/_2$ Stunde von Ranchi hat, recrutirt sich aus ihnen, nicht zu vergessen, daß sie zum guten Theil die Grundbesitzer und die Steuerpächter der Regierung sind.

Von Europäern wohnen außer den Missionaren nur die englischen Regierungsbeamten dort, und zwar in den Städten

Ranchi, Purulia, Hazaribagh und Chaybassa. Der Gouverneur (Comissioner) der ganzen Provinz hat seinen Sitz in Ranchi. Um ihn sammelt sich noch eine Anzahl anderer europäischer Beamten. In den Hauptstädten der Districte residiren die Untergouverneure (Deputy-Commissioner), gewöhnlich frühere Officiere, aber auch aus andern Berufskreisen in das Verwaltungsfach herübergenommen. Die Commissioner sind Richter und Verwaltungsbeamte in einer Person. Neben ihnen steht noch ein Polizei-Superintendent, ein von der Regierung angestellter Arzt, und etwa noch ein Subaltern-Beamter. Aus diesen Personen und ihren Familien besteht das ganze Contingent, das Europa zur indischen Bevölkerung im Lande der Kolhs liefert.

In welchem Verhältnisse stehen nun im Lande der Kolhs diese verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu einander; zuvörderst — da wir von den Europäern nicht zu reden brauchen — welche Beziehungen herrschen zwischen den Hindus einerseits und den einzelnen Kolhstämmen andrerseits? Wer auch nur oberflächlich etwas von Indien kennt, der kann vermuthen, daß die Hindus wie von den Europäern, so auch von den Kolhs sich durch ihre Kaste streng und schroff geschieden halten. Zwischen beiden besteht die tiefste Kluft. Noch vielweniger als mit einem Volksgenossen anderer Kaste wird ein Hindu, und wäre er auch aus dem allerniedrigsten Stande, mit einem Kolh zusammen essen. Diese sind in den Augen der stolzen Hindus die allerelendesten Geschöpfe, nicht viel besser als Thiere. Ihnen glauben sie die allerverächtlichste Behandlung erweisen zu dürfen; sich unterdrücken und aussaugen zu lassen, nur dazu sind sie ihnen gut.

Wie weit die Furcht vor Verunreinigung durch die Kolhs geht, dafür nur ein kleines Beispiel. Dicht neben der Station Chaybassa haben Sipoys ihre Wohnungen. Gern war ihnen gestattet worden, den Brunnen des Missionshofes mit zu benutzen. Dabei ereignete sich einst, daß ein kleines Kolh-Mädel der Station das Wassergefäß einer Sipoy-Frau vorübergehend spielend berührte. Das war ein entsetzliches Verbrechen. Ein Lärm entsteht, als ob wer weiß welches Unglück passirt wäre. Die Frau kann sich nicht

zufrieden geben, sie schilt auf das Mädchen und fordert von der Mission die Bezahlung des nun unrein gewordnen Gefäßes. Das Ende war, daß ihr, um den Lärm los zu werden, allerdings gewillfahrt, dafür aber den Sipoys die fernere Benutzung des Brunnens untersagt wurde.

Beiläufig sei übrigens bemerkt, daß bei der strengen Aufrechterhaltung der Kaste doch auch ein gut Stück Heuchelei mit unterläuft, und durchaus nicht allein das irrende Gewissen hierin sein Recht fordert. So hat einst in Chaybassa sogar ein Fakir (Hindu-Heiliger), der bettelnd durchs Land zog, ruhig aus der Hand des Missionars ein Stück Brod genommen, — weils Niemand sah.

Gleich den Hindus halten sich auch die Kolhs von allen nicht zu ihnen gehörenden Volksgenossen abgesondert. Kein Kolh wird mit einem Hindu oder Europäer ꝛc. zusammen essen, so hoch diese auch sonst in ihren Augen stehen. Es ist der Fall vorgekommen, daß sie laut über Hunger geklagt, aber doch das dargebotene Brod entschieden abgewiesen, ja den Geber ausgelacht haben, daß er sich so etwas überhaupt herausnehmen könnte. Nicht einmal eine Cigarre nehmen sie an, sobald sie bereits angeraucht ist, obgleich sie leidenschaftliche Raucher sind, und ihr Communismus hierin sonst sehr weit geht.

Trotzdem ist ein Unterschied im Kasten-Wesen der Kolhs und der Hindus. Während diese die Kaste auf wesentliche Unterschiede unter den Menschen zurückführen, die Brahmanen z. B. aus dem Haupte Brahmas entsprungen zu sein behaupten, — sehen die Kolhs in ihr nur einen in Folge verschiedener Arbeit nach und nach gewordenen gesellschaftlichen Unterschied der ursprünglich gleich geschaffenen Menschen. Sie sprechen es ausdrücklich aus, daß die Seelen aller Menschen gleich seien. Eine andere Verschiedenheit ist die, daß bei den Hindus die Kaste sich mit den Standes- und Berufsklassen innerhalb desselben Volkes deckt, es also eine Priester-, Krieger-, Hirten- ꝛc. Kaste giebt, — bei den Kolhs jedoch die Kaste blos mit den Stammesunterschieden zusammenfällt, so daß man etwa von einer Mundari-, Urau-, Larka-Kaste reden könnte.

Wie weit nun aber die Kastenunterschiede der Kolh-Stämm unter sich gehen, ist schwer zu sagen. Manche behaupten, da Heirathen durch dieselben nicht ausgeschlossen sind, und daß na geschlossner Heirath die Familien ohne Weiteres mit einander esse Ebenso, daß bei den Larkas die Kaste nur durch Reis gebroche werden kann. Die Mundari wieder essen ohne Bedenken die Spe sen, welche von Uraus gekocht sind, die Uraus jedoch — mit Aus nahme ihrer Kinder und unverheiratheten jungen Leute, welche alle essen dürfen, mag es zubereitet oder berührt sein wie und von we es will, — die der Mundari nur, wenn sie in neuen irdene Gefäßen bereitet sind — eine Eigenthümlichkeit, welche die Mundar die darin scheinbar liegende Herabsetzung ihres Stammes wohl füh lend, sehr kluger Weise zu ihrem Gunsten durch die Behauptun erklären, die Uraus seien früher ihre Köche gewesen, darum äßen s wohl die Speisen, die jene bereitet, die Uraus aber nicht die vo ihnen gekochten. — Die Thatsache, daß die Antworten der Leute, di man nach den Kastenverhältnissen fragt, sich oft widersprechen, sow die andern, daß in mehr abgelegenen Mundari-Dörfern die Heide so frei vom Kasten-Vorurtheil sind, daß sie sogar mit ihren chris lichen Verwandten essen, lässt übrigens vermuthen, daß die Kas bei den Kolhs kein eigenthümliches Gewächs ist, weist wenigsten darauf hin, daß diese abscheulichste Einrichtung indischen Heiden thums bei den Kolhs durch den Einfluß des Christenthums in einer freudig zu begrüßenden Zersetzungsprocesse sich befindet.

Die geringere Betonung, die bei den Kolhs der Kaste zu The wird, hat wohl dazu beigetragen, ihrem Volksleben einen meh einheitlichen Charakter zu bewahren. Von den gesellschaftlichen Zer klüftungen der Hindus und modernen Cultur-Völker ist bei ihne keine Spur zu finden. Sämmtliche Kolhs stehen wesentlich auf ei und derselben Stufe der Bildung und Cultur, haben dieselbe Interessen, sehen sich vor dieselben Lebensaufgaben gestellt. Zwa spielt der Unterschied zwischen reich und arm wie allerwärts, so au hier seine einflußreiche Rolle, aber er ist auch wie überhaupt nic groß, so glücklicher Weise der einzige und hindert nicht, daß da Band gemeinschaftlicher Abstammung für sie fühlbarer ist als fü

andere Völker. Dasselbe gilt auch für das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander. Die Stammeskaste hat das Bewußtsein, daß sie Brüder sind, die zusammenhalten müssen, nicht zu zerstören vermocht, wie ja auch in Zeiten der Noth die einzelnen Stämme sich thatsächlich brüderlichen Beistand geleistet haben.

Das führt uns auf den Cultur- und Bildungsstand der Kolhs. Im Einzelnen müssen wir dabei auf die übrigen Abschnitte dieser Mittheilungen verweisen. Im Allgemeinen läßt sich etwa sagen, daß die Kolhs — vorausgesetzt, daß sie indogermanischen Stammes sind — auf der Culturstufe stehen geblieben sind, auf der sich die große indogermanische Völker-Familie vor ihrer Trennung und Zerstreuung befand, einer Culturstufe, deren Beschaffenheit leicht aus den Worten zu erschließen ist, welche die Glieder dieser Familie als gemeinschaftliches Erbe aus dem Vaterhause mitgebracht haben müssen. Es ist die Stufe eines ackerbautreibenden Volkes in den einfachsten Anfängen. Das Leben der Kolhs zeigt auch nicht entfernt die Höhe und Vielseitigkeit, wie das der Hindus, Handwerk und Handel liegen bei ihnen noch in den Windeln. Kleider und Schmuck liefern ihnen die kunstfertigen Herren des Landes meist gegen die von ihnen erbauten Früchte. Höchstens daß ärmere Familien Matten und Körbe zum Verkauf flechten, Holz im Walde sammeln und Kohlen brennen, um diese niedrigsten Erzeugnisse der Industrie in die Städte zu tragen, wo Hindus, Muhamedaner und Europäer wohnen. Ebenso stehts mit ihrer Geistesbildung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann. Noch nie hat das Volk ein Wort in seiner Sprache geschrieben, Schriftzeichen und Bücher fehlen gänzlich. Folglich hat es auch noch keine Geschichte. Die Sage findet bei ihnen noch einen fruchtbaren Boden, auf dem sie lustig wachsen kann, und das Volkslied, oft von volksthümlichen Sängern von Ort zu Ort getragen, schmückt ihr einfaches Leben, wie die blühenden Schlinggewächse die Bäume ihrer Wälder. Der Kreis ihrer Vorstellungen und Begriffe ist ein sehr enger, entsprechend der nur auf Befriedigung ihrer sinnlichen Bedürfnisse gerichteten Wünsche ihrer Herzen. Sie zu höheren geistigen Anschauungen emporzuheben ist daher kein leichtes Werk.

Merkwürdige Erscheinung, ein Volk in dem uralten Culturlande Indien und doch noch in diesen Anfängen aller Cultur! Wir können es uns nicht versagen dieser Erscheinung etwas weiter nachzudenken. Wie ist dieses Zurückbleiben zu erklären?

Man könnte den Grund in der mangelnden Begabung des Volkes suchen. Aber darin liegt er sicher nicht. Der Unterricht, den sie in christlichen Schulen empfangen, hat es klar gemacht, daß sie an Begabung den Hindus durchaus nicht nachstehen. Wenn ein Kolh-Knabe von 14 Jahren in einem Jahre die bisher ihm unbekannte Hindisprache verstehen, sprechen und schreiben lernt, wenn er am Ende dieser Frist den kleinen luther'schen Katechismus im Hindi auswendig kann und leidlich versteht, wenn er eine Anzahl Lieder und Bibelsprüche und biblische Geschichten gelernt und mit dem Herzen erfasst hat, wenn er die Anfangsgründe des Rechnens und der Geographie gelernt hat, wenn er also in seinen Kenntnissen das Ziel unsrer Volksschule beinahe erreicht, zum Theil weit überschreitet — und das in einem Jahre — da mag er immerhin besonderes veranlagt sein, es mag auch seinem Fleiß noch so viel Rechnung getragen werden, — der Schluß ist doch gewiß richtig, daß er keinem unbegabten Volke zugehören kann, keinem Volke, das aus mangelnden Geistesfähigkeiten so weit zurückgeblieben ist. Am Gerichte in Chaybassa sind auch bereits einige englisch redende Kolhs angestellt, die der Deputy-Comissioner zu seinen besten Beamten zählt.

Es läge auch nahe, auf die abgeschlossene, wie wir schon früher gesagt, festungsähnliche Lage des Landes hinzuweisen, in dem die Kolhs wohnen. Wir leugnen den Einfluß nicht, den die Naturbeschaffenheit des Bodens auf die Geistesbeschaffenheit seiner Bewohner ausübt, und in Etwas mag diese Erklärung für unsre Frage berechtigt sein. Indessen leben doch Hindus seit Jahrhunderten unter den Kolhs, und zwar in nicht geringer Zahl. Dazu wohnten sie selbst früher im oberen Gangesthale, dieser Heerstraße der Völker, und dann ziehen jetzt noch jährlich Tausende in die Fremde und bringen von da mancherlei Neues mit. Die Frage bleibt immer noch, warum hat weder der Einfluß der nahen, noch der der fernen

Bildungselemente bei ihnen gehaftet? Warum sind es, wie wir allerdings nicht leugnen dürfen, immer nur ganz Vereinzelte, die von ihren Herren etwas gelernt haben?

Oder ließe sich das Räthsel durch den Hinweis auf die tiefe Kluft lösen, welche zwischen ihnen und den Hindus besteht? Gewiß hat auch die tiefe Verachtung, und die schwere Unterdrückung, die sie von Seiten ihrer Herren erfahren haben, das ihrige dazu beigetragen, jeden Aufschwung zu hindern; dennoch befriedigt uns auch diese Erklärung nicht, denn zu sehen und zu hören und nachzuahmen hindert doch keine Kaste, und der Druck, den ein Volk erfährt, sollte doch erst recht dazu anfeuern. Dazu hat ja auch die Kaste selbst in einzelnen Fällen der Assimilationskraft indischer Bildung weichen müssen.

Ebensowenig wird das Räthsel durch die Erinnerung an das drückende und erschlaffende Klima gelöst, denn dieses ist ja in der Gangesniederung, dem Haupt-Wohnsitze des alten hochgebildeten Sanskrit-Volkes noch ungleich geisttödtender als auf den Höhen Chutia Nagpurs.

Wir müssen gestehen, unser Verstand weiß keine befriedigende Antwort.

Hinter den Vorhang, der für den reflectirenden Verstand undurchdringlich ist, blickt aber unter Anleitung der göttlichen Offenbarung der christliche Glaube. Dieser Glaube sieht in der inneren Entwicklung der Völker, wie in ihrer äußeren Geschichte, die führende Hand Gottes. Dieser Glaube weiß, daß nach Gottes Rath und Willen die Völker vorgezogen und zurückgestellt werden, und daß dieser Rath und Wille in der Weisheit und Gnade Gottes begründet ist. Dieser Glaube sagt uns: dazu mußte das Volk der Kolhs auf der Stufe eines einfachen Naturvolkes zurückbleiben, damit es unverdorben durch die sittliche Stumpfheit und geistliche Sattheit, die das Resultat indischer Bildung ist, sich die Empfänglichkeit für die himmlischen Lebenskräfte des Evangelii bewahrte, und durch diese dann neugeboren zu rechter Zeit ein erneuerndes Ferment für die sittlich und religiös entnervten, intellectuell aber so hochstehenden Cultur-Völker Indiens werde.

3. Die Sprachen.

Psalm 87, 6.

Die erste Aufgabe, die den angekommenen Missionaren entgegentritt, ist das Erlernen der Sprache. Und wahrlich sie ist nicht klein. O wenn sie gleich aus der Fülle ihrer Herzen reden könnten, wie gern thäten sie es. So aber gilt es ein recht mühsames Lernen, und das ist eine gute Probe, ob ihre Begeisterung für die Mission auch ächt und nicht blos Strohfeuer war.

Sehr selten ist es der Fall, daß ein Missionar bei seiner Aussendung die nöthigen Sprachkenntnisse bereits hat, auch wenn er sonst ein gebildeter Mann ist. Nicht einmal das Englische, geschweige denn das Hindi wird auf unsern Gymnasien gelehrt, die Kolh-Sprache natürlich gar nicht zu erwähnen. Und wenn es auch Lehrmittel gäbe, die eine oder andre der in Indien lebenden Sprachen daheim zu lernen, wer wüsste denn nicht, welch ein Unterschied zwischen dem Lernen aus Büchern und dem Lernen aus Umgang ist. Da könnte es wohl kommen, daß einer in der Heimath das Hindi sprechen zu können wähnte, und schließlich wäre es jedem Hindu unmöglich ihn zu verstehen, wie Solches thatsächlich mit der englichen Sprache vorkommt. Darum hat die Goßner'sche Mission auf allen vorhergehenden Sprachunterricht ihrer Sendlinge völlig verzichtet. Geht hin, sagt sie, lernt von den Leuten selbst, wie ihr sprechen müsst, seht, wie ihr durchkommt; und sie sagt recht damit.

Zuerst gilt es darum, sich die englische Sprache einigermaßen anzueignen. Grammatik und Lexikon müssen schon mit aufs Schiff wandern. Da giebts ja, wenn anders die leidige Seekrankheit nicht alle Lust benimmt, reichliche Zeit zum Vocabellernen, Decliniren und Conjugiren, und auch Gelegenheit in der Unterhaltung mit eng-

lischen Passagieren, die auf der Reise nach Indien nie fehlen, das Gelernte gleich anzuwenden und seine Richtigkeit zu controliren. Und nöthig ist es, etwas Englisch zu verstehen. Engländer sind die obersten Beamten, mit denen man in Indien zu thun hat, Engländer gewöhnlich die einzigen Europäer, mit denen man verkehren muß, will man auf die Wohlthat eines gebildeten Umgangs nicht ganz und gar verzichten. Daß dieses kurze Studium auf der Reise nicht gerade weit fördert, ist wohl nicht schwer zu vermuthen. Es muß in Indien selbst fortgesetzt werden. Mindestens eine Stunde täglich wird in den ersten Monaten darauf verwandt. Die englische Familie am Ort bietet freundlich ihre Mithülfe. An komischen Scenen fehlts dabei freilich nicht. In einem Briefe aus den ersten Wochen des Lebens in Indien lese ich: „Etwas Unterhaltung wird immer zu Wege gebracht. Weiß ich ein Wort nicht, sag ich's deutsch; finden sie es dann nicht, was ich meine, so wird das Lateinische, dann das Französische, auch wohl das märkische Platt zu Hülfe genommen. Eins passt in der Regel, und lachen sie, so lache ich mit; Lachen soll zur Verdauung dienen, und das ist hier zu Lande gut."

Die Sprache, die der Missionar für den Verkehr mit den Eingebornen vor allem kennen muß, ist das Hindi. Es ist unter allen indischen Dialecten der alten Sanskrit-Sprache, der Sprache der indischen heiligen Bücher und der Gelehrten, am ähnlichsten. Das vom oberen Ganges und der Dschamna durchströmte Ländergebiet westlich von Bengalen ist seine Heimath. Von 30—32 Millionen Eingebornen wird es als Muttersprache geredet, aber auch von den Gebildeten in Guzzerat, Mahratta, Pandschab, ja fast ganz Indiens verstanden und gesprochen. — Da es in den Kolh-Districten die Gerichtssprache ist, so hat auch die Predigt des Evangelii und der Unterricht bis vor wenig Jahren fast ausschließlich darin stattgefunden. Es kömmt zu statten, daß das Hindi grammatikalisch und lexicalisch bearbeitet ist, sowie daß seit 1811 das Neue Testament und seit 1818 auch das Alte durch das Verdienst des Baptisten-Missionar Carey in das Hindi übersetzt und seitdem durch den Wetteifer der englischen und amerikanischen Bibelgesellschaft und

der Baptisten in immer besseren Ausgaben vielfach im Druck e
nen ist. Der kleine luther'sche Katechismus ist ebenfalls in's
übersetzt und gedruckt.

Schon wenn er die Reise nach der Station allein macht
sich der Missionar mit einigen Hindi-Brocken ausrüsten, i
nicht ganz und gar in die Hände seiner Palki-Träger gegebe
Weit kommt er mit ihnen freilich nicht, denn was er sich eing
ist nur auf einen regelmäßigen ungestörten Fortgang der
berechnet. Tum kya mangte ho, was wollt ihr? Tol hai,
da? Isi jagahka nam kya hai, wie heißt dieses Dorf? Beere
lao, holt die Träger! Palki uthao, hebt den Palki auf; so un
lich lautet der schleunigst gesammelte Sprachreichthum. Ist er
wirklich glücklich angekommen, so gilts nun mit aller Anstr
der Sprache einigermaßen mächtig zu werden. Dazu wird ei
scher Sprachlehrer (Pandit) angenommen. Demüthig zieht
so oft er kommt, vor der Thüre seine Schuhe aus und lö
ruhig belehren, daß man nach europäischer Sitte seine wen
noch so sauber gehaltenen Füße nicht auf den Stuhl hina
Mit seiner Hülfe gehts tüchtig ans Uebersetzen, wozu vorl
Vocabeln trotz eines Schuljungen gelernt werden mussten. A
ist nicht leicht mit dem Pandit vorwärts zu kommen, der
muß dem Lehrer ordentlich auf die Finger sehen. In seine
schen Unterwürfigkeit und Höflichkeit lässt er manches Un
durchgehen, und entschuldigt sich, wenn es bemerkt wird: „W
Saheb sagt, ist allemal richtig." — Mit dem Lernen gel
Lehren sofort Hand in Hand. Ist der Missionar der
ordinirte Pastor der Station, so muß er wohl bei Taufe
Trauungen das agendarische Formular, das er mit latei
Lettern geschrieben, anfangs ablesen, auch ohne dessen e
Worte noch recht zu verstehen. Bessere Gelegenheit lehre
lernen giebt ihm der Unterricht der Schulkinder und Catechist
das Hindi ebensowenig von Haus aus kennen als er selbst
darum bisher darin unterwiesen werden mussten. Dank
ausdauernden Fleiße kann er aber bereits nach 1/4 Jahre im
Religionsunterricht er[illegible] und bei den Abendandachten

Bibelabschnitte auf die einfachste Weise erklären. Das Schlußgebet wird wohl vorher erst niedergeschrieben und in der Versammlung abgelesen. Nun gehts immer besser, die Uebung thut das Meiste; und wenn auch der regelmäßige Unterricht beim Pandit und die erste Arbeit noch lange nicht unterbleibt, doch ist er nach einem halben Jahre mit Gottes Hülfe so weit, daß er wohl schon eine Predigtreise antreten und auf dem Bazar vor den stolzen Hindus reden kann, ohne gerade gar zu sehr deren Lachen fürchten zu müssen.

Hier eine kleine Sprachprobe. Der apostolische Gruß „Die Gnade unsers Herrn ꝛc." lautet im Hindi: Prabhu Jsu Christ ki daya aur Ischwarka prem aur pawittr atma ka milap ham sab ke sath howe, Amin.

Außer dem Hindi werden von den Sanskrit-verwandten Sprachen in Jndien noch folgende gesprochen.

1) Das Persische; es ist die Sprache der etwa 200,000 Parsis, die in Jndien wohnen, so wie der eingebornen Fürsten und ihrer Beamten an allen indischen Höfen.

2) Das Hindostani oder Urdu, eine Mischsprache aus Hindi, Persisch und Arabisch, durch die Muhamedaner im 10. Jahrhundert nach Jndien gebracht, jetzt über ganz Jndien verbreitet, aber eigentlich nur die Sprache der Handelsleute, Soldaten und des niederen Volks.

3) Das Bengali, in Bengalen von 30 Millionen Menschen gesprochen, dem Sanskrit auf das Allerinnigste verwandt. Endlich

4) das Uriya; es hat mit dem Bengali $^9/_{10}$ der Worte gemein und unterscheidet sich von demselben wie das Holländische vom Deutschen. Jn der Aussprache ist es rauh und hart, während jenes weich ist.

Von all diesen indischen Sprachen kommt neben dem Hindi für das Gebiet der Kolh-Mission nur das Bengali und Uriya noch in Betracht. Letzteres ist, für die südlichsten Gegenden wenigstens, fast ebenso wichtig, als das Hindi. Südlich von Bengalen wird es von ca. 4,000,000 gesprochen. Dort ist das Gebiet des berühmten Jagannath-Cultus. Aber es ragt weit in die Provinz Singbhum,

die südlichste Provinz unsrer Mission, hinein. Im Kolhan-Distri
sprechen es über 12,000 Gualas (Hirtenkaste der Hindu) und a
die Larka-Kolhs ergänzen den Mangel ihrer Sprache mit Uriya
Worten, lesen sehr viel Uriya-Bücher und befolgen die darin en
haltenen Vorschriften der Hindus. Ein Missionar der Larkas soll
also außer Englisch und Hindi auch noch Uriya können.

Vor allen Dingen muß aber, soll anders die Wirksamkeit de
Missionars eine gedeihliche sein, die Kolh-Sprache von ihm beherrsc
werden. Und sie ist es auch, die seit einigen Jahren von de
Neu-Angekommenen gleich nach dem Hindi, oder wohl auch zugleic
mit demselben erlernt wird. Wir sagen: „seit einigen Jahren,“
und viele Leser werden sich verwundern, daß Solches nicht au
früher geschehen ist. Man hatte dafür verschiedene Gründe ange
führt, unter denen die Verschiedenheit der Kolhs-Dialecte, di
Bekanntschaft der Kolhs mit dem Hindi, und die Bedeutung, di
das letztere als Gerichtssprache hat, die hauptsächlichsten sind. Da
Erste und Letzte ist ja richtig — aber darf ein Missionar si
abschrecken lassen durch die Schwierigkeit dialectischer Verschieden
heiten, darf er sich bestimmen lassen durch Rücksichten auf Vortheil
des bürgerlichen Lebens, wenn es sich für ihn um die Frage han
delt, wie kommt meine Predigt den Heiden am nächsten? Wi
denken, darauf mußte Alles ankommen, daß die Kolhs das Evan
gelium, wenn es ihnen gepredigt wurde, wenigstens verstanden, da
sie den Katechismus, den sie lernten, die Lieder, die sie sangen,
verstanden, im buchstäblichen Sinne des Wortes verstanden. Leide
aber ist das vielfach, ja sehr häufig nicht der Fall gewesen. Di
Kolhs kennen die Hindi-Sprache nicht, sie müssen sie erst lernen.
Welche Mühe wurde damit verschwendet, welche Zeit ging dabei
verloren! Und wenn doch nur Alle das Hindi gelernt hätten!
Aber war es den Alten überhaupt zuzumuthen? Konnte bei der
großen Anzahl von Taufbewerbern das Erlernen des Hindi rec
beaufsichtigt werden? War es zu verwundern, wenn die kindliche
Leute gerade wie die Kinder ihren Katechismus mechanisch auswendig
lernten, aus Mangel an Sprachkenntniß aber in seinen Sinn nicht
eindringen konnten? Konnte es ausbleiben, daß die Predigt einen

ßen Theile der Kolhs über die Köpfe hinweg und an den Ohren bei ging? Und — wir betonen es — hatten die Kolhs von m Andern abgesehen nicht ein gutes natürliches Recht, die Bot- ft ihres Gottes an sie in der Sprache zu hören, die ihnen Gott Herr gegeben? In der That, das Hindi als Kirchensprache der lhs erinnert uns zu lebhaft an das Lateinische, das bei uns die- e Herrschaft geübt, um nicht ein verwerfendes Urtheil zu erfah- t. Und lateinisch hat man den Deutschen doch wenigstens nicht redigt.

Sehen wir uns nun die Kolh-Sprache näher an, so ist ja rdings zu gestehen, daß sie dem Hindi in Biegsamkeit, Wortfülle,[1] sdrücken für geistige Dinge u. dergl. weit nachsteht. Mit ihr der Missionar selbst eine weit größere Arbeit, als mit dem Hindi. s vor Kurzem ist noch nie eine Silbe im Kolh gedruckt worden. ine Grammatik, kein Wörterverzeichniß, keine Bibel- und keine techismusübersetzung existirten. Das Kolh ist noch nie Schrift- rache gewesen, sondern stets nur gesprochen und gesungen worden. chriftzeichen sind darum erst zu erfinden oder anderen Sprachen zu ehnen.[2] Ebenso ists eine mühselige Arbeit, den ungemein rasch echenden Leuten Worte und Wortformen abzulauschen. Spätere issionare werden es leichter haben, denn unter den gegenwärtigen d einige fleißig daran, den Wortverzeichnissen, die sie von Anfang geführt, die Gestalt ordentlicher Lexica zu geben, sowie die rache grammatisch zu bearbeiten.

Unter den Dialecten der Kolhs sind zwei Gruppen zu unter- den. Auf der einen Seite steht die Tamilähnliche Sprache der us, auf der andern die unter einander verwandten Idiome der ndari, Larka, Santal, Bhumij und wohl auch noch anderer

---

1) Doch zählt das Wörterverzeichniß eines Missionar bereits 7800 te, obgleich ihm die M — Z anfangenden noch fehlen.

2) Die Goßner'schen Missionare haben das Devnagri oder die Hindi- ft gewählt. Ein englischer Missionar, der unter den Santals steht, hat seine Uebersetzung des Evangelium Matthäus die Römische Schrift ptirt.

Volksstämme. Ob letztere indogermanischen Characters sind, i nicht völlig aufgeklärt. Die Aehnlichkeit mancher Worte mi Sanskrit, Deutsch, Lat. ꝛc. ließe es wohl vermuthen. So hei Mann, Bruder bao, heiß had, Name numu, Nacht nida (nox, neu nama, Pflug ar, Schlaf durum (dormire im Lat., di Sanskr.), kiva Kinn, ruku schütteln, rücken, lenga links, ruru te Tag (day, dies), kumbru Dieb (Sanskr. kumbrila), sukri (Lat. sus, Sanskr. sukara), danta Zahn (dens), salangi lanç lügen. Diese Aehnlichkeit gewinnt an Bedeutung durch die (nung, daß viele dieser Worte sich im Hindi nicht finden, al diesem nicht entlehnt sein können. Sind sie nun nicht unabhängig von dem Hindi in alter Zeit aus dem Sanskri lehnt, was ja möglich wäre, so dürften diese Kolh-Dialec mit den meisten europäischen Sprachen aus einer gemei Ursprache abzuleiten sein. Da es aber nicht blos auf Aehr einiger Worte, sondern auf den ganzen inneren Bau und einer Sprache ankommt, ob sie mit einer andern verwa erachten, so überlassen wir diese Frage gern dem Gelehrte Fach. Interessant wäre es, wenn die Kolhs mit uns De eines Stammes wären, wie die Hindus es thatsächlich sind die Mission hat kein sonderliches Interesse daran, ihr sin Menschen gleich, alle erlösungsbedürftige Brüder, sie möge civilisirten Nationen näher oder ferner stehen.

Unter sich dürften Mundari-, Larka- und Santal-S etwa in demselben Verhältniß stehen, wie die verschiedenen T der deutschen Sprache. Die einzelnen Stämme verstehe unschwer unter einander.

Folgende Zusammenstellung wird ihr Verhältniß unter ein- und zu der Urau-Sprache am besten deutlich machen.

	Mundari.	Larka.	Santal.	Urau.	
	miad	miad	mi	unta	
	baria	baria	barea	enr	
	apia	apia	pea	mund	
	upunia	upunia	ponea	nach	
	monea	monnya	mone	panch	Hindi-Worte.
	turia	turui	turuia	chhah	
	ea	aya	eae	sat	
	iralia	irilia	iral	ath	
	area	area	are	nau	
.	gelea	gel	gel	das	
:	appu	apu	baba apu	baba	
er	enga	enga	ayo enga	ayo	
er	haga	haga	dada	annako	
eſter	misi	misi	dai	ankoi	
	sengel	sengel	sengel	chitzechitz	
:r	da	da	da	am	
	ora	oa	ora	vipa	
ı	horo	ho	har	alala	

Wir sehen, Mundari und Larka stehen sich sehr nahe, verschie- schon ist das Santal, das Urau jedoch eine ganz andere he, wie schon gesagt, eine Dravidische Sprache.

Ein sofort in die Ohren fallender Unterschied ist der, daß die -Sprache sehr die Kehllaute liebt und z. B. ch wie ach aus-, während bei den Larkas ꝛc. das ch hart ausgesprochen und ein k wird; „ach, nach, Fach" würden diese nicht sagen können. Zwischen den einzelnen Dialecten giebts nun noch Mittelformen, besser Mischformen. So die Sprache der Bewohner des gau im nordwestlichen Singbhum. Sie steht zwischen Mundari

und Larka, dem ersteren aber näher. Der Satz: „Gott hat geschaffen" lautet bei ihnen: Singbonga aingko bai ta dingae

Leicht ist die Kolh-Sprache eben nicht, besonders wenn die Verbal-Flexion durch das Einschieben der Subjects- Objects-Pronomina. Im Larka heißt:

aing od. ing ich	ale wir (ihr nicht)
am du	abu wir
ini od. ni er	a lang wir beide
	a ling wir beide (ihr nicht
	aben ihr beide
	ape ihr (viele)
	enko sie

Mit diesen Fürwörtern werden nun vom Stamme em (g und dem Participium tanae (= ist seiend) folgende Formen geb

emtanae er giebt
emaletanae er giebt uns (zu einem andern gesagt, der n bekommt)
em-a-ing-tanae er giebt mir
ini emkedae er gab
aleke emkedleae er gab uns
emkedako sie gaben
emkedkoako sie gaben ihnen
em-am-tanaing ich gebe dir
ema-i-tanam du giebst ihm
emked od. emad-leape ihr gebt uns

Mit andern Zeitwörtern:

uri*ko* akaring-*ko*-tanae, er verkauft Ochsen (viele)
kam nel ad linga, hast du uns beide nicht gesehen?
ka' ing neladbena, ich habe euch beide nicht gesehen.

Wenige werden ein Interesse für diese Sprach-Proben h doch finde auch das Vaterunser in der Larka-Sprache hier eine Stelle, damit der Leser wenigstens von dem Klang Sprache eine, wenn auch nur schwache, Vorstellung empfange.

He alea sirmaren apu ama nutum pawittr rikaoka ama hijuka ama sanangchileka sirma reenleka oterege howaoka,

dimsi dimsirea jometea tising aleke omalem ondo alea chirako nochoëme chileka alege alea, chirat anko ochokóta nale ondo aleke atkar re alom kanjulea mendo etkanaete banchaulem, chikanmonte chi rajy ondo pe: ondo mamarang soben dipliama mena. Amin.

Zu der Schwierigkeit der Construction kommt für den Verkehr die andere, daß den Kolhs Ausdrücke für manche Begriffe ganz fehlen. Für „dumm" haben sie z. B. kein Wort. Sie gebrauchen ka seani = nicht klug, auch uri leka = wie ein Ochse; solche, die etwas Hindi verstehen, nehmen das Hindi-Wort murk.

Dazu kommt die Verschiedenheit ihrer Denk- und Anschauungsweise von der unseren. Sie ist ihnen darum mit vielem Fleiß abzulauschen, und danach die Rede einzurichten. Kein Kolh würde das Segenswort: „Er lasse sein Angesicht leuchten über Dir" verstehen. An Stelle dieses Bildes haben sie das andere, bei ihnen sehr beliebte, vom Schatten. Auf die Frage „wie gehts" antwortet der heidnische Kolh: He komke ama marang umbul re bugiotanaing, „Herr Deinem großen Schatten in geht mirs gut." Demgemäß ist die Frage, ob der zweite Satz des aaronitischen Segens bei den Kolhs nicht zu übersetzen ist: Prabhu amke aya umbul te doë me kae, der Herr setze Dich in seinen Schatten.

Wir sehen, ein indischer Missionar hat völlig Recht, wenn er von „Sprachbergen" spricht, die er erst übersteigen müsse, um den Eingebornen nahe zu kommen. Die Reise über diese Berge ist entschieden größer und beschwerlicher als der weite Weg übers Meer nach Indien, und schon manch Einer ist dabei müde und matt geworden und hat wenigstens den Gipfel völliger Sprachbeherrschung nie erreicht. Erst Englisch, dann Hindi, dann Kolh und noch dazu womöglich verschiedene Dialecte, und ist das geschafft, vielleicht auch noch Uriya oder Bengali! Das will etwas heißen. Doch lernt sich eine lebende Sprache leichter, als eine todte, für die man nur Bücher hat. Die ganze Atmosphäre, in der man täglich lebt, hilft mit lernen. Und so kanns denn ein Missionar wohl erreichen, daß er nach Jahresfrist wie im Hindi, so auch im Kolh zu predigen im Stande ist, wenn er auch dann noch lange nicht

ausgelernt hat, und überhaupt nie auslernen wird. Aber w
Freude auch, wenn man Chriſten wie Heiden in ihrer Mutterſp
die Gnade Gottes verkündigen kann. Wie ſtrahlen die Augen
Hörer, wie merken ſie auf, wie viel beſſer wird das gehörte
behalten! Das iſt ein reicher Lohn für all den beim Le
vergoſſenen Schweiß. —

4. Das natürliche Licht.

Röm. 1, 19. 20; 2, 14. 15.

Freilich ist es schwach, dieses natürliche Licht, ein glimmender Docht, ein mattes Abendleuchten der untergegangenen Glaubenssonne am Horizont des geistigen Lebens der Kolhs. Aber es ist doch noch ein Licht da, viel reiner, als bei den überklugen, pantheistischen Hindus, in weit größerer Stärke, als in älteren Berichten über die „fast auf die niedrigste, religiöse Stufe gesunkenen" Kolhs zu lesen ist. Wie hätte sonst auch die Sonne der Wahrheit die Herzen der armen Leute wieder mit Morgenröthe erfüllen, wie endlich so hellstrahlend über dem Volke wieder aufgehen können! Das Maaß des Lichtes, das ein Volk aus dem Evangelio empfängt, steht immer im Verhältniß zu dem Maaße, das es sich vom natürlichen Lichte bewahrt hat. Wer da hat, dem wird gegeben.

Die natürliche Gotteserkenntniß der Kolhs tritt uns zumeist in ihren Sagen und Sprichwörtern entgegen. Der Leser wird leicht merken, wie überraschende Anklänge an die Geschichte und Lehre der heiligen Schrift in denselben enthalten sind, wie hellleuchtend aber auch die Wahrheit der Letzteren von jenen verdunkelten Erinnerungen absticht.

Sinbonga (das ist der Name Gottes bei den Mundaris und Larkas, die Uraus nennen ihn Dharme), Singbonga, erzählen sie, ist selbst geschaffen. Seine Wohnung hat er in der Sonne, und dort hin muß man Gebete und Opfer richten.

Ein Gebet an Singbonga, in das sich aber vielleicht Hindu-Anschauungen einmischen, lautet folgendermaßen:

O Gott, König des Himmels, welcher Du der Milch gleichend aufgehst und der dicken Milch gleichend untergehst. Der Himmel ist

glühend, und die Erde bedeckt mit Staube. Nach Osten, Westen, Norden, Süden, nach allen vier Richtungen blickst Du hin. Du bist zusammengeronnen gleich der Sahne und der dicken Milch. Deine Brust gleicht dem Steine, Deine Arme sind wie Bananenbäume. Dein Schnurrbart ist wie Sabei (ein Strauch, der in großen Büscheln aus der Erde hervorschießt), Deine Zähne gleichen dem Meißel, Deine Zunge gleicht der Basula (eine Art Beil), Dein Mund ist wie die Londra (eine aus Bambusstäbchen gemachte, trompetenartige Röhre, welche in ganz kleine Wasserfälle gesetzt wird, um die herunterkommenden Fische aufzufangen), Dein Haupt ist wie die Dimni (ein sehr großer Korb zum Aufbewahren von Reis), Deine Nase ist wie der Elephantenrüssel, Dein Haar gleicht dem Schwanzbüschel eines Waldbüffels, Deine Ohren sind wie zwei Schaufeln, Deine Augen wie die eines Adlers, Dein Stuhl ist von Gold, Dein Fußschemel von Silber, in ihm sitzest Du und stehest auf. O Gott, ich rufe Dich an, ich schreie zu Dir; wie Du mich gelehrt, so rufe ich! Wenn Du auf dem Wege gehst oder hin und her wandelst, so kehre wieder und höre meine Bitte!

Die Sonne ist nicht Singbonga selbst, sondern sein Werk. „Wie wir im Hause ein Licht anzünden," sagen sie, „so hat Singbonga am Himmel die Sonne gesetzt, damit sie auf der ganzen Welt leuchte."

Die Larkas identificiren aber auch in naiver Anschauung Singbonga mit der Sonne. Auf dieser Verwechselung ruht die von ihnen erzählte Sage, Singbonga habe auch geheirathet, nämlich Chando Omol, den Mond. Da ihm sein Weib nicht gehorchte, habe er es in zwei Stücke geschnitten. Sei er zuweilen gnädig, so erlaube er wohl der Gattin, voll zu erscheinen. Die Sterne seien die Kinder dieses Ehepaares.

Wie die Sonne, so hat Singbonga auch die ganze Welt geschaffen, die er fortwährend erhält, und an deren Zerstörung er kein Gefallen hat. Er machte die Erde mit Felsen und Wasser, bekleidete sie mit Gras und Bäumen und schuf dann die Thiere, zuerst die Hausthiere, dann die wilden. Als das Alles fertig war

für den Aufenthalt der Menschen, schuf er einen Knaben und ein Mädchen und setzte sie in eine Höhle. Bald aber fand er, daß sie zu unschuldig seien, um Hoffnung auf Nachkommenschaft zu geben. Darum lehrte er sie die Kunst, „illi“ (Reisbranntwein) zu machen, der die Leidenschaften aufregt. So wurde die Erde bevölkert. Als die ersten Eltern 12 Knaben und 12 Mädchen gezeugt, machte Singbonga ein großes Festessen von Büffel-, Ochsen-, Ziegen-, Schaaf-, Hühner- und Ferkel-Fleisch und von Gemüsen. Dann theilte er die Menschen in sechs Paare und sagte jedem Paare, es solle zulangen, was ihm am besten schmecke. Die beiden ersten nahmen Büffel- und Ochsen-Fleisch und wurden die Stammältern der Larka und Bhumij; das nächste griff nach dem Gemüse, — die Stammältern der Brahmanen und Chatris; die andern aßen Ziegen-Fleisch und Fische (Sudras); wieder andere Schellfisch (Bhuiyas). Zwei Paare nahmen Ferkel-Fleisch, von ihnen stammen die Santals. Ein Paar bekam nichts, das sind die Ghasis, die nicht arbeiten, sondern bei andern zu Gaste gehen.

Die Mundari erzählen Folgendes: „Als Singbonga die Menschen schuf, machte er zuerst aus Erde die Gestalt eines Kindes. Aber es kam ein Pferd und stieß die Figur um. Darauf schuf er einen Hund, um das Pferd abzuwehren, und hauchte der Figur Leben ein. Auf dieselbe Weise schuf er dann auch ein Mädchen. Die zum Guten geschaffnen Menschen wurden aber bald böse, sie wollten sich nicht waschen und nicht arbeiten, sondern immer tanzen und sich betrinken. Deßhalb erzürnte er sehr und sandte eine große Fluth; Sengle-daa, d. h. Feuer-Wasser ließ er vom Himmel strömen, daß alle Menschen starben. Nur zwei, ein Bruder und eine Schwester, verbargen sich unter einem Tiril-Baume und wurden gerettet. Das Holz dieses Baumes sieht sehr dunkel aus, wie verkohlt. Das, sagen die Leute, ist die Folge jenes Feuer-Wassers. Aber Gott wollte nicht, daß die Welt wieder unterginge. Darum schuf er die Schlange Lurbing, damit sie den Fluthen ein Ende mache. Sie bläst ihre Seele zum Himmel empor und wird dadurch zum Regenbogen, der den Regengüssen Einhalt thut. So lange der Regenbogen am Himmel steht, ist die Schlange todt, erst nach

dessen Verschwinden kommt sie wieder zum Leben. Daher die Rede der Mundari, wenn sie den Regenbogen sehen: „Lurbing ist zu Boden geworfen," oder: „Es wird nicht mehr regnen, weil Lurbing den Regen vernichtet hat."

Die Uraus erzählen, die Sage der Mundari modificirend, also: „Die Fluth hatte alle Menschen vernichtet, nur ein Bruder und eine Schwester verbargen sich in den Reisfeldern des Dorfes Lerasita in Chutia Nagpur in der Höhle eines großen Krebses." In Lerasita zeigen sie daher auch noch einen großen stuhlähnlichen Stein, auf den sich Gott, nachdem er zu den beiden Menschen heruntergestiegen, gesetzt haben soll.

Wie die Schöpfung der Menschen durch Gott, so halten also die Kolhs auch die Einheit des Menschengeschlechtes fest. Den Tod, wie alle Uebel schreiben sie ja allerdings den Teufeln zu — doch sagen die Mundari auch manchmal, daß Singbonga, der gute Gott, den Tod sende.

Wir müssen hier noch eine Sage erzählen, die wir allerdings auch in den nächsten Abschnitt hätten einschieben können, die jedoch wesentlich hierher gehört als ein Beweis für die Herrschaft Singbongas über die bösen Geister (Bongas). Die christlichen Kolhs beweisen aus ihr den Heiden, daß Gott die Sünder und die Verächter seines Wortes und seiner Befehle strafe. Sie ist übrigens unter den Mundaris so bekannt und verbreitet, daß man sie wohl eine National-Sage dieses Stammes nennen kann. Es ist die höchst interessante Asur-Sage.

Auf eigenthümliche Weise vermischt sich in dieser Sage geschichtliche Tradition mit religiöser Vorstellung. Was jener Seite angehört, ist schon unter Nr. 2 erwähnt. Hier haben wir sie nur von religiösem Standpunkte aus zu würdigen.

Zwölf Brüder Asur, dreizehn Brüder Götter gingen einst nach dem Berge, um Kohlen zu brennen und Eisen zu schmelzen. Sieben Tage und Nächte hindurch traten sie die Blasebälge. Eisen machten sie, Eisen aber war auch ihre Speise, Eisenspäne ihr Getränk. In ihrem Uebermuth sprachen sie: „Wir sind die Berg-

Bonga, wir sind die Tiefen-Bonga, wir sind Singbonga; vor wem sollten wir uns fürchten?" —

Da wurde den Menschen auf der Erde angst und bange. Hunger und Durst quälte sie, die Vögel jammerten, das Gras verbrannte, das Wild des Waldes schrie nach Wasser, Allen schlug die Hitze in's Angesicht, Pferd und Kuh glühten vor Hitze, Alle schrien bei Tag und Nacht zu Singbonga um Hülfe.

Singbonga selbst wurde heiß. Sein Goldstuhl und Silberschemel, auf dem er sitzt, glühte bei Tag und Nacht. Die Erde zitterte, der Himmel wankte, und dadurch entstanden Nebel und Sturm.

Um der Noth abzuhelfen, sandte nun Singbonga ein Paar Vögel (Dhingchua maru und Kherketa jagu) zu den Asurs und ließ ihnen sagen: „Wenn ihr des Tages blaset, so blaset nicht bei Nacht, und wenn ihr des Nachts blaset, so blaset nicht bei Tage." Die Vögel fanden nach Singbongas Verheißung unterwegs hinreichend Futter, je näher sie aber den Asurs kamen, desto mehr quälte sie die entsetzliche Hitze. Sie beriethen, was thun, und kamen zu dem Resultat: Was können wir gegen das Gebot unsres Herrn thun, wir müssen in ihre Nähe gehen. Bei den Asurs angekommen, verhandelten sie mit diesen über friedliche Behandlung und erhielten sie zugesagt. Kaum aber hatten sie ihre Botschaft ausgerichtet, so wurden die Asurs entsetzlich wild, drohten Singbonga, sobald sie ihn fassen würden, wie ein Opferthier zu behandeln, griffen die Vögel mit Zangen, bewarfen sie mit rother Erde und Kohlen, bogen dem einen den Schwanz gabelförmig auseinander, schlugen den andern auf den Kopf und bogen ihm den Schnabel krumm, so daß die Gottesboten übel zugerichtet bei Singbonga ankamen.

Singbonga tröstet sie, indem er Vergeltung in Aussicht stellt, und sendet mit derselben Botschaft zwei andre Vögel, eine Lerche und einen Raben. Diesen gehts nicht besser. Geschlagen und entstellt bringen sie die Antwort: „Die Asurs wollen nicht gehorchen, sie selbst wollen Singbonga sein und die große Deota (Gottheit); ihre Brust, behaupten sie, sei wie Stein, ihre Ober-Arme wie

Bananen-Bäume, vor wem sollten sie sich fürchten? Wenn sie Singbonga faßten, wollten sie ihn zerreißen, essen und verarbeiten."

Wiederum sandte Singbonga zwei Vögel, diesmal einen gelben und einen weißlichen Geier. Auch ihre Sendung hatte denselben Erfolg.

Da wird Singbonga zornig und spricht: Nun werde ich selbst gehen, nimmt Menschengestalt an, steigt vom Himmel herunter und läßt sich unter den Asurs nieder. Dort hackt der Knecht des alten Lutkum und seiner Frau im Reisfelde. Er ist voller Aussatz. Unter der Bedingung, daß der Aussatzjunge es nicht anzeige, verspricht Singbonga, ihn gesund zu machen. Dazu schlägt er ihn todt, schwenkt ihn am Schopfe so lange im Kreise herum, bis die Haut sich ablöst, und macht ihn darauf wieder lebendig. Der Gesunde verläßt nun seine Dienstherrschaft und geht zu Vater und Mutter.

Singbonga kehrt wieder, die Haut des Aussätzigen mitnehmend, in den Himmel. Daselbst giebt er seinem sira hon, eingebornen Sohne, der in seinem Schooße sitzt, Menschengestalt, zieht ihm die Aussatzhaut an und schickt ihn auf die Erde hinab.

Eine Quelle, aus der die Asurs Wasser schöpfen, vertrocknet, als sich dieser kasra-kora, toro-kora = Aussatzjunge, Wundenjunge an dieselbe stellt, sprudelt aber durch ein Gebet zu Singbonga, das er einer Frau anräth, sofort wieder von Wasser über.

Nun wurde der Aussatzjunge, Wundenjunge voller Wunden und Eiter, suchte bei den Asurs nach Arbeit, wollte Schweine und Hühner hüten, wurde aber überall fortgeschickt. Auch bei den Mundaris, zu denen er darauf ging, fand er keine Aufnahme. Nicht besser gings ihm bei den zwölf Brüdern Asur, den dreizehn Brüdern Deota. Alle ekelten sich vor seinen stinkenden Wunden, die beständig von Fliegen umschwirrt waren.

Auf den Rath der Asurs ging er endlich zu dem alten Lutkum und der alten Frau Lutkum. Als diese, die kinderlos waren, sein Seufzen und Weinen hörten, wollten auch sie ihn anfangs abweisen, erbarmten sich aber seiner, wuschen ihm die Wunden,

ben ihn mit Sarson-Oel und behielten ihn als Hüter ihrer
ühner.

Im Hause des alten Lutkum that Kasra-Kora viele Wunder.
m Beispiel folgende:

Einst spielte er mit den Asur-Söhnen Ball. Jene hatten
erne Bälle, er nur Brodkuchen und Eier. Diese Bälle warfen
gegen einander. Aber die Asur-Söhne konnten seine Brod-
chen und Eier nicht zerschlagen; er aber zertrümmerte mit seinen
ern die eisernen Kugeln.

Erzürnt darüber, drohen die Asur-Knaben ihn anzuzeigen,
il seine Hühner allen Reis aufgefressen hätten. In der That
r nur ein Korn übrig geblieben. Dies eine jedoch legt Kasra-
ra in einen Topf, und siehe, alle Töpfe und das ganze Haus
rd voll von Reis. Mit großem Erstaunen sehen die alten Lut-
ms, als sie ihn strafen wollten, das Wunder und meinen
fangs, er habe den Reis gestohlen.

Auch hat er während seiner Dienstzeit bei Lutkum Nachts das
us verlassen, draußen seine Aussatzhaut abgezogen und vielerlei
nderbare Dinge in himmlischem, glänzenden Leibe gethan.

Diese Wunder werden indeß in Nebensachen abweichend erzählt.
n hinduisirten Gegenden hat die Sage überhaupt mannigfache
usätze aus der Hindu-Religion und Hindu-Mythe erfahren.

Kasra-Kora hatte übrigens nicht vergessen, daß der Zweck seiner
lenschwerdung die Bestrafung und Vernichtung der Asurs war.

Um diese seine Aufgabe auszurichten, bewirkte er, daß in dem
chmelzofen kein Eisen mehr gerieth.

Als die Asurs dagegen keine Hülfe bei den Zauberern fanden,
hmen sie unter Anrufung Singbongas etwas Reis und brachten
n zu Kasra-Kora, daß er ihn unter seinen Kopf nehme, und so
en göttlichen Rath gegen das Mißgeschick erfahre. Nach einigem
träuben that es Kasra-Kora und gab zunächst als Rettungsmittel
s Opfer eines Schafes und eines Büffel-Ochsen an. Es half
hts. Darauf verlangte er ein Menschen-Opfer. Zwei Asurs
chten sich auf, einen Menschen zum Opfer zu suchen. Ihr

Erfolg war, daß sie keinen fanden und in einem Dorfe so blutig geschlagen wurden, daß sie kaum ihr Leben retteten. Da wollten die Asurs einen ihrer Söhne opfern. Das aber litt Kasra-Kora nicht, sondern sprach: opfert mich, ich habe weder Vater noch Mutter. Auch über die Befürchtung, seine Verwandten könnten Rache nehmen, wußte er sie zu beruhigen.

Nun wurde auf Kasra-Koras Anweisung von zwei Jungfrauen, die gefastet, sich Morgens gebadet und reine Kleider angezogen hatten, aus einem Teige von aufgeweichtem Reis ein Schmelzofen gebaut, das Opfer einer weißen Ziege, eines weißen Huhns und eines Eis gebracht — und Kasra-Kora kroch in den Ofen, der darauf geschlossen und tüchtig geheizt wurde. Als der Ofen glühte, nahmen die Asurs, wiederum nach Anweisung, einige Mangoblätter und Hesablätter (ficus religiosa), machten sie naß und besprengten damit den Ofen, — worauf dieser sofort erkaltete. Als er geöffnet wurde, kam Kasra-Kora lebendig heraus, rein von Krätze und Aussatz, mit schönen Kleidern, am ganzen Leibe strahlend und mit goldenem und silbernem Geschmeide behangen. — Erstaunt über das Gold frugen die Asurs, wo er das her habe, und erhielten die Antwort, es sei noch viel mehr im Ofen gewesen, sie sollten nur aus Erde einen großen Schmelzofen bauen, alle hinein gehen, den Ofen von ihren Frauen verschließen und heizen lassen — so würden auch sie viel, viel Gold finden. Die goldgierigen Männer gingen auf den Rath ein, sorgsam wurde darauf geachtet, daß Alles, was männlich war, in den Ofen gesteckt wurde, und 7 Tage und 7 Nächte traten die Asur-Frauen die Blasebälge.

Die Angst der Frauen, die bald das Schreien der Männer hörten, und sahen, wie das Blut aus dem Ofen floß, wußte Kasra-Kora zu beschwichtigen. Sie traten immer fort, sieben Tage und sieben Nächte lang.

Als der Ofen auf die oben angegebene Weise wieder kalt geworden und geöffnet war, was fanden sie? Alle Asurs waren verbrannt, nur die verkohlten Knochen waren übrig.

Das war das Strafgericht Singbongas über den Ungehorsam der Asurs.

Nachdem Kasra-Kora dasselbe den jammernden und schreienden Frauen gedeutet, schickte er sich an, wieder gen Himmel zu fahren. Die Frauen jedoch hielten ihn an den Kleidern fest und sprachen: Unsre Männer haben Böses gethan, und Du hast sie getödtet, aber wie sollen wir jetzt leben? Er sprach: Ich will schaffen, daß die Leute für Euch sorgen und opfern werden. Und nun nahm er die Frauen und schleuderte sie fort, die einen in die Berge, dort wurden sie Bergbongas, die andern in die Flüsse, dort wurden sie Flußbongas, wieder andere in die Teiche, wo sie Teichbongas, und noch andere auf die Wege, wo sie Wegbongas wurden. Daher ist das Land Chutia Nagpur so voll von Bongas, welche die Leute plagen. Singbonga aber bestimmte, daß die Mundari durch den Dorfpriester in den Dorfsarnas ihnen opfern und ihnen Nahrung geben, und auch, daß die Bongas durch solche Opfer sich besänftigen lassen sollten.

Nachdem der eingeborne Gottessohn das Alles geordnet, fuhr er wieder auf gen Himmel und erzählte Singbonga, wie er nach seinem Willen die Asurs bestraft und vernichtet. Darauf schickte Singbonga einen Boten auf die Erde, um zu sehen, wie es nun stände, und siehe, es war Alles in Ordnung, jeder hatte Ruhe und Frieden. Der Bote lehrte nun den Menschen die Schmiedearbeit und andre nützliche Handwerke.

Noch deutlicher als in den Sagen spricht sich der Singbonga-Glaube der Kolhs in den landläufigen Redensarten aus, die als ein Erbgut der Väter gewiß in die fernste Urzeit zurückreichen, und zum Theil den Charakter von Sprichwörtern an sich tragen.

Von Singbonga fühlen sie sich abhängig, gegen ihn vermögen sie nichts, ihm vertrauen sie. Ist ein geliebtes Kind gestorben, so sagen die Eltern wohl: „Was machen, Singbonga hat es geschaffen, Singbonga hat es genommen, was habe ich für Macht, ich kann auch nicht mein eignes Leben dafür geben.“ In Noth heißt es: „Was machen, ich bin hungrig, aber er, der Ameisen und Vögeln giebt, sollte er mir nicht geben?“ Oder: „Singbonga hat die Geburt gegeben, er ist Vater und Mutter, warum sollte er nicht

geben: einen halben Tag hat er nicht gegeben, aber den j
halben Tag wird er geben."

Singbongas Erhabenheit preist das Wort: „Ewig im H
ist Singbonga, er hat Erde und Himmel geschaffen, wer ist
als er?" seine Güte, gegenüber der Verleumdung und Verf
durch Menschen, das andere: „Singbonga, der da im Him
er wird meiner nicht spotten." —

Wenn im Lande viel Ungerechtigkeit herrscht, und N
dem Unterdrückten hilft, so sagen die Kolhs: „Singbonga
mächtig, aber er ist zu fern." Er ist allweise; wenn widersp
Rathschläge und Befehle gegeben werden, so heißt es: „Ein
bonga (nämlich Gott) ist im Himmel, aber hier auf Erd
fünf Singbonga, was sollen wir thun, wir sind ja dumm.

Auf ihrem Singbonga-Glauben ruhen auch ihre Ansch
über das, was Recht und Unrecht ist. Die Arbeit ist Sin
Ordnung. Will einer den andern zum Fleiß ermahnen,
er: „Im Anfange hat Singbonga zu uns gesagt, wis
Schweiß-Wasser von der Stirn und arbeite, pflüge un
Darum arbeite, so wirst Du etwas haben. Was soll au
Singbonga für Dich thun? Wie wird er denn vom Himm
für Dich fallen lassen? Wenn Du arbeitest, so sind 4 E
Feldes. Wenn in einer Ecke nichts ist, in einer andern wir
sein." Ebenso ist das Verhältniß zwischen Mann und Fra
Singbonga gesetzt. Die Frauen sagen: „Uns hat Singbo
Anfange kleiner als Euch gemacht, darum gehorchen wir au
Wenn das nicht so wäre, und wir es im Anfange gle
übernommen hätten, schwere Arbeit zu thun, würden wir
auch können? Euch hat Gott mit beiden Händen gegebe
mit einer Hand; daher pflügen wir auch nicht." — Die
aber sagen zu den Frauen: „Wie uns Gott mit beiden
gegeben, so hat er uns größer als Euch gemacht. Wir ha
doch nicht selbst größer gemacht? Er selbst hat uns so i
und Kleine geschieden. Wenn Ihr jetzt dem Worte des
nicht gehorcht, so seid Ihr ganz gewiß gegen sein Wort
sam; er selbst hat uns größer gemacht als Euch."

Selbst eine Hoffnung auf's ewige Leben und der Glaube an's
icht fehlt nicht den heidnischen Kolhs: „In diesem Lande (Welt)
ts nur durch Schmerzenleiden, so haben wir es im Anfang
nommen. Wenn wir jetzt Lust begehren, wo werden wir sie
ommen? Wenn wir in diesem Lande Schmerzen leiden, werden
in jenem Lande Lust haben." „In jenem Lande werden die
en Geister Freude, die bösen Geister Schmerzen haben." —

Aus all Diesem geht zur Genüge hervor, daß die Worte des
ostel Paulus, die wir diesem Abschnitt vorangestellt haben, auch
die Kolhs ihre Anwendung finden. Singbonga ist mit Nichten,
man lange geglaubt hat, nur eine bessere Art von Teufel, er
der allein wahre Gott, dessen Dasein auch im Kolh-Herzen sich
ch fühlbar macht, und von dessen heiligem Willen bei den Kolhs
ht alle Kenntniß verloren gegangen ist. Der Singbonga-Glaube
einer der Fäden, durch die die Kolhs zur vollen Wahrheit her-
ergezogen werden. Hier muß bei der Predigt des Evangelii der
hel eingesetzt werden. Gottesdienstliche Verehrung wird ja freilich
n Singbonga wenig dargebracht, die meisten Feste gelten den
ngas. Indessen ein Fest, und zwar seiner Idee nach das Haupt-
t eines ackerbauenden Heidenvolks gilt ihm allein, das Erndtefest.
n August, wenn der Gora-Reis reift, werden Singbonga die
ten Früchte dargebracht und dabei unter Dankgebeten zu dem
Schöpfer und Erhalter" ein weißer Hahn geopfert. Ohne das
st neuen Reis zu essen, gilt für gottlos. Das Fest heißt
mnama. —

Ist es auch nicht zu leugnen, daß dieser ererbte Glaube gar
nig Einfluß auf das Leben übt, ist es vielmehr Thatsache, daß
r Teufelsglaube die eigentliche Herrschaft über die Gemüther hat,
ist es doch entschieden jenem Rest der Wahrheit zu danken,
ß die Kolhs noch ein lebendiges Gefühl wenigstens für das
end dieses Lebens haben und sich nicht wie die Hindus pan-
eistisch darüber hinwegsetzen. Ein tiefer Schmerz über dieses
bens Nichtigkeit und Hinfälligkeit geht durch das Volk und wird
den wehmüthigsten Klagen laut. Hören wir ein Zwiegespräch
ischen Mann und Frau:

Er: Wie die Blume welkt im Sonnenlicht,
So, o Gattin, iſt verwelkt Dein Geſicht;
Wie der Hahnenkamm von Jahr zu Jahr
Verblaßt, ſo, o Gattin, auch Dein Haar.
Doch geh' nicht ſo betrübt einher,
Das läßt ſich ja ändern nimmermehr.

Sie: O Gatte, die Zeit der Jugend verſtreicht
Davon iſt mein Haar auch ſo gebleicht;
Der Hahnenkamm bleicht, und die Blume verblüht,
So das Alter die Falt' auf die Wangen zieht.
Die Zeit der Jugend iſt fort, iſt hin,
Nun wie die Blume verblüht ich hin.

Noch deutlicher dürfte aber folgendes Lied dafür ſprechen, zugleich ein demüthiges Bekenntniß von der Beſchränktheit menſchlichen Verſtandes enthält, wie ein Hindu es nie ab würde.

Frau: O Du in grasbedeckter Hütte,
Im Holzhaus mein Genoſſe!
Wie die Blume biſt Du vertrocknet,
Wie die rothe Blume biſt Du verwelkt.
Iſt es von der Erde Hitze, mein Gatte,
Oder von des Himmels Gluth,
Daß Du wie die Blume vertrocknet,
Daß mein Gatte wie die rothe Blume verwelkt?

Mann: Nicht kommt's von der Erde Hitze,
Nicht kommt's von des Himmels Gluth.
Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Das Alter ſteigt auf.
Die Zeit geht hin, meine Gattin,
Wie ein ſchmaler Fußſteig.
Das Alter ſteigt auf, Genoſſin,
Wie auf breitem Landwege.
Wie in einem dummen, dumpfen Hochlande, o Gattin,
Sind wir dumm geworden, o Gattin,
Wie in wirrer, wüſter Tiefebne, o Genoſſin,
Sind wir wirr geworden.
Du biſt dumm und ich bin dumm, o Gattin,
Wir ſind alle beide dumm.
Du biſt dumm und ich bin dumm, o Gattin,
Wir ſind alle beide

Und noch zwei kleine Liedchen mögen hier einen Platz finden, en so einfach als schön sind.

Klage einer Alten.

Einst war ich eine Blume
In meiner Mädchenzeit,
Nun bin ich geworden ein Stengel,
Aus dem die Blume treibt.

Einst war ich die Blume im Kranze
Als Jungfrau, o schöne Zeit!
Jetzt bin ich der trockne Reifen
Auf den man die Blumen reiht.

Der Falke und das Küchlein.

Auf dem Hofe scharrt die Glucke
Rund herum der Küchlein Heer,
Sieh, da kommt vom nahen Berge
Wie ein Blitz der Falke her,
Hat das Küchlein fortgetragen
Ueber des Nugutscha Rand,
O mir ist, als hört ich's klagen,
Weit in Dschantabaris Land.

Wir werden später sehen, wie dieser Weltschmerz durch die en Leiden, die das Volk zu tragen hat, noch vertieft worden d recht augenscheinlich zum Evangelio hingeführt hat.

Jetzt sei es nur gestattet, darauf hinzuweisen, daß dies ihr Leid- wiederum im Zusammenhange steht mit ihrer ganzen, sonstigen thsrichtung. Sie sind ein sehr weiches, sanftes und gefühl- Volk. Das prägt sich schon in den Gesichtszügen aus. Auch die Gesichtsbildung der Kolhs die gleiche wäre mit der der s, man würde den Kolh herauserkennen an dem fast mädchen- , schwermüthigen, sentimentalen Ausdruck seiner Augen und Und das gilt auch trotz der Wildheit, die auf den ersten k in ihren Mienen zu liegen scheint. Von leidenschaftlichen en, Zankereien oder gar Todtschlag hört man wenig. Nur ucht und Hexen-Glaube macht sie unbarmherzig gegen die ihres Wahnes. Gegen ihre Kinder und Angehörigen sind

sie ungemein zärtlich. Seine Kinder zu züchtigen, bringt der K
gar schwer übers Herz. Der Missionar hat für sein Leben ni
von ihnen zu fürchten. Wenn früher Mißhandlungen der Europ
und einheimischen Christen vorgekommen sind, so sind sie, s
wenn sie durch Kolhs verübt sind, meist auf Rechnung der Hind
oder Muhamedaner zu schreiben. Ein Missionar, der nun 6 Ja
unter ihnen arbeitet, hat nur ein einziges Mal ihre drohen
Fäuste sehen müssen. Die Art, wie sie sich besänftigen ließen,
aber zu charakteristisch, als daß wir die Scene nicht berichten s
ten. „Endlich kam ich Abends 8 Uhr," so heißt's in einem Bri
„nach Chaitanpur, dem einsamen Stationshause mitten im dic
Dschangel, wo ich bei meiner ersten Reise hierher durch das Fe
der Palkiträger in Verlegenheit kam. So gings wieder. K
Träger waren da, die alten wollten nicht weiter und forde
ihren Lohn, um heim zu gehen. Da wäre ich denn die g
Nacht über recht hübsch allein gewesen, wenn nicht irgend
Bestie, deren es mehr da giebt, als einem lieb sein kann,
einen Besuch abgestattet hätte. Ich erklärte ihnen daher, ich wi
sie erst ablohnen, wenn andre Träger da seien. Das gab ei
Scandal! Sie hätten Hunger, seien müde, sie brauchten
weiter, und was sie Alles vorbrachten. Dabei hoben sie gar w
drohend ihre Fäuste. Als es so recht toll war, dachte ich,
machst du jetzt? Daß ich mich durch Anbieten von Brod
lächerlich machte, das hatte ich nun gelernt. Ebenso zog ein
schies nicht mehr. Es blieb mir nur zweierlei. Entweder
nimmst den Rädelsführer und zeigst ihm, daß auch in Deutsch
Stöcke gewachsen sind (das ist so englische Manier, der leider
viele Missionare huldigen), oder du bleibst gemüthlich und l
sie aus. Letzteres probirte ich denn. Während sie drohend for
ten, lachte ich recht herzlich und sagte: Seht, ich müßte doch
dumm sein, wenn ich euch entließe, da hätte ich ja Niemand,
mir Wasser holte und Feuer anmachte. Versteinert sagten sie:
der Saheb hat Recht, er wäre dumm, wenn er's thäte —
dann waren sie gemüthlich, lachten selbst über ihre Dumm
holten Wasser ꝛc., und ergaben sich in ihr Schicksal. Ich gab i

zwei Cigarren, die — sie rauchen leidenschaftlich — dann auch die Runde machten und trefflich mundeten." —

Von der harmlosen Zutraulichkeit der Leute kann der Missionar täglich Erfahrung machen. Zu gern kommen sie — manchmal wildfremde — in seine Wohnung und hocken da nieder, ganz still, um ja nicht zu stören, doch aber einmal den Padre in seiner Häuslichkeit zu sehen. Und kommt er in ein Dorf, was für ein Leben! In andern Districten, z. B. Bengalen — von den Hindu-Dörfern gar nicht zu reden, — hält sich Alles stolz oder schüchtern fern, hier strömt Alles zusammen, was gehen, ja auch was nicht gehen kann. Arme kranke Leute lassen sich hinführen oder hintragen, wo die Missionare sind, und sind nicht zurück zu halten, wenn sie von der Anwesenheit des Sahebs hören.

Wir setzen hier noch einige Volkslieder her, die besser als alles andere von dem tiefen und weichen Gemüthsleben der Kolhs Zeugniß geben. Leider lassen sich ihre feine Nüancen im Deutschen gar schwer wiedergeben. Das erste ist eine Anrede der Mutter an ihre Tochter.

Mädchen, wie die Taube in dem Käfig
Krankst Du, sag', was hast Du denn;
Wie der Papagei auf seiner Stange
Senkst den Kopf Du, sag', was ist Dir denn?

Bei dem Busch dort hast den Ring gegeben,
Heimlich ihm, ich hab es wohl gesehen,
An der Ecke dort gab er Dir Perlen,
Hielt'st die Hand hin, willst es nicht gestehen?

O die Burschen haben viele Mädchen
Schon getäuscht, verlassen haben sie
Dann die Armen, sind untreu geworden,
Gingen dann zu andern Mädchen hin.

Darum wie die Taube in dem Käfig
Krankst Du, Kind, ich weiß es ja,
Wie der Papagei auf seiner Stange
Senkst den Kopf Du, Kind, ich seh es ja.

Der folgende Wechselgesang behandelt einen kleinen Ehezwi

Frau: Wie der Baumstumpf dröhnt von der Aexte Schlag,
So erzittert mein Herz bei dem Schelten,
Her und hin das Chama-Gras schleudern man mag,
Doch laß ich bei mir das nicht gelten.
Willst Du mich verstoßen, verstoße mich,
Doch zanke nicht mit mir;
Willst das Band Du lösen, so löse es,
Doch hadre nicht mit mir.
Willst Du mich verstoßen, so thue es nur,
Viele Toa-Blumen sind auf der Flur;
Und die Natal-Blume, die steck ich mir an,
Als freies Mädchen ich das ja dann kann.[1]

Mann: Liebe, wie magst Du das sagen,
Nimmer laß ich Dich von mir;
Keine kann den Zopf so tragen,
Keiner steht er so wie Dir.
Liebes Botscho-Köpfchen Du,
Bleib bei mir und halt nun Ruh![2]

In einem Wechselgesange zwischen Mädchen und Frauen sin erstere so:

Woher bist Du gekommen,
Du süßer Knabe Du!
Am Quell dort, an dem kühlen,
Sitzt er in süßer Ruh.
Wie bläst er sanft die Flöte,
Ins Aug die Thräne mir tritt,
Ach Knabe, lieber Knabe,
Nähmst mich doch mit Dir mit.

Zu dieser Gemüthstiefe der Kolhs kommt noch als ein be derer Segen der vorbereitenden Gnade ihre Wahrheitsliebe. Sie der Verlogenheit der Hindus gegenüber in ein recht helles L Diese lügen, wenn sie den Mund aufmachen, und können fast

1) Toa- und Natal-Blumen stecken sich die Mädchen hinter's wenn sie zum Tanze gehen.

2) Botscho, ein kleines Vögelchen mit glänzend schwarzem Kopfe.

wahres Wort reden. Ein Thier tödten ist ihnen schwere Sünde, Lügen nicht. Ein Missionar ließ in einem Dorfe eine kleine Schule bauen und nahm dazu einen Hindu an, der früher in dem Orte etwas unterrichtet und von der Mission christliche Bücher entnommen hatte. Das war ein Erzlügner. Es wurde ihm bedeutet, daß er bei Wiederholung seines Lügens sofort würde entlassen werden. Er konnte es aber nicht lassen. Eines Tages kam er und sagte: das Schulhaus ist gleich fertig. Der Missionar schickt einen Katechisten hin, die Sache zu prüfen; der meldet: die Mauern sind erst einen Fuß hoch. Wenige Tage darauf kommt der Hindu wieder, bringt des Katechisten Mütze als Legitimation und fordert noch 2 Rupies, dann sei der Bau fertig. Glücklicher Weise kömmt der Katechist selbst, ehe das Geld gezahlt ist, und entlarvt den Burschen. Es war wieder Alles Lüge. Die gestohlene Mütze sollte helfen das Geld zu ergaunern. Nun war natürlich alle Geduld zu Ende.

Ein anderer Fall: Bei einem Tischler war ein Tisch bestellt. Der Tisch wird und wird nicht fertig trotz allen Mahnens. Einst wird wieder gemahnt, da sagt der Hindu mit betrübtem Gesichte: Saheb, meine Frau ist so lange krank gewesen, heute morgen ist sie gestorben, diese Nacht muß ich sie verbrennen und begraben, wollen Sie die Leiche sehen, ich lüge ganz gewiß nicht. Sie lebte aber und war auch nicht einmal krank. Als ihm seine Lüge später vorgeworfen wird, lacht er und sagt: Saheb, aber den Tisch habe ich Ihnen doch fertig gemacht. Solche Verlogenheit kommt bei den Kolhs nicht vor. Stehlen, ja; aber keiner, der gestohlen hat, sucht sich vor Gericht herauszulügen. „Hast Du gestohlen?" „Ja Saheb." „Wie hast Du's gemacht?" „So und so." Dasselbe zeigt sich im Handel und Wandel. Während der Hindu auf die unverschämteste Weise betrügt und wohl den dreifachen Werth seiner Waare vorschlägt, — gehts bei dem Kolh im Ganzen ehrlich zu. Er schlägt nicht vor. Bekommt er nicht, was er fordert, so nimmt er seine Waare lieber wieder mit, als daß er sich etwas abhandeln läßt. Den Eid hält der Kolh heilig. Durch denselben setzt er übrigens nicht eine zukünftige Seligkeit, sondern seine gegenwärtigen Erdengüter zum Pfande ein. Wenn er nicht die Wahrheit sage, so wolle

er alles mögliche Unglück leiden, Weib, Kind, Acker, Vieh verlieren, ohne Hoffnung säen, vom Tiger gefressen werden u. dergl.

Es kann nicht fehlen, daß diese Aufrichtigkeit des Kolh einen großen Einfluß hat auf sein Verhalten zur Predigt des Wortes Gottes. Dort beim Hindu Selbstrechtfertigung und elende Ausrede, wenn seine Sünde gestraft wird, hier beim Kolh Erkenntniß und Bekenntniß. Dort wieder sophistisches Ausweichen und selbstgefälliges Disputiren — hier freudige Zustimmung: „ja Saheb, das ist ein wahres, ein gutes Wort", und sinnendes Nachdenken über das Gehörte.

Daß auch die angeführten Vorzüge nur relative sind, daß auch bei den Kolhs Lug und Trug, Selbstgerechtigkeit und Hartherzigkeit genug vorhanden ist, das brauchen wir keinem, der das Menschenherz kennt, zu sagen. Wir verwahren uns aber ausdrücklich dagegen, als hätten wir Solches leugnen wollen. Nur ihre Empfänglichkeit für das Evangelium verstehen zu lernen, darauf kam es uns an. Wir werden gleich sehen, wie neben diesen relativen Lichtseiten, die der Charakter der Kolhs dem Auge darbietet, auch tiefdunkle nächtliche Schatten liegen.

5. Die Nacht des Heidenthums.

Matth. 15, 22.

Was hilft es, so hie und da durch dunkles Nachtgewölk ein Stern leuchtet! Wenn die Sonne nicht ihre hellen Strahlen auf die Erde sendet, wenn sie nicht hinter den Wolken wenigstens steht — so ist und bleibt es doch Nacht. So ist es bei den heidnischen Kolhs. Einige Sternlein haben wir betrachtet und uns ihrer von Herzen gefreut, aber sie können nur die Sehnsucht nach dem vollen ganzen Licht erwecken, nicht das Tages-Licht ersetzen. Der Singbonga-Glaube giebt uns nicht das Recht die Kolhs aus der großen Reihe der Götzendiener auszuschließen. Nicht Gottesdienst, sondern Götzendienst ist die Religion dieses Volkes. Der wesentliche, ja der ausschließliche Einfluß auf Denken, Fühlen und Thun der Kolhs geht nicht vom Singbonga-Dienst aus, sondern von dem Glauben an eine Unzahl böser Geister, der sogenannten Bongas. Sie selbst bekennen das, wenn sie sagen: Was sollen wir Singbonga anbeten, der ist ja viel zu gut, der thut uns nichts Böses, aber die Bongas, die müssen wir anbeten, die trachten uns nach dem Leben, senden Krankheit 2c.

Die Bongas sind unsichtbare Geister, die in Bäumen, Flüssen, Bergen, Felsen wohnen, zuweilen aber auch sichtbar erscheinen. Sie werden nicht in Tempeln angebetet, sondern dort, wo man sie wohnen glaubt, meist in dem bei jedem Kolh-Dorfe befindlichen Haine, der Sarna (vergl. No. 7). Götzenbilder von ihnen giebt es eben so wenig; die hie und da sich findenden Holzbilder scheinen mehr Ahnenbilder zu sein, denen allerdings auch göttliche Verehrung erwiesen wird. Was die Kolhs über die Entstehung des Bonga-

Cultus erzählen, hat die vorige No. schon berichtet. Wie er in Wahrheit entstanden ist, lässt sich schwer sagen.

Die Namen der Bongas, die von den Larkas angebetet werden, heißen: Desauli, der Vater der ganzen Teufelsfamilie, Jahirburhi, dessen Frau, Malura, deren Sohn, Chondorburhi, Maluras Frau ꝛc.

Ihnen feiern die Larkas 5 Feste, die zum Theil treffend die Sitten- und Trostlosigkeit ihres Götzendienstes abspiegeln.

Welch wilder Lärm dringt an unsre Ohren! Das ganze Dorf ist auf den Beinen, Jung und Alt, Weiber und Männer ziehen sie in großen Haufen um das Dorf herum. Ist Gefahr im Anzuge, etwa ein wildes Thier zu vertreiben, daß die Männer mit ihren langen Bambusstöcken so wild in der Luft herumschlagen? Wollen die Weiber durch ihr tolles Schreien den Räuber ihres Viehes in Schrecken jagen? — Wir kommen näher und sehen nicht einen Kriegs-, sondern einen Festzug. Das Dorf feiert heute sein Magh Parab oder Desauli Bonga. Die Speicher sind voll, eine neue Saat- und Erndtezeit beginnt, da soll der Teufelsvater Desauli versöhnt werden, daß er sie im neuen Jahre vor Unglück bewahre und die Saaten gut gedeihen lasse.

In allen Nachbardörfern ist das Fest schon gefeiert, der Reihe nach seit sechs Wochen, damit die Bewohner eines Dorfes an dem Feste in der Nachbarschaft auch theilnehmen können; dies ist das letzte in der Gegend, der Schluß, und darum besonders zahlreich besucht und besonders toll.

Den Anfang machte eine Procession nach der Sarna, der Pahan, der Teufelspriester des Ortes, vorweg. Ihm nach die Menge der Ortsbewohner; sie brachte die Opfer, einen Hahn und zwei Hühner, darunter ein schwarzes, Blumen der Butea frondosa und Brot von Reismehl und Sesamum-Samen. Unter dem größten Baume der Sarna, in dem Desauli wohnt, war halt gemacht, das Blut der Hühner dort auf den kleinen schwarzen Stein gesprengt, der den Altar vorstellt, und eben daselbst das Blumen- und Fruchtopfer niedergelegt worden. Lange hatten die Gebete gedauert, länger als im Nachbardorf, denn hier war es Sitte, auch für die Verstorbenen zu beten.

Von der Sarna aus hatte sich der Zug um das ganze Dorf herum bewegt, wobei wir ihn zuerst erblickten. Endlich, nachdem man glaubt, durch den wilden Lärm den bösen Geist verjagt zu haben, gehts ans Trinken und Tanzen.

Die Mundaris, bei denen das Fest an ein und demselben Tage gefeiert wird, tanzen die Jadura, einen züchtigen ruhigen Tanz, die Larkas einen sehr wilden. Sie sind heute die reinen Bachanten. Man erkennt die sonst sanften und ruhigen Leute gar nicht wieder. Desauli, den sie in seinen Baum gebannt zu haben wähnen, scheint vielmehr in die Herzen gezogen zu sein. Allen Leidenschaften ist freier Lauf gelassen, jede sonstige Ordnung aufgelöst. Diener vergessen ihre Pflichten gegen die Herrschaft, Kinder gegen die Eltern, Männer gegen die Frauen; alle Bande der Zucht und Sitte, besonders auch bei den Frauen sind verschwunden. — Was man sich unter Heidenlärm und Heidengreueln vorstellt — hier ists zu finden.

Nicht einen gleichen wüsten und sittenlosen Charakter haben die übrigen Feste der Kolhs — aber doch gehts schlimm genug auch bei diesen zu. Keinem wenigstens fehlt das Saufen und Tanzen. Ohne das thun sie es einmal nicht. Und sie haben dafür gesorgt, daß die Gelegenheit dazu nicht fehle. Außer dem schon genannten Feste des Singbonga (siehe No. 4.) und dem Magh Parab feiern die Larkas noch fünf andere.

Da ist zunächst wieder das Bah-Bonga (Sarhúl bei den Mundaris) d. h. das Blumen- (bah) Fest. Es fällt in den März oder April, wenn der Sarjum-Baum in voller Blüthe steht. Jünglinge und Mädchen sammeln Blumen, bekränzen die Häuser und sich selbst, und jedes Haus opfert dem Geiste, der das Dorf gegründet, ein Huhn.

Dann das Damurai-Fest, im Mai, wenn der erste Reis gesät wird. Den Gestorbenen wird ein Bock und Huhn zum Opfer gebracht, damit die abgeschiedenen Schatten die Saaten nicht verderben.

Im Juni feiert man das Hero Bonga (bei den Mundaris „Harihar") um Desauli und Jahir-Burhi für die Saaten günstig

zu stimmen. Jeder Hausvater steckt einen Zweig vom Bhelwa in sein Feld und giebt dem Pahan zum Opfern ein Huhn, einen Topf illi und eine Hand voll Reis. In Singbhum wird eine Ziege geopfert.

Das Bah-Towli-Bonga-Fest fällt in den Juli. Jeder Bauer opfert ein Huhn und steckt eine Vogelschwinge auf einem Bambus ins Reisfeld, sonst wird der Reis nicht reif. In Nagpur entspricht diesem das Karam-Fest, an dem man auf die Akra (Tanzplatz) einen Zweig vom Karam-Baume pflanzt und den „Hoja" tanzt.

Das letzte Fest im Jahre ist das Kalam Bonga. Es wird gefeiert, wenn das Reisstroh auf der Tenne in Schober (kalam) gesetzt wird.

Die von den Uraus angebeteten vornehmsten Dämonen heißen Dahi oder Darha, Baranda, Sarna-Burhiya, Chandi (sprich Tschandi) und Churail (sprich Tschuralj). Ueber sie schreibt Missionar Hahn:

„Unter allen der größeste ist Dahi, der Urheber aller Krankheiten und Uebel. Ihm werden nicht allein Hühner, sondern sogar Büffel geopfert, um schwere lang andauernde Krankheiten von sich zu entfernen oder ihr Kommen zu verhüten. Eine Pflugschar, die alle drei Jahre erneuert werden muß, ist das Symbol des Dahi. — Dem Baranda werden Opfer gebracht, damit das Feld recht viele Früchte trage. Tempel haben die Uraus nicht, die Dämonen wohnen in Hainen, und nur dem Baranda wird an einem besondern Ort, der zwei und eine halbe Meile im Südwesten von Ranchi liegt, geopfert. — Die Sarna Burhiya (Alte des Hains) wohnt in der Nähe jedes Dorfes, in dem dazu gehörigen Hain. Ihr werden im Monat April fünf Hühner geopfert, damit für das Reisfeld reichlich Regen komme. — Chandi ist die Göttin der Jagd. Ihr werden kleine Küchlein geopfert, damit den Jägern eine reiche Beute zu Theil werde. — Die Churail ist der böse Geist einer während der Schwangerschaft gestorbenen Frau. Nach dem Aberglauben der Uraus nämlich wird jede Frau, welche während ihrer Schwangerschaft stirbt, nach ihrem Tode ein Teufel. Alle anderen Todten, mögen sie in ihrem Leben noch so böse gewesen sein, erhalten eine

ehrenvolle Bestattung, d. h. sie werden verbrannt, eine solche Frau aber wird begraben, und zwar weit weg von ihrem heimathlichen Dorfe. Auf ihr Grab setzt man ein schwarzes Huhn und daneben einige kleine mit Reis gefüllte Gefäße, damit sie zu essen habe und nicht wiederkomme, ihre Angehörigen zu plagen. Viele behaupten, bei einem solchen Grabe ein altes Weib mit weißen Kleidern gesehen zu haben, deren Finger nach oben und deren Fersen nach vorn gerichtet waren. Andere sagen sogar, daß, indem sie zufällig bei einem solchen Orte vorbeikamen, die Churail sie ergriffen und fast zu Tode gekitzelt habe. Wer muthig ist und sie schlägt, errettet sein Leben, der Feige aber ist verloren. Er wird entweder erdrosselt oder wahnsinnig. Ein auf solche Weise wahnsinnig gewordner wird selten, und dann auch nur durch vieles Opfern geheilt. Die Furcht vor der Churail ist bei den Uraus so groß, daß, wenn sie irgend einen Laut plötzlich hinter sich hören, sie sofort an die Churail denken." —

Feste, von denen die meisten religiösen Charakter an sich tragen, haben die Uraus acht, nämlich 1) das Magh oder Dienstboten-Umzugsfest, 2) das Haddibori oder Todtenbegräbnißfest, 3) Phagun oder Neujahrsfest, 4) Sarhul, der Alten des Hains gewidmet, 5) Soharai, das Hirtenfest, 6) Kadlota, zum Schutze der Reisähren gegen das Schwarzwerden, 7) das Karmm-Fest, 8) Kharha, Strohfest.

Diese Feste entsprechen zum Theil den Anfangs genannten der Larka-Kolhs. Wir geben nur nach Hahn die Beschreibung des Karmm- oder Karam-Festes, das im September gefeiert wird und das Hauptfest ist:

„Am ersten Tage desselben wird gefastet, und die Mädchen und Jünglinge gehen in den Wald, um einen jungen Karmm-Baum (nanclea parcifolia), welcher in der Provinz Konkan heimisch ist, zu holen, den sie unter großem Jubel ins Dorf bringen und auf ihren Tanzplatz eingraben. Nachdem der Pahan ihm ein Huhn geopfert, tanzen sie die ganze Nacht um ihn herum bis an den Morgen, wo er dann wieder herausgerissen und in einen Fluß oder Teich geworfen wird. Danach kehren Alle mit Singen und

Springen ins Dorf zurück und lassen sich den Branntwein und das Festessen gut schmecken. Nach einer alten Tradition der Uraus hat es mit der Entstehung dieses Festes folgende Bewandtniß: In alter Zeit lebten einmal zwei Brüder, Karma und Dharma mit Namen. Eines Tages kam es Dharma in den Sinn, die Welt zu bereisen. Er übergab daher seinem Bruder Karma Haus und Feld und reiste davon. Letzterer, anstatt für die Wirthschaft zu sorgen, fing an über geistliche Dinge nachzudenken und ging schließlich in den Jangel, wo er sich den Karmm-Baum zu seinem Lieblingsgott erwählte und in seinem Anschauen und Dienste die Zeit verbrachte. Nach Jahren kam Dharma von der Reise zurück und fand nach vielem Suchen seinen Bruder vor dem Karmm-Baume in tiefes Nachdenken versunken. Voll Zorn über die Nachlässigkeit und überspannte Frömmigkeit seines Bruders riß Dharma den Baum aus der Erde und warf ihn fort, so weit er konnte. Diese That sollte er aber bald bereuen, denn in kurzer Zeit starben ihm all seine Ochsen durch die Macht der durch ihn erzürnten Dämonen. Voll Angst und Reue eilte er zu seinem Bruder, um ihn zu fragen, was er thun solle. Er erhielt zur Antwort: „Bete auch Du an den Baum, welchen Du weggeworfen hast, so wirst Du Frieden erlangen." Dharma gehorchte, und die Plage wandte sich von ihm." —

Auch die Santals sind in dem finstersten Teufelsdienste gefangen. Zwei ihrer bösen Geister, denen sie vornehmlich dienen, heißen Jarnabonga und Jahkrburhi. Auch Götzenbilder finden sich bei ihnen, geschnitzte Holzbilder der Eltern, die wenigstens der älteste Sohn zu verehren verpflichtet ist. Außerhalb ihrer Dörfer sind Steine aufgerichtet, die vor Tigern schützen sollen. Einer ihrer Pahans, Götzenpriester, sagte einst zu einem Missionar: Saheb, Du sagst, Holz und Steine sind nicht der Schöpfer. Das ist wohl richtig, aber sollen wir schwarzen und dummen Leute dergleichen Dinge nicht anbeten? Sollen wir die Sitten der Väter aufgeben und den verstorbenen Eltern und Verwandten nicht mehr Reis und Dal jährlich einmal geben? — Siehe, wir arbeiten oft schwer, lichten den dicken Wald und machen ihn zum Reisfelde; nachher kommen khutti und datti (Pfähle und Stubben) aus dem Boden

rvor, die den Samen nicht aufgehen lassen, wenn wir sie nicht beten. Sollen wir nicht lakar-kukur (Hyäne-Hund, die wilden ißenden Thiere) Opfer darbringen? Thäten wirs nicht, so würden e uns und unser Vieh auffressen." —

Die Anbetung der Bongas ist aber durchaus nicht auf die ffiziellen Feste beschränkt.

Seht hier das mit Kränzen und Guirlanden geschmückte Haus. Wir würden eine Hochzeit oder dergleichen vermuthen. Aber nichts von. Eine böse Krankheit grassirt in der Gegend, schon viele Opfer hat die tückische Cholera, oder ein schleichendes Fieber dahingerafft. Daß der Teufel, dem man die Krankheit zuschreibt, nicht auch in dieses Haus eindringe, sondern sich mit den Blumen begnüge, dazu hat man es geschmückt.

Dort wieder, was soll vor dem andern Hause der Lärm, das Trommeln und Pfeifen? Darinnen liegt ein Sterbender. Nichts bedürfte er mehr als Ruhe, aber der Zauberer des Orts hat vergeblich alle seine Beschwörungskünste versucht, da probirt man das letzte. Ein Opferthier wird gebracht, den Teufel, der dem Kranken nach dem Leben steht, noch in der letzten Stunde zu versöhnen — daher der Lärm.

Und nicht nur Krankheit der Menschen auch solche der Hausthiere, ein Sterben, das unter die Seidenraupen gekommen ist, Mißwachs, Dürre, andauernde Regengüsse, kurz jedes Ungemach, jedes Uebel, eingetretenes oder gefürchtetes kann Veranlassung sein zur Versöhnung der Bongas durch Puja (sprich Pudscha-Opfer).

Das ganze Leben der Kolhs ist durchzogen von der Furcht vor den bösen Geistern. Ueberall fühlen sie sich von ihnen, deren Zahl Legion ist, bedroht. Die Furcht vor den Bongas benimmt ihnen allen Muth und lähmt ihre Kraft. Der Gärtner eines Missionars wurde einst krank. Was thut er? Er zieht schleunigst in ein andres Haus, denn in seinem alten Hause hat ein großer Teufel seine Wohnung, ja ganz gewiß, seine Frau hat ihn gesehen, eine große schreckliche Gestalt.

In Tokadu sollte für die Mission ein Haus gebaut werden. Da war große Noth mit den Ziegelstreichern. Sie wollten für

1 Rupie nur 600 Stück liefern, mussten darum entlassen, und
Wände aus Lehm geklitscht werden. Bald liefen aber auch
Dachziegelmacher fort. Der Teufel sei dort in der Gestalt
großen Schlange umhergeschlichen, habe ihnen, um sie zu vertre
zuerst alle Ziegel zerbrochen und dann, als sie nicht gegangen
ein Kind getödtet. Sie gingen nun um keinen Preis wieder
denn der Teufel werde alles aufbieten, daß der Saheb dort
Haus hinbekomme, weil er sonst die Herrschaft verliere, sie h
also von ihm das Schlimmste zu gewärtigen. — Nicht selten me
sie den Teufel leibhaftig zu sehen, besonders auf Bäumen.
sind voll von Teufelsgeschichten, die sie selbst wollen erlebt ha
Der Glaube an Besessenheit ist allgemein, und schauerlich g
sollen solche Besessene aussehen, wenn sie in Ketten gebunden
mächtig wüthen, und teuflische Bosheit ihnen aus den Augen leu
Auch die Kunststücke indischer Gaukler werden auf Teufels
zurückgeführt. Am wunderbarsten aber ist, daß sich mit Hülfe
Teufels sogar Menschen in Tiger sollen verwandeln können. S
Tiger seien noch viel wilder und blutdürstiger als gewöhnl
Getödtet verwandelten sie sich dann wieder in Menschen. Ma
wissen es haarklein zu erzählen, wie sie einen Tiger erlegt
dann an demselben Orte einen todten Menschen und in dessen He
den eben abgeschossenen Pfeil gefunden hätten. Ja es giebt Le
die berichten es von sich selbst, daß sie in Tigergestalt schon
Menschen gefressen hätten. Ein Kolh sagte vor Gericht Folgen
aus: „Meine Frau ist durch einen Tiger getödtet worden.
war dabei und habe es gesehen. Nachher habe ich ihn verfo
bis er im Hause eines mir wohlbekannten Kolh, mit Namen P
verschwand. Ich ging hin und sprach gegen die Verwandten
Pusa den Verdacht aus, daß dieser als Tiger meine Frau getö
habe. Die Verwandten glaubten mir vollkommen und versicher
auch sie hätten Solches schon bemerkt. Darauf drangen wir
Haus und fanden richtig nicht einen Tiger, sondern den Pusa.
wurde gebunden und in meine Hände überliefert; ich schlug
sofort todt.“ — Die anwesenden Zeugen bestätigten das Alles
sagten weiter Pusa einst eine ganze Ziege verschlu

d dabei wie ein Tiger gebrüllt habe. Ein anderer berichtete, usa habe einst ihm gegenüber sein Verlangen nach einem Ochsen äußert, und dieselbe Nacht habe der Tiger richtig einen getödtet. —

Mit diesen Geschichten haben wir schon das dunkle Gebiet der uubereisünden betreten. Es hängt ja auch ganz eng mit dem onga-Glauben zusammen. Mit Hülfe der Teufel verrichten die auberer nach Kolh-Glauben ihre unheilvollen Werke. Läßt sich her ein Uebel nicht direct auf den Zorn eines bösen Geistes rückführen, so setzt man den Zauberspruch einer Hexe oder eines auberers voraus. Letztere müssen dann getödtet oder aus dem nde getrieben werden.

Um die Zauberer ausfindig zu machen, ist ein „Sokha" oder auberfinder angestellt. Gewöhnlich macht er die Probe durch Stein und Paila." Paila ist ein hölzernes Getreide-Maaß von r Größe einer halben Cocos-Nuß. Auf diese Paila wird ein cher Stein in der Weise gelegt, daß er sich drehen und herunter- llen kann. Auf diesen Stein muß sich nun ein Junge legen und h mit Händen und Füßen stützen. Langsam nennt dann der okha die Namen aller Leute, die in der Nachbarschaft des Behexten ohnen, der Reihe nach her und wirft einige Körnchen Reis auf n Jungen, sobald er einen ausgesprochen hat. Kommt nun der ame der Hexe oder des Zauberers, so dreht sich der Stein, und r Junge fällt um. Natürlich fällt aber der Junge dann um, enn er sich nicht mehr auf den Händen halten kann.

Ein andrer Weg ist folgender. Der Sokha nimmt etwas eis, legt ihn auf eine Wanne und reibt ihn mit der Hand. Vor m steht ein Licht, das er genau beobachtet. Flackert es, so rührt as von der Anwesenheit eines Hausgeistes her. Dieser offenbart un dem Sokha, von dem allein er gesehen ist, den eigentlichen rheber des Uebels in dem Hausgeiste eines Gegen-Sokha, oder ner Hexe, oder eines Zauberers. Sofort wird der Genannte von n Dorfbewohnern geholt, und ihm aufgegeben, den bösen Geist egzubringen. Es nutzt ihm nichts, wenn er behauptet, über keinen lchen Geist Gewalt zu haben, er wird furchtbar gehauen und thut n besten, wenn er sich als Herrn eines bösen Geistes darstellt.

Tritt Besserung in der Krankheit ein, so läßt man ihn dann laufen, ist das aber nicht der Fall, so wird er immer und immer wieder geprügelt, bis er es nicht mehr aushalten kann und oftmals unter den Mißhandlungen stirbt. —

Zuweilen werden einer der Hexerei bezüchtigten Person auch nur Opfer für den Kranken auferlegt. Wird der Kranke besser, so ists gut, stirbt er, so wird der Angeklagte aus dem Dorfe getrieben oder in einen Brunnen geworfen.

Manchmal giebt der Sokha auch an, daß die ganze Teufelsfamilie verstimmt ist, und verordnet großartige Opfer, von denen er natürlich den Löwenantheil nimmt. Um zu sehen, was für ein Opfer der Bonga will, streut man bei den Uraus einem Huhne etwas Reis vor. Pickt es den Reis nicht auf, so heißt das: der Bonga ist mit einem Huhne nicht zufrieden. Es wird nun eine Ziege gebracht, und das Experiment noch einmal versucht, und so fort.

Nicht nur Weiber werden des Bundes mit den bösen Geistern beschuldigt, sondern auch Männer; vorzugsweise aber erstere und zwar nicht nur alte und häßliche. Vor Kurzem wurden 8 Hexen ausfindig gemacht, die die Cholera in ein Dorf gehext haben sollten. Mehrere von ihnen waren junge Mädchen. Sie wurden gehauen, bis sie gestanden und ihre Zaubermittel (Hahnenfüße und allerhand Zeug), die sie bereitet, wegzuschaffen versprachen. Es wurde nichts davon bei ihnen gefunden, aber eine, weitere Züchtigung fürchtend, ertränkte sich doch in einem Brunnen.

Früher wurde jede Hexe sammt ihrer Familie getödtet.

Es ist anzuerkennen, daß die englische Regierung diesem Unwesen, soweit Mißhandlungen oder Todtschlag damit verknüpft ist, entschieden entgegentritt. So hat der Vater eines Katechisten der Station Chaybassa zwei Jahre Gefängniß verbüßen müssen, weil er betheiligt war, als man eine Hexe in den Brunnen warf. Leider aber reicht der Arm der Obrigkeit nicht überall hin; wo er ganz fehlt, da ists bei den Heiden immer noch geradezu erschrecklich. Während des Aufruhrs 1857, der alle englischen Beamten vertrieb hatte, holte man in der Provinz Singbhum die Execution an denen nach, die in früheren Jahren als Hexen ꝛc. bezeichnet war

Weder Alter noch Geschlecht wurde verschont, und entsetzlich gewüthet und gemordet.

Daß der Aberglaube bei den Kolhs auch noch in andern Formen, besonders im Achten auf gute und böse Anzeichen auftritt, läßt sich nach dem Gesagten leicht vermuthen. Besonders sind die Hochzeiten von diesem Wuste gleichsam bedeckt. Wir werden bei der Schilderung einer heidnischen Hochzeit darauf zurückkommen. Hier nur einige Beispiele. Wenn die auf Brautschau Ausgehenden das Geschrei eines fliegenden Eichhorns hören, gehen sie nicht weiter, denn dann wird die Ehe unglücklich. Wenn ein Zweig ohne sichtbare Ursache auf den Weg fällt, so sterben die Eltern bald nach der Geburt des ersten Kindes. Sitzt ein Vogel auf einem Keond (Ebenholzbaum), so wird die Braut ein Zankteufel. Treffen die Brautwerber auf eine Frau mit leerem Wasserkrug, so ist das ungünstig, mit vollem — das Gegentheil. Wohlstand bedeutet es, wenn bald gewisse Vögel sich auf den Asan-Baum (Terminalia tomentosa) setzen, oder eine Schlange den Weg kreuzt; ist aber sogar ein Trupp Affen sichtbar, so zeigt das Reichthum an.

Bei solcher Finsterniß ist es ja nur zu klar, daß das natürliche Licht, von dem wir im vorigen Abschnitt redeten, nur zu einem Fünklein unter einem Berge von Asche geworden.

Wie sein Gott, so ist nun der Mensch selbst. Das ist eine alte, auch bei den Kolhs sich bestätigende Wahrheit. Jene klugen Leute, die von einem sittlichen Leben träumen, das der Mensch auch ohne Glauben an den lebendigen Gott zu führen im Stande sei — möchte man zu den Kolhs schicken, um sich dort eines Besseren belehren zu lassen. Den Christen freilich ist es ja unzweifelhaft, daß da, wo das helle Licht des Christengottes nicht leuchtet, auch das sittliche Leben fehlen muß. Wir brauchen unsern Lesern darum gewiß nicht erst zu sagen, daß von einem Streben nach Heiligkeit bei den Kolhs ganz und gar nicht die Rede ist. Ihre Bongas sind unheilvolle Naturmächte, so ist denn auch die Erde mit ihren Gütern und Genüssen die alleinige Sphäre, in der sich ihre Gedanken und ihr Wille bewegt.

Sich im Besitz ihrer Güter zu halten und alle Uebel abzuwehren, das ist der Zweck ihrer Religiosität. Nicht sie dienen ihren Göttern, sondern diese sich dienstbar zu machen, dazu opfern sie denselben. Ihr Gottesdienst ist der ausgesprochenste Egoismus in Form religiöser Gebräuche, wie ja freilich jede nicht christliche Gottesverehrung.

Aus demselben Grunde erscheint es dem heidnischen Kolh auch nur selbstverständlich, daß er sich so viel als möglich sinnlichen Genüssen hingiebt, ja dieselben eng mit seiner Gottesverehrung verbindet. Das Nationallaster der Kolhs ist Trunksucht. Kein Götzenfest, kein Götzenopfer, kein Familienereigniß, ja man könnte sagen kein Tag ohne ein tüchtiges Trinkgelage. Mehr Unheil hat kein auch noch so schlimmer Feind der Kolhs angerichtet, als der Reisbranntwein. Für diesen Illi (bei den Uraus heißt er Hanria) ein sehr berauschendes, aus gährendem Reis bereitetes Getränk, sagen sie selbst, könnten sie ihr Leben geben. Sie sind dem Trunke so ergeben, daß bei Festlichkeiten oft das ganze Dorf, Männer und Weiber, Tage lang betrunken sind. Manch Einer hat sein Hab und Gut bis auf den letzten Heller versoffen. Sie wissens, sie erkennen ihre Thorheit und saufen doch weiter. Ein Volkslied, das sich zunächst gegen einen Einzelnen gerichtet, sollte dem ganzen Volke gelten; es lautet:

Das Land, wie Milch, o Mainodschi,
Hast Du verpfändet, o Mainodschi,
Das Tiefland, wie Sahne, o Mainodschi,
Hast hin Du gegeben, o Mainodschi.
Aus welchem Grunde, o Mainodschi,
Hast Du das gethan, o Mainodschi?
Für 'ne Spanne Leibes (Bauch), o Mainodschi,
Hast Du's verpfändet, o Mainodschi,
Für den Mund, für den Mund, o Mainodschi,
Mit der Hand du ihn deckest (so klein ist er), o Mainodschi.

Mit der Trunksucht streitet bei den Kolhs die Unzucht um den Rang, sie die Ursache weit verbreiteter böser Krankheiten. Es ist in der That wunderbar, daß das Volk unter diesen beiden Lastern noch nicht körperlich und geistig völlig entnervt ist, sondern

nmer noch, besonders gegenüber den Hindus, ein straffes Geschlecht enannt werden kann.

Daß aber heidnischer Götzendienst in Verbindung mit dem eidnischen Fleischesleben auch seinen bösen Einfluß auf Intelligenz nd Willen der Kolhs nicht verleugnet, das ist nur zu natürlich. Vir rechnen dahin zunächst die gränzenlose Faulheit der Leute, die e nur arbeiten lässt, was sie nothwendig für ihren geringen ebensunterhalt arbeiten müssen. Ihr so ungemein fruchtbares und limatisch so äußerst günstig gelegenes Land würde eins der gesegetsten Länder der Erde sein können, wenn nicht den Kolhs alle nd jede Arbeitsluft fehlte. Die Furcht vor den Bongas, die vielen este, und jene oben genannten Nationallaster haben sicherlich noch ehr dazu beigetragen, die Kolhs faul und träge, indolent und ergielos zu machen, als das Klima und die vielfach erfahrenen edrückungen.

Nehmen wir noch die Grausamkeiten hinzu, zu denen das im runde sanfte und gutmüthige Volk durch seinen Aberglauben etrieben wird, vergessen wir auch nicht das Familienleben der olhs, das durch den Kauf der Frauen und die herrschende Unzucht n der Wurzel krank ist, so haben wir gewiß schon übergenug angeührt, um die Ueberschrift dieses Abschnitts zu rechtfertigen: Die Nacht des Heidenthums. Gott sei Dank, daß in dieser Nacht dem Volke noch hie und da ein Stern leuchtete! —

6. Politische und sociale Verhältnisse.

Jesaias 42, 22.

Es bedarf nicht der Bemerkung, daß politische und sociale Verhältnisse eines Volkes von der allergrößesten Bedeutung für dessen Christianisirung sind. Bald sind sie der Arbeit der Missionare förderlich, bald scheitert an ihnen die treuste und andauerndste Thätigkeit. Wir können sagen, daß in der Kolh-Mission das Erstere der Fall ist. Nicht als ob die Mission von Seiten der englischen Regierung besondere Unterstützung erführe. Da die Regierung Indiens religionslos ist, z. B. in ihren Schulen christlichen Religionsunterricht grundsätzlich nicht ertheilen läßt, so beschränkt sich ihre Unterstützung nur auf den allgemeinen Rechts-Schutz, den sie der Mission und ihren Dienern angedeihen läßt, den aber jeder Andere ebenso genießt. An eine Bevorzugung der christlichen Bevölkerung vor der heidnischen, oder etwa gar an Darreichung von Geldmitteln zur Förderung der Mission ist von Seiten der Regierung auch nicht im Entferntesten zu denken. Das ist so vielen irrthümlichen Ansichten gegenüber nicht genug zu betonen, jener Rechtsschutz aber immerhin in seiner Bedeutung auch nicht zu unterschätzen.

Der Hauptvortheil, den die Mission aus den social-politischen Verhältnissen zieht, ist wesentlich ein negativer. Daß die Kolhs kein selbständiges Volk sind, daß sie nach allen Seiten hin von den Gewalthabern im Lande sich abhängig fühlen, daß sie geradezu geknechtet und mit Füßen getreten werden — das hat dem Evangelio bei ihnen nicht zum geringen Theile Thür und Thor geöffnet. Es sind dieselben Gotteswege, die das Volk Israel geführt wurde: politisch-weltliche Erniedrigung — damit religiös-sittliche Erhöhung

folge. Als Israels Welt-Herrlichkeit in den Staub gesunken war, da erschien in seiner Mitte der Herr der himmlischen Herrlichkeit. Als die Kolhs als Volk den letzten Hoffnungsstern untergehen sahen, da stieg am Horizont ihrer Geschichte die Sonne des wahren Lebens und der rechten Freiheit auf.

Wir haben schon erzählt, daß die Uraus nach ihrer Einwanderung in Chutia Nagpur sich mit den Mundari-Kolhs unter einem gemeinsamen Könige vereinigten.

Dieser König, wahrscheinlich ein durch Klugheit und Gewandtheit sich auszeichnender Mundari-Häuptling, residirte anfangs in dem 6 deutsche Meilen westlich von Ranchi gelegenen Orte Chutia. Von diesem Orte bekam das ganze Königreich den Namen Chutia Nagpur. So also und nicht, wie bisher und gewöhnlich, Chota (klein) Nagpur ist der Name der Provinz zu schreiben, so sprechen ihn auch heute noch die Kolhs selber aus. Von der früheren Herrlichkeit des Königthums zeugen die Ruinen eines alten Königsschlosses und mehrere verfallene Tempel, die sich in Chutia befinden.

Das Geschlecht dieses ersten Königs, das noch jetzt auf dem Throne Chutia Nagpurs sitzt, aber nicht mehr in Chutia, sondern in Palkot residirt, hat den Namen der Nagbansi d. h. der Schlangen-Söhne. Ueber seinen Ursprung geht bei den Kolhs folgende Sage.

Einst wurde eine Schlange von großer Begierde nach Weisheit verzehrt, verwandelte sich, diese zu erlangen, in einen Menschen und ging aus das Begehrte zu suchen. Von einem berühmten Gelehrten in die Zahl seiner Schüler aufgenommen übertraf sie an Gelehrsamkeit bald ihren Meister. Weit entfernt auf den Ruhm seines Schülers eifersüchtig zu sein, suchte der Gelehrte ihn vielmehr zu seinem Schwiegersohne zu gewinnen. Es gelang, und der Schlangen-Mensch verheirathete sich mit der Menschen-Tochter. Neugierig wie viele Eva-Töchter möchte aber die Frau durchaus die Abstammung ihres Gatten wissen. Hartnäckiges Schweigen setzt sich anfänglich ihren Bemühungen entgegen. Endlich aber erreicht sie wenigstens soviel, daß ihr Gatte eine Wallfahrt zum Chagannath verspricht. Dort an heiliger Stätte solle ihr das Räthsel seiner Geburt

gelöst werden. Die Reise wird angetreten, aber nicht einmal bis zum Ziel derselben kann die Neugierde sich gedulden. Unterwegs lagern die Reisenden an einem See mit tiefdunklem Wasser. Da, als die Quälerei wieder losgeht, verwandelt sich der Gatte plötzlich wieder in eine Schlange und schnellt sich in großem Bogen in den See. Aus dem Wasser heraus giebt er nun der erschrockenen Gattin den lang erwünschten Aufschluß. O, sie sollte ihre Neugierde hart büßen. Bald wird sie von einem Knaben entbunden, dessen Geburt ihr das Leben kostet. —

Dieses Kind wird durch arme von der Arbeit zurückkehrende Köhlersleute am Saume des Waldes gefunden. Nachdem eine giftige Schlange, die dasselbe umwunden gehabt, verscheucht ist, nehmen sie sich des Kindes mitleidig an und erziehen es zugleich mit ihrem eignen Sohne. Der Knabe wächst zu einem schönen, kräftigen Jüngling heran und überragt bald an Klugheit und Geschicklichkeit alle seine Genossen. Dem entspricht nun auch sein ganzes Auftreten. Im Hause gebärdet er sich als Hausherr, schwingt sich zum ersten Male auf ein Pferd und reitet fort, als wäre er auf dem Pferde groß geworden, wird von den Leuten eines nahen Marktes wie ein König behandelt und lässt es sich auch mit Würde gefallen, gewinnt bald über seinen Pflegebruder solchen Einfluß, daß der das Erbe der Eltern ihm ganz allein überlässt und sein Diener wird — kurz zeigt in all seinem Thun und Wesen, daß er ein geborner König ist. —

Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß dieser Wundermensch zum Könige erhoben wurde.

Der Unterhalt des Königs wurde in einer großen Volksversammlung geordnet. Alles Volk wurde dazu in zwei Klassen getheilt. Die Angeseheneren wurden sogenannte Bhuinhar, behielten abgabenfreien Grundbesitz (=Bhuinhari), waren aber zu Ehren= und Kriegsdiensten verpflichtet. Die andere Klasse des Volkes musste für den Lebensunterhalt des Königs sorgen, anfangs Essen und Kleider beschaffen, später statt dessen eine Rente zahlen. Das von diesen Leuten bebaute Land hieß Rajhas oder Rente zahlendes Land. In einer späteren Periode wurde dem Raja erlaubt, in jedem Dorfe

ein Stück Land für sich bewirthschaften zu lassen. Dieses hieß Manjihas.

Nicht lange dauerte aber für die Kolhs die Zeit nationaler Selbständigkeit und Freiheit, und zwar wurde dieselbe von zwei Seiten her beschränkt, durch Muhamedaner und durch die Hindus.

Chutia Nagpur war am Hofe des Moguls Akbar wegen seiner Diamanten bekannt geworden. Das reizte die Eroberungssucht des Moguls und wurde die Ursache, daß der „Turk", dieser Erbfeind der Kolhs, auch in ihren neuen Wohnsitzen sie beunruhigte. Im Jahre 1585 (nach muhamedanischen Historikern) ward Chutia Nagpur erobert, und Madhu Singh, der 43ste Raja aus der Nagbansi-Linie tributpflichtig gemacht. Ein unheilvolles Ereigniß für das arme Land. Fast alle drei Jahre machten nun die goldgierigen Eroberer Einfälle, raubten, plünderten und verwüsteten, wo sie nur erschienen. Die Könige Nagpurs mussten die muhamedanischen Herrscher auf ihren Kriegszügen begleiten. Und auch als nach 200 Jahren schmählicher Knechtschaft das muhamedanische Joch zerbrochen wurde, blieben doch noch zahlreiche Muhamedaner zurück, die als Besitzer oder Pächter von Manjihas-Feld das Land aussaugten.

Ebenfalls schon vor langer Zeit, wohl schon mehrere hundert Jahre vor den Muhamedanern waren auch einzelne Hindus in das Land eingedrungen. Bald gewannen sie Einfluß auf den König, beschränkten seine Alleinherrschaft und entfremdeten ihn seinem Volke. Die Könige, den vornehmeren gebildeteren Hindus gegenüber sich ihrer Nationalität schämend, verleugneten nun ihre Religion, nahmen Glauben, Sprache und Sitte der Hindus an und ließen sich von den immer käuflichen Brahmanen in die vornehme Krieger-Kaste aufnehmen. Theuer mussten König und Volk diese scheinbaren Errungenschaften bezahlen. Auch die Hindus brachten immer mehr königliche Ländereien in ihren Besitz und verstanden es als königliche Dorfpächter und Steuereinnehmer vortrefflich ihren Vortheil wahrzunehmen.

Diejenigen Hindus und Muhamedaner, die von den früher königlichen Besitzungen ein oder mehrere Dörfer zum Eigenthum

erhielten, nannte man Zemindare (Landbesitzer); diejenigen, welche Dörfer in Pacht nehmen um ihrerseits wieder den auf den Grundstücken ruhenden Erbzins einzunehmen, heißen Thikadare (Pächter).

Es geht ins Unglaubliche, was die Kolhs unter diesen Zemindaren und Thikadaren zu leiden hatten. Früher ein Volk freier Bauern wurden sie immer mehr und mehr Hörige, Erbunterthanen, Sclaven. Von den Gewalthabern wurde soviel als möglich Bhuinhari-Feld, also freier Grundbesitz, als Rajhas oder Manjihas-Feld bezeichnet, bis endlich wenigstens im Gebiet der Urau- und Mundari-Kolhs fast das gesammte Land sich in den Händen der Hindus und Muhamedaner befand. Aber nicht genug, daß die Kolhs für ihren ganzen Grundbesitz zinspflichtig gemacht wurden, das Schlimmste war, daß sie ihren Bedrückern völlig rechtlos gegenüberstanden und auf die willkürlichste Weise von denselben mit Abgaben belastet und ausgesaugt wurden. Was ging den hartherzigen Muhamedaner, was ging den stolzen Hindu der arme Kolh an. Für beide gehörte er zu einem verfluchten, einem unreinen Volke, das zur Unterdrückung geboren war. Brauchte der Besitzer Geld, der arme Kolh musste es schaffen; woher, das mochte er selbst sehen. Jedes Ereigniß in der Familie des Zemindar oder des Bauern gab Veranlassung zu einer Auflage. Andere gaben sich nicht einmal die Mühe nach einem Vorwand zu suchen. So wurde das Volk in bitterste Armuth gestürzt, und Tausende und aber Tausende gezwungen, Haus und Hof und Heimath im Stich zu lassen und in die Fremde nach Brod zu gehen.

Im Jahre 1765 kam Chutia Nagpur an das britische Gubernement. Die ersten Urkunden über Einrichtungen finden sich aber erst vom Jahre 1772. In diesem Jahre erschien der Raja vor Cpt. Camac, dem Repräsentanten der ostindischen Handels-Compagnie. Ueber diese Zusammenkunft erzählt man sich eine bezeichnende Anecdote. In dem Turban des Raja waren einige werthvolle Diamanten, nach denen Captain Camac ein Gelüstchen hatte. Da machte dieser den Vorschlag, die Kopfbedeckungen auszuwechseln, denn, sagte er, es sei englische Sitte, auf solche Weise sich ewige Freundschaft zu schwören. Captain Camac hatte natürlich in seinem

Hute keine Diamanten. Der Raja ging in seiner Dummheit darauf ein, ward Vasall der Compagnie, zahlte einen Tribut von 3000 Rupies, — und verlor auch noch seine Diamanten. Die Landrente, die das Gubernement erhielt, betrug 6000 Rup.

Anfangs wurde der Raja zum Administrator des Gebietes gemacht. Im Jahre 1816 jedoch fand man es für nöthig, ihm diese Macht wieder zu nehmen. Das Land wurde nun unter den englischen Magistrat von Ramgarh gestellt. Eingeborne von Bihar, welche Fremdlinge in Nagpur waren, schickte man als Polizeibeamte in das Land, das gelegentlich von einem Mitgliede des Ramgarh-Magistrates-Court inspicirt wurde.

Man sollte denken, jetzt, da Gesetz und Ordnung in das Land gekommen, hätte die Noth der armen Kolhs ihr Ende erreichen müssen. Wir müssen aber leider sagen, daß die Zustände in mancher Beziehung noch schlimmer wurden.

Unter Muhamedanischer Herrschaft hatten sich die Kolhs doch wenigstens dann und wann noch selbst Luft schaffen können. Wurden Erpressungen und Bedrückungen zu arg, so griffen sie zu den Waffen und wiesen die Fremden eine Zeit lang in gemäßigtere Schranken. Dieser Zustand des Faustrechts hörte natürlich jetzt auf. Englische Polizei und Gerichtshof entschied über alle Klagen — aber die Engländer verstanden nicht die Sprache der Kolhs, und diese nicht das Englische; so waren sie an die Unterbeamten gewiesen, die aus den Hindus und Muhamedanern genommen, Bestechungen leicht zugänglich und natürlich von vorn herein auf Seite ihrer Volksgenossen waren. Recht und Ordnung, dem Unterdrückten zum Schutz gegeben, wurden nun unter den schwachen Händen der Engländer und den unheiligen der Heiden erst recht zu Handhaben, das arme Volk in immer schreienderes Elend hinab zu stoßen und es mehr als einmal an den Rand der Verzweiflung zu bringen.

Ein englischer Beamter, der neuerdings ein Buch über die Kolhs geschrieben, dem wir Einiges entnehmen konnten (Cpt. Dalton in Ranchi), sagt selbst: Ohne Zweifel waren die Veränderungen in der Regierung nicht wohlthuend für die Kolhs. Sie waren vernachlässigt durch ihre neuen Herren, unterdrückt durch Ausländer

und der Mittel beraubt, die sie früher besaßen, Hülfe von ihrem eignen Haupte zu empfangen. Der Raja, unzufrieden mit dem Verluste seiner Würde und Macht, gab nur mürrische Antworten den Klägern, die vor ihn kamen. Die eingebornen Vertreter des Gubernements erklärten sich in den Landstreitigkeiten für incompetent. Der unglückliche Kolh, der den weiten Weg zum Gerichtshofe mit Mühe machte, fand oft, daß bereits über ihn entschieden war. Ein Heer bezahlter Zeugen war bereit zu beweisen, daß er nicht nur kein Recht habe, sondern noch obendrein ein Rebell sei, und das Resultat für ihn war jahre- wohl auch lebenslange Gefangenschaft.

Diese Verhältnisse mussten zu einer Rebellion führen. Schon 1820 brach ein Aufstand los, wurde aber mit Militär unterdrückt. Das Feuer der Empörung glimmte indeß unter der Asche fort. In dem großen Aufstande des Jahres 1831 und 1832 brach es als helle Flamme hervor. Das Joch war zu drückend geworden, die Kolhs konnten es nicht mehr tragen. Die Veranlassung war folgende. Der Bruder des Maharaja (Kolh-Königs), dem das Reich Sonpur (worin die Station Burju liegt) gehörte, nahm den eingebornen Mankis und Mundas ihre Dörfer und gab sie willkürlicher Weise Muhamedanern und Sikhs. Zwölf Dörfer vom Singrai-Manki bekam ein Muhamedaner, der ein sehr gewaltthätiger Mensch war. Das schreiendste Unrecht beging er gegen einen Munda im Bandgau, er schändete und entführte sein Weib. — In Folge dessen halten die Kolhs eine große Versammlung in Tamar und beschließen einen Rachezug. Unser Leben hat keinen Werth mehr, sagen sie, wir sind alle Brüder, lasst uns zusammen handeln. Am 11. Dec. 1831 überfallen sie denn auch richtig Kamrang, das Dorf des Muhamed Ali Naik und führen 200 Ochsen fort. Am 20. Dec. werden unter einem gewissen Surga aus Singbhum mehrere an diese Provinz grenzende Dörfer von 700 Kolhs geplündert und verbrannt. Am 25. desgleichen alle Dörfer der Kali Khan, dessen Diener man verbrennt. Immer höher steigt die Wuth der Kolhs. Am 2. Januar 1832 greifen sie Kamrang an, morden Kafar Ali und zehn seiner Diener und schlagen die von ihm verführte Kolh-Frau todt. Jetzt erschrecken

die Zemindare und bieten Frieden und Zurückerstattung des geraubten Feldes. Aber die Kolhs wollen, einmal aufgestanden, nun auch reine Bahn machen und geben zur Antwort, sie würden auf keine Befehle hören als auf die des Maharaja von Nagpur, sie würden keinen einzigen fremden Grundbesitzer im Lande lassen, sie würden nicht eher ruhen, bis sie ihre Waffen im Caro-Flusse gewaschen, also das ganze Land Sonpur bis Govindpur hin verwüstet hätten. Unterdessen war der Bogen, die sinnbildliche Aufforderung zum allgemeinen Aufstand, gleich einem Feuerzeichen durch die Dörfer geeilt. Alle Mundaris und Uraus sammeln sich, sämmtliche Dikus (Hindus) werden ermordet, die Rajas fliehen, am schrecklichsten wüthet das Heer aus Singbhum. — Die Kolhs hatten leichte Arbeit bei ihrem blutigen Unternehmen. Das Land war von Truppen entblößt, die einzelnen Polizeistationen konnten keinen Widerstand leisten, sondern wurden ohne Mühe überwältigt. Als endlich die Regierungs-Truppen ankamen, hatten die Kolhs im Wesentlichen vollendet, was sie gewollt; jedoch widersetzten sie sich auch diesen, und oft mit Erfolg. Doch auf die Dauer konnten sie regulärem Militär nicht widerstehen. Die letzten, die sich noch in den Bergen hielten, waren Bindrai Manki und Surga. Am 19. März 1832 kamen aber auch diese in das Lager der Engländer und ergaben sich dem commandirenden Offizier.

Seit dieser traurigen Affaire und besonders in jüngster Zeit hielt die englische Regierung ihre Augen mehr auf die armen Kolhs gerichtet und bemühte sich ihnen Recht zu schaffen. Große Veränderungen in der Verwaltung wurden vorgenommen. An der Spitze des Districtes stand fortan ein europäischer Beamter. Dennoch aber sind die alten Uebelstände noch lange nicht beseitigt, und wird eine gründliche Abhülfe wohl unmöglich sein, so lange England die Hindus und Muhamedaner, die ja wieder eine Revolution wie anno 1857 machen könnten, mehr fürchtet als die ungefährlichen Kolhs, und so lange die englischen Beamten sich nicht entschließen die Sprache der Kolhs zu lernen, um persönlich mit ihnen verkehren zu können.

Leider müssen wir gestehen, daß die gedrückten Kolhs auch bei den Missionaren nicht immer die Theilnahme und das Verständniß

für ihre Noth fanden, die sie erwarten konnten. Als im Jahr 1864 der englische Bischof in Ranchi war, um die Kolh-Missionen zu besuchen, und die zahlreich versammelten Kolhs die Gelegenheit für günstig erachteten, diesem in einer mit vielen Unterschriften bedeckten Petition ihre Sorgen Abhülfe bittend ans Herz zu legen, nahm ihnen der Senior der Missionare das Papier weg und zerriß es. Wollte er nicht, daß der Bischof die wahre Lage der Kolhs erfahre, und der anwesende Gouverneur von Chutia Nagpur dahin in Verlegenheit gesetzt werde? Und als bald darauf die christlichen Kolhs, 100 Mann stark, nach Calcutta gegangen und beim General-Gouverneur ihre Sache vorgebracht hatten, excommunicirte derselbe Missionar 25—30 der Führer in der herzlosesten Weise und verbot den Christen sogar ferner mit ihnen zu essen. Und das ist nicht der einzige Fall. Die seit 1868 ausgeschiedenen Missionare scheinen sich grundsätzlich nicht um die Bedrückung der Kolhs gekümmert zu haben: sie haben die Klagen der schwerbekümmerten Herzen nicht einmal angehört. In der Jail (Gefängniß) zu Ranchi saßen noch 1869 wegen dieser Landstreitigkeiten 22 Christen gefangen. Niemand hatte sie seelsorgerlich besucht, Niemand ihnen Bücher geschickt — die doch sogar der Jail-Babu, ein Heide, für sie erbeten hatte. Gewiß ist es nicht Sache der Mission, sich als Schiedsrichter in die bürgerlichen Streitigkeiten ihrer Leute zu mischen, aber Zeugniß gegen offenbare Bedrückung abzulegen, Fürsprache, Protest zu erheben — dazu ist sie sicherlich vor Gott verpflichtet.

In jüngster Zeit haben sich die Missionare nach Kräften der armen geknechteten Leute angenommen, und auch bei den englischen Beamten, z. B. bei dem leider jetzt nach Europa zurückgekehrten Departements-Commissioner von Singbhum, Dr. **Hayes**, fand sie bereitwillige Unterstützung gefunden. Leider aber ist der soziale Zustand der Kolhs immer noch ein trostloser. Die gewissenlosen Landbesitzer und Pächter finden immer Mittel und Wege, das Unrecht zum Recht zu stempeln. Ein sehr beliebtes Mittel ist, daß sie für den gezahlten Pachtzins keine Quittung geben, wodurch sie immer das Recht behalten, die Abgaben von drei verflossenen Jahren nachträglich einzuklagen. Hat der Kolh aber keine Quittung,

Händen, so kann ihm das Gesetz nicht helfen. Und wenn er auch Quittung und damit gegründete Aussicht hätte, seinen Proceß zu gewinnen — nach indischem Recht muß der Kläger erst eine Summe Geldes deponiren — und wo soll die der arme Kolh, der eben erst ausgeplündert ist, hernehmen? Dazu stehen die aus Hindus und Muhamedanern sich recrutirenden Unterbeamten immer noch principiell auf Seite ihrer Volks- und Glaubensgenossen. So lange die Kolhs Heiden sind, da ergehts ihnen wohl noch so erträglich, sobald sie aber Christen werden, da sind alle Kniffe und Ränke gegen sie los. Ohne Weiteres nimmt ihnen der Zemindar wohl die ganze Erndte weg. Größere Bauern selbst können so im Umsehen an den Bettelstab kommen. Jede Gelegenheit ist dem habsüchtigen Zemindar oder Thikadar willkommen, den armen Bauer zu schröpfen. Jedes Ereigniß in seiner eigenen, wie des Kolhs Familie, bietet ihm Gelegenheit, eine Steuer einzufordern; und findet sich nicht ein schicklicher Anlaß, die gewünschten Rupies einzutreiben, nun — so wird die Gelegenheit vom Zaune gebrochen. Schaarenweise wandern deßhalb die Kolhs noch jetzt aus Chutia Nagpur fort, ziehen nach den Gebirgen benachbarter Districte, so in die Berge des nordwestlichen Singbhum, sich dort dem Urwalde ein neues, ungestörtes Heim abzuringen, oder wandern in weite Ferne, nur um den Quälereien der Zemindare zu entgehen. Man findet Kolhs nicht nur an vielen Orten Indiens, sondern auch in Mauritius, Trinidad, Jamaica, Demarara, Australien. — Daß aber auch die indischen Unterbeamten selbst, wenn die Gelegenheit sich bietet, auf eigne Hand die Kolhs zu brandschatzen versuchen, dafür folgendes Beispiel:

„Ein heidnischer Mann wird von einer Schlange gebissen und stirbt in Folge des Bisses. Sofort erscheint der Thannadar, der Vorsteher der Polizeistation im District, und verlangt vom Dorfe 5 Rupies. Dem Missionar gegenüber, bei dem die Christen des Dorfes Anzeige gemacht, und der nach dem Orte geritten war, behauptet der Thannadar ganz frech, er habe nichts verlangt. Die zaghaften Dorfbewohner wagen nicht den Mund aufzuthun. Indeß stellt sich aber heraus, daß er bereits 2 Rupies empfangen

habe. Der Missionar läßt gleich darüber Quittung ausstellen und reitet fort. Da aber wird der vorher so trotzige Thannadar ganz kleinmüthig, himmelhoch bittet er, die Sache nicht anzuzeigen, er wolle auch die 2 Rupies zurückgeben, nur möge man gestatten, daß er es auf seiner Thanna thun dürfe, weil er sich sonst vor den Leuten zu sehr blamire." —

Wir könnten ein ganzes Buch füllen mit Erzählung von Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die den Kolhs durch Hindus und Muhamedaner zugefügt werden, jedes Dorf Chutia Nagpurs weiß davon zu erzählen, sie sind das Tagesgespräch der Leute, und trefflich ist dafür gesorgt, daß der Stoff dazu nicht ausgehe.

Indessen ist seit den letzten Jahren ein Fortschritt zum Besseren mit Freude zu begrüßen. Die Regierung hat die Sache ernstlicher in die Hand genommen, und einen Special-Commissioner ernannt, der die Ansprüche der Ryots (Bauern) untersuchen und ihren Besitz registriren soll. Nur geht dessen Arbeit sehr langsam vorwärts. Dann ist auch die Verwaltung der Güter des jüngst verstorbenen Maharaja der Kolhs den Händen eines Beamten übertragen, dessen Fähigkeiten und Charakter eine befriedigende Lösung hoffen läßt.

Wie das Volk der Kolhs, so hat auch ihr nationales Königthum unter der Herrschaft der Fremden schwer zu leiden gehabt.

Noch führt ja ein Sproß des alten Königs-Geschlechtes der Nagbhansi den Titel eines Königs der Kolhs. Was aber ist aus seiner alten Herrschaft geworden? Sie ist verschwunden. Ein Stück Land nach dem andern haben die Fremdlinge — Hindus und Muhamedaner — dem Königshause abgerungen und abgegaunert. Dazu spaltete sich die Königs-Familie selbst in verschiedene Zweige, und jede dieser Spaltungen bezeichnete auch eine Theilung ihres Grundbesitzes und Einflusses. Vollendet wurde der Sturz des königlichen Thrones natürlich durch die Engländer, die anfangs die Oberhoheit über das Land ausübten, schließlich aber die Regierung selbst in die Hand nahmen. Jetzt ist der Maharaja der größeste Grundbesitzer im Lande, und kaum etwas mehr; Regierungsgewalt

echtspflege, Militair, nichts von alledem steht mehr unter seinem cepter, er ist eine gefallene Größe, ein Schein- und Titular-önig, wie so viele Fürsten Indiens.

Trotz der Machtlosigkeit des Raja dürfte er immerhin uns ch so viel interessiren, daß wir ihm in seiner Residenz einen esuch abstatten. Wir schließen uns dazu den Missionaren Heinrich atsch und Conrad an, die im Jahre 1849 zum ersten Male das angelium nach Palkot brachten.

Sieben deutsche Meilen weit haben wir von Ranchi aus zu andern, ehe wir ankommen. Eine leidlich gute Straße führt uns ld durch wilden Wald, bald durch fruchtbare, reich mit Weizen ꝛc. gebaute Felder. Die Residenz entspricht aber durchaus nicht unsern rwartungen. Wie alle Kolh-Dörfer, besteht auch Palkot aus ein-öckigen, aus Bambus und Lehm gebauten und mit Stroh gedeck-n Hütten. Nur durch seine Größe und Lage unterscheidet sich der nigliche Palast. Zwischen hohen Felsen, schön gelegen, erhebt sich n größeres, zweistöckiges, mit einer doppelten Veranda versehenes aus, — darin residirt die gefallene Fürstengröße aus dem Geschlecht er Nagbhansi.

Die Ankunft der Missionare wird schnell bekannt. Noch sind ie mit dem Aufschlagen des Zeltes beschäftigt, da erscheint ein Polizei-Beamter Sr. Majestät, um sich nach ihren Bedürfnissen zu rkundigen. Europäer und auch arme Missionare sind ja in Indien stets große Herren, deren Besuch auch den Fürsten zu besonderer Ehre gereicht. Demgemäß werden ihnen denn auch bald allerlei Lebensbedürfnisse, Hühner, Eier, Milch, Holz u. dergl. ins Zelt gebracht. Nicht lange, so sollen sie auch das erste Glied der königlichen Familie sehen. Ein Einspänner fährt vorüber, in demselben in schmutziger, kleiner Junge. Das ist der jüngste Prinz, sagen die Leute. Besser präsentirt sich nicht lange danach der älteste Lál, er, aufs Feinste in rothe Gewänder gekleidet, mit seinem Gefolge uf einem Elephanten vorüberreitet.

Gegen Abend sendet der König selbst noch Boten, den Frem-n seinen königlichen Salam zu bringen, und sie über das „woher" d „wohin" ihres Weges auszufragen.

Andern Tages begeben sich die Brüder nach dem königliche Palaste, einer Einladung des ältesten Prinzen folgend. Auch i der Nähe macht ihnen Nichts einen königlichen Eindruck. Da zweistöckige Gebäude ist ohne jeglichen Schmuck. In dem unsa beren Hofe wimmelt es von müßigem Volk. Unter ihm sitzt a einem Kohlenbecken ein alter Fakir. Die verwitterte Gestalt star von Schmutz. Den Wechsel der Witterung Tag und Nacht m Gleichmuth zu ertragen, macht seine Heiligkeit aus.

Mit großer Liebenswürdigkeit empfängt sie der Prinz. Er i ein hübscher, junger Mann von 20 Jahren. In grauseidene Kleidern, einen rothen Turban auf dem Kopfe, aber barfüßig, si er auf einem Stuhle und raucht seine lange Huckka. Umgeben i er von seinem Hofstaate, zu dem merkwürdiger Weise auch ei Europäer gehört. Links von ihm sitzen Tänzerinnen und Musikan ten. Nachdem den Missionaren zwei Stühle — der Luxus indische Fürsten — angeboten sind, beginnt die Unterredung. Natürli bewegt sie sich zunächst über Herkunft und Reisezweck der Fremd linge, bietet aber eben dadurch bald Gelegenheit, den Namen z verkündigen, in welchem allein Heil ist. Aufmerksam nimmt de Prinz die Botschaft von Christo entgegen, fragt in kindlicher Weise hastig dazwischen fahrend, wo dieser Herr Jesus sei, ob in Ben galen oder in Hindostan, und giebt sich alle Mühe, den Namen Jesus richtig auszusprechen. Nachdem der Prinz das Gespräch noch eine Weile fortgeführt, überreichen die Brüder ihm und allen Anwesenden christliche Bücher und werden endlich auf die gnädigste Weise entlassen.

Es hatte anfangs geschienen, als sollten sie den König selbst nicht sehen. Da aber, als sie eben zum Thore hinausgehen wollen, entsteht ein großer Tumult. „Der König kommt, der König kommt," heißts von allen Seiten. Ein Herold, seinen silbernen Stab schwin gend, ruft mit lauter Stimme: „Freude dem großen Könige!" Die Brüder erwarten nichts Geringeres, als einen König zu sehen in aller orientalischen Pracht und Herrlichkeit, aber wie sehr werden sie enttäuscht. Ein einfacher Palankin wird herbei getragen, darin ein gewöhnlich aussehender Mann in der gemeinsten Kleidung, d. h.

halb nackend, nur durch seinen prächtigen Turban in Etwas königliche Würde verrathend. Das war der König von Chutia Nagpur. Er hält an, es kommt zu einem Gespräch, das aber bei offenbar nachlassendem Interesse bald wieder abgebrochen wird.

Es wäre für die Missionsarbeit unter den Kolhs immerhin von Bedeutung gewesen, wenn das Evangelium am Hofe des Königs Eingang gefunden hätte. Denn fehlt dem Maharaja auch fast alle königliche Macht, so blicken doch die Kolhs immer noch mit Ehrfurcht und Pietät zu ihm empor. Aus der zahlreichen Verwandtschaft des Königs hat sich ja später der eine und andere dem Heil in Christo zugeneigt, daß aber die Familie des Königs, oder gar er selbst, oder sein Nachfolger das Evangelium je angenommen habe — davon ist uns nichts berichtet. —

Zum Schluß haben wir noch hervorzuheben, daß sich das bis jetzt Erzählte ausschließlich auf die Provinz Chutia Nagpur, also blos auf die Mundari- und Urau-Kolhs bezieht.

Wesentlich anders hat sich die politische Entwicklung der Santals in Manbhum und der Larkas in Singbhum gestaltet.

Die Larkas in Singbhum haben nie unter dem Raja von Nagpur gestanden, sondern unter nationalen Häuptlingen (Mankis) und ihre Selbstständigkeit auch lange Zeit gegenüber den mächtigen Rajas von Singbhum bewahrt. So eifersüchtig waren sie auf ihre Freiheit, daß sie keinem Fremden erlaubten, in ihrem Lande zu wohnen, noch auch durch dasselbe zu reisen. Die Jagannath-Pilger mußten einen Umweg von mehreren Tagen machen.

Drei furchtbare, aber vergebliche Versuche, sie zu unterjochen, wurden gemacht.

Den ersten machte Dripnath Sahi, der Großvater des jetzigen Raja von Nagpur, an der Spitze von mehr als 20,000 Mann. In schrecklicher Schlacht wurden die Nagpur-Leute durch die Larkas aus Singbhum vertrieben.

Den zweiten unternahm im Jahre 1770 der Raja Jagannath Sahi von Nagpur mit einer gleich großen Macht. Im Monat Mai, bei schrecklicher Hitze, kams zur Schlacht, die Larkas siegten wiederum, verfolgten ihre Feinde 10 Meilen weit und verwüsteten

die angrenzenden Bezirke, so daß deren Dörfer lange Zeit entvölkert waren.

Den dritten Einfall in ihre Grenzen, den sie blutig zurückwiesen, machte ein gewisser Mahapater von der Mayurbhanj-Seite.

Erst im Jahre 1819 kamen die Engländer in Beziehung zum Kolhhan, dem Wohnsitze der Larkas. Der Raja von Singbhum (aus dem Hause der Singhs) beanspruchte die Oberherrschaft über den Kolhhan und drängte das Gouvernement, die Larkas anzugreifen und zum Gehorsam zu zwingen. Die Singhs selbst mußten jedoch zugeben, daß sie länger als 50 Jahre keine Macht über die Larkas gehabt. Diese behaupteten, sie ständen durchaus nicht in Abhängigkeit von den Singhs, sie hätten sie wohl geehrt und geachtet, aber mehr als Freunde und Verbündete, denn als Regenten; wären sie je Unterworfene gewesen, so würden sie ihre Freiheit in harten Kämpfen erfochten und ihre eigne Regierung nach eignen Gesetzen hoch gehalten haben. In der That scheinen die Larkas von den Singbhum-Rajas nur dazu benutzt worden zu sein, Nachbarstaaten, mit denen sie selbst Streit anfangen wollten, zu beunruhigen.

Major Roughsedge, der damals mit den Larkas verhandelte, empfing ihre Deputation in seinem Zelte und wunderte sich über die hübschen Gesichter und großen Gestalten. Er sagte: „O, ihre Erscheinung war so ganz anders, wie die ihrer Brüder in Chutia Nagpur, sie verhalten sich zu diesen, wie wilde Büffel-Ochsen zu der Dorfherde.“ Interessant war ihre Aufführung im Zelte des Engländers. Nachdem sie es ein wenig bewundert hatten, fiel ihnen plötzlich ein, daß es ein schöner Platz zu einer Siesta sei, legten sich ganz lang auf den Teppich und schickten sich in größter Gemüthlichkeit zum Schlafen an.

Die friedlichen Verhandlungen mit den Larkas zerschlugen sich und es kam zum Kampfe.

Major Roughsedge, der mit Artillerie, Cavallerie und Infanterie gegen sie zog, hatte zuerst guten Erfolg. Er drang bis Chaybassa vor, wurde dort von den Larkas angegriffen, und schlug sie,

so daß kaum die Hälfte in die Berge entkam. Verschiedene Gefechte folgten. In einem derselben kam der commandirende Officier in Zweikampf mit einem Larka und entrann kaum dem Tode. Als endlich die Larkas sahen, daß sie doch unterliegen würden, ergaben sich die nördlichen Pirs und bezahlten dem Raja von Singbhum Tribut.

Jetzt hatte es Major Roughsedge noch mit den Larkas der südlichen Pirs zu thun, die viel stolzer waren. Jeden Zoll des Weges nach Sambhalpur zu mußte er erkämpfen. Die südlichen Larkas zu unterwerfen, war ihm unmöglich.

Nun entstand ein Kampf zwischen den unterworfenen und den freien Larkas. Jene bekamen Unterstützung durch den Raja und die Engländer, wurden aber geschlagen.

1821 wurden endlich sämmtliche Larkas unterworfen und gezwungen, ihrem Oberherren, dem Raja von Singbhum, 8 Anna pro Pflug Feld-Rente zu geben.[1] Ihre Bitte, direct unter das Gouvernement gestellt zu werden, fand kein Gehör.

Nach zwei Jahren empörten sie sich wieder, verheerten Dalbhum und drangen in Nagpur ein.

1836 wurden zwei Regimenter Infanterie, eine Brigade Artillerie und ein Bataillon aus Ramgarh unter Colonel Richards gegen sie gesandt, und denen gelang es, im Februar 1837 alle Mankis und Mundas zu unterwerfen. Das ganze Land, 620 Dörfer mit 90,000 Einwohnern, wovon zwei Drittel Kolhs, wurde direct unters Gouvernement gestellt. Die Mundas und Mankis blieben als Polizei- und Steuer-Beamte der Regierung in ihren Dörfern. Auch Streitigkeiten durften sie schlichten, aber ohne Strafe zu verhängen. Bei 8 Anna Rente für den Pflug, gab das Land 5000,

---

1) Die unter den Kolhs courfirenden Geldsorten sind die überhaupt in Indien gebräuchlichen: Rupie = 20 Sgr., Anna = 1 guten Groschen, Peysa = 4 Pf.; an Stelle der geprägten Peysa werden auch kleine, weiße Muscheln, Kauri, gebraucht. — Ein Pflug = 2 Ochsen = dem Stück Land, das mit 2 Ochsen bearbeitet zu werden pflegt. Zwei gewöhnliche Ochsen (Zebu) leisten aber nicht so viel, wie bei uns eine einzige Kuh.

seit 1854 bei 1 Rupies Rente 17,700 Rupies Abgabe an die Regierung.

Die Rente wurde pünktlich gezahlt, das culturfähige Areal wuchs reißend. So sehr hingen die Kolhs an dem neuen Regimente, daß, als 1857 Sipahis die Regierungs-Kasse von Chaybassa rauben wollte, sie das verhinderten.

Nur 1859 empörte sich ein Theil, verführt durch den Raja von Singbhum, wurde aber mit diesem zugleich geschlagen.

Der seitdem entsetzte Raja lebt in Benares in der Verbannung. Auch sein Land kam direct unter das Gouvernement. 1867 wurde es vermessen und genau registrirt. Seitdem bezieht die Regierung eine jährliche Rente von 64,808 Rupies.

Bei diesen geordneten Zuständen Singbhums sind Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, wie sie in Chutia Nagpur vorkommen, nicht möglich.

7. Im Heiden-Dorfe.

1. Cor. 15, 32.

Ein steiler, mühsamer Weg führt durch das Jangel-Gebüsch, s den Berg bedeckt. Kaum ist der Pfad zu finden, so hat in r Regenzeit Gras und Gebüsch ihn überwuchert. Lange Ranken r Schling-Gewächse ziehen sich querüber, und sorgsam muß das ferd des Reiters sich hüten, daß seine Hufe sich nicht in denselben rwirren. Das hochgewachsene Gras wird von uns mit verdäch-gem Blick gemustert, ist es doch der Lieblings-Aufenthalt der so rderblichen Cobra capella. Schwingt sie sich plötzlich an den Leib s Pferdes — dann ist das treue Thier in wenig Minuten hin, nd wir müssen zu Fuß den Weg fortsetzen. Lange schon haben ir nach dem Orte gespäht, der das Ziel der Reise ist, aber ver-ebens. Das dichte Gestrüpp hindert jegliche Aussicht. Endlich lichtet ch der Wald. Wir sind auf einer freien Bergeshöhe angekommen nd haben nun um so köstlicheren Umblick.

Zu unsern Füßen zieht sich ein liebliches Thal hin, durch-auscht von einem stattlichen Flusse, der hie und da kleine Neben-lüsse aufnimmt. An den Mündungen der letzteren, oder auch eiter zurück liegen kleine, von Gruppen hoher Bäume umgebene örfer. Die Bergeshänge hinab ziehen sich terrassenförmig grüne, allende Reisfelder. Ueber ihnen grasbedeckte Halden, an denen iegen und Schafe weiden. In der Ebene Dal- und Getreide-elder, sowie Weideplätze für das Rindvieh, das sich dort unter attigen Bäumen behaglich im Schlamme gelagert hat. Weiter rück der Wald, dichtes, wirres Unterholz, dann und wann alte, he Stämme, gruppenweise, zuweilen auch einige, stolz ihre Wipfel Winde schaukelnde Palmen.

Findet sich irgendwo in der Welt eine Stätte des Friedens, hier, meint man, müßte sie sein, so traulich still und friedlich liegen die Dörfer in der paradiesischen Gegend. Nichts von wüstem Lärm und Geschrei volkreicher Städte dringt an unser Ohr. Nur von der Weide her ertönt das harmonische Geläut der Heerden-Glocken, und helle Kinder-Stimmen schallen durch die klare, sonnenhelle Luft.

Doch steigen wir den Berg hinab, um das Dorf in der Nähe zu betrachten, ob wir wohl dort wohnen möchten. Schon der erste Anblick dürfte uns alle Täuschung rauben. Von alle dem, was wir an unsern Dörfern gewohnt sind, finden wir gar wenig. Keine stattlichen Wohnhäuser, die auf den Wohlstand ihrer Besitzer schließen lassen, keine soliden, den wohleingerichteten Hofraum umgebenden Wirthschafts-Gebäude, kein freundliches, liebevoll gepflegtes Blumen-Gärtchen vor den Fenstern des Hauses. Das Heiden-Dorf macht sich sofort an dem Schmutz und der Unordnung kenntlich, die uns überall entgegentreten. Die Häuser stehen nicht in geordneter Reihenfolge, sondern bald näher an der Dorf-Straße resp. dem durch das Dorf fließenden Bache, bald weiter zurück, ganz nach Willkür ihrer Erbauer. Und wie, sind diese kleinen, elenden, lehmgrauen, viereckigen Hütten wirklich Wohnhäuser? Ein Flechtwerk aus Bambus, mit Lehm verschmiert, bildet die Wände, die leicht und dünn erbaut, oft durch die Regengüsse recht verzogen sind. Vergebens suchen wir an ihnen die uns unentbehrlichen Fenster. Die einzige Oeffnung, die wir bemerken, ist an der Vorderseite eine Thüre. Vor derselben läuft eine Veranda hin, wenn der, einen Fuß etwa über die Erde sich erhebende und durch eine Fortsetzung des Hausdaches überdeckte Vorsprung so genannt werden darf. Das nach Art unsrer Dächer in einen First zulaufende Dach ist mit langem Gras oder Reisstroh gedeckt, schützt nothdürftig gegen Regengüsse und Sonnenstrahlen, giebt aber auch dem Rauche hinreichenden Durchgang, in den blauen Aether empor zu ziehen. Das einzige Hübsche sind die langen Kürbis-Ranken, die sich, das Ganze fast bedeckend, über das Dach ziehen und auf demselben für ihre goldigen Früchte ein weiches, sonniges Lager gefunden haben.

An das Haus schließt sich ein recht wüst und unordentlich
ussehender Hofraum an. Dort lebt Alles in holdester Eintracht,
Menschen, Hühner, Enten, Gänse, Ziegen, Kühe und Schweine.
ur bei wohlhabenden Leuten ist der Hof von einigen, mit dem
ause ein Drei- oder Viereck bildenden Wirthschafts-Gebäuden
ngeben. Dann liegt dem Hause gegenüber ein Ochsenstall, über-
attet durch die wagerecht sich ausstreckenden Aeste des Pipal-
aumes, in denen nach der Erndte das Stroh geborgen wird.
och ein, merkwürdiger Weise sehr rein gehaltener Schweinestall,
nd mitten auf dem freien Raume ein Taubenhaus, das ist aber
uch Alles.

Hinter dem Hause liegt ein kleines Gärtchen. Wilde Apfel-
nen-Bäume, vielleicht auch einmal Bananen wachsen darin, vor-
ugsweise aber Mais, Pfeffer-Schoten und andre Gemüse. Bis
t die Wipfel einiger Mango-Bäume klettern Flaschen-Kürbisse mit
ren langen, wunderlichen Früchten. Einzelne Tamerinden-Bäume
assen ihr feines, zierliches, akazienähnliches Laub in der bewegten
uft erzittern und werfen schleierartig einen feinen Schatten über
as Ganze.

Haus und Hof sind umzäunt mit einer Aloë-Hecke, deren
ohe Blüthen-Stengel und Kronen wie bewipfelte Mastbäume bis
0′ hoch in die Luft ragen. Oft auch treten Ricinus-Sträuche
n die Stelle der Aloë, oder ein mit Bohnen-Pflanzen bewach-
ener und dann zuweilen lange, blühende Lauben-Gänge bildender
Bambus-Zaun.

Wie willkürlich auch Haus und Gehöft erbaut zu sein scheinen,
och war der Platz wohlgewählt. Hier gleich daneben soll ein neues
Haus gebaut werden; sehen wir zu, was der Hause Menschen, der
ich da versammelt hat, vornimmt. An seiner Spitze steht der
Pahan, der Götzen-Priester, der in keinem Dorfe fehlt. Schon
haben sie den Bauplatz abgesteckt, jetzt aber macht der Hause noch
inmal die Runde. An jeder der vier Ecken wird ein Loch gemacht,
nd in dasselbe unter dem Hermurmeln von Gebeten ein wenig
eis gethan. Die Gebete richten sich an Singbonga, er möge
gen, ob dies ein glücklich gewählter Bauplatz sei, oder nicht.

Der Reis wird die Nacht über in den Löchern gelassen; ist er am Morgen noch da, so ist der Platz ein guter. Dann wird noch um Segen gebetet für den so als gut erkannten Platz. Also bei Mundaris und Larkas.

Im Vorigen haben wir ein Dorf zu schildern gesucht, wie es die Gebirgs-Bewohner des nordwestlichen Singbhum bauen. Zu bemerken ist nur noch, daß dieselben ihre Wohnungen auch gern auf Bergen anlegen, von denen sie dann bequem auf ihre Reisfelder herabsehen können, und daß die Zahl der Häuser sehr verschieden ist, oft sehr gering.

Im Wesentlichen ist der Bau der Häuser und Dörfer bei den verschiedenen Kolh-Stämmen der gleiche. Nur unwesentliche Abweichungen kommen vor.

So sind die Santal-Dörfer sofort erkennbar an den auf weißem Grunde mit schwarzen und rothen Feldern bemalten Häusern.

Die Dörfer der Uraus dürften am meisten abweichen, entsprechend der auch sonst bemerkbaren Verschiedenheit dieses Stammes und der Eigenthümlichkeit ihrer heimathlichen Bodenbeschaffenheit.

Die Uraus bewohnen den höchsten und felsigsten Theil des Landes. 2000′ über den Meeresspiegel erhebt es sich, und die rings dasselbe umgebenden Berge steigen noch 1400′ höher hinauf. Es ist ein ungemein felsiges und steiniges Gebiet. Die Granitfelsen haben oft wunderliche Gestaltung, bald sind es wild zerklüftete und zerrissene Gebilde, bald sich aufeinander thürmende, halbkugelige Massen. Aus der Entfernung gesehen, gleichen diese oft 100′ hohen Felsen gewaltigen Ruinen zerstörter Burgen oder Tempel. Vielfach treten auch horizontale Steinflächen zu Tage, und es sieht aus, als wäre der Felsen dort absichtlich blosgelegt worden. Solche Plätze lieben die Uraus zur Anlegung ihrer Dörfer. Die Steinfläche giebt ihnen gleich schönen Fußboden, der nur gefegt zu werden braucht, und feste Tennen zum Trocknen und Ausdreschen des Getreides. In diese Steine bohren sie auch gleich ihre Mörser, kleine, runde, feste Löcher, in denen sie vermittelst eines Stampfers den Reis von den Hülsen befreien. Und was für schöne Tanzplätze geben diese Steinfließe ab!

Steinern, wie der Fußboden, sind auch die Häuser der Uraus. Nicht daß sie aus Steinen erbaut wären, sie sind aus Erde, aber die rothe Ziegelerde, an der dies Hochland reich ist, verhärtet sich an der Luft so sehr, daß es für die daraus gebauten Wände keine Gränze der Dauer zu geben scheint, wenn nur ein Stroh-, Gras- oder Blätterdach den directen Regen abhält. Nur das ist kein Vorzug dieser Bauart, daß die Löcher, aus denen das Baumaterial genommen wird, nie wieder zugefüllt werden, sondern als ächte Sumpflöcher durch ihre Ausdünstungen die Brutstätten verheerender Fieber werden.

Die Umgebung der aus 3—4 Häuserreihen bestehenden Urau-Dörfer ist fruchtbares Ackerland, das bald in der Ebne sich ausbreitet, bald sich terrassenförmig und dann besonders zur Reiscultur sich eignend die Berge und Hügel hinabzieht. Der Urwald ist hier fast ganz ausgerottet. Waren die Uraus doch vermuthlich für Chutia Nagpur die Träger der Cultur, denen die Mundaris die Einführung des Pfluges und bessere Bebauung des Landes verdanken. Nur viele einzelne Wäldchen oder besser Haine ließ die Furcht vor den bösen Geistern als Reste des Urwaldes stehen. Andere, die aus Mangobäumen, Tamarinden- und andern nützlichen und zierenden Bäumen bestehen, verrathen eine pflanzende und pflegende Hand, der sie ihr Dasein verdanken.

Doch kehren wir zu dem anfangs geschilderten Dorfe zurück und beobachten wir das Leben der Leute, die in demselben wohnen.

Früh ehe noch die Sonne ihre Strahlen über den Berg herüber sendet, hat der Hahnenruf die Bewohner geweckt. Aber noch tritt das Leben nicht in die Oeffentlichkeit, sondern birgt sich im Hause. Der Kolh hat keine große Eile mit seiner Arbeit. Endlich tritt er aus seiner Hütte, aber nur um sich sofort wieder unter seiner Veranda niederzulassen. Ehe er sein Tagewerk beginnt, muß er erst etwas baithen, das heißt ruhig dasitzen, oder mit dem Nachbar zusammen eine sukull (Cigarre) rauchen und über das tagüber zu erwartende Wetter, die Erndteaussichten u. dergl. plaudern. Charakteristisch ist dabei, wie er seine Cigarre raucht. Mit großer Ruhe knüpft er den äußersten Zipfel seines Chadder auf,

in dem er nach Landessitte den selbstgebauten Tabak birgt, nimmt ein größeres Blatt, legt auf dasselbe kleinere Stücke des edlen Krautes und dreht sich mit großer Geschicklichkeit seinen Rauchbedarf in Form und Art einer Cigarette. Darauf klemmt er dieselbe zwischen Gold- und Mittelfinger der linken Hand, schließt die letztere so zusammen, daß der Zeigefinger ein Mundstück bildet, und zieht nun, nachdem er sie an dem hinter ihm liegenden glimmenden Holzklotze angezündet, aus Leibeskräften den Dampf in den Mund. Sind gute Freunde da, so wandert die sukull von einem zum andern, sitzt er allein, so raucht er in Absätzen, indem er etwa von 5 bis 5 Minuten sie hinters Ohr steckt und wieder zu neuem Gebrauch anbrennt. Dabei kommt's wohl auch vor, daß selbst 5jährige Buben, ohne ein Wort zu sagen, das edle Kraut ihrem Vater aus dem Munde nehmen und unter dessen wohlgefälligem Lächeln wacker lospaffen. Hat der Kolh sich nun von den Strapazen des Frühstücks gehörig ausgeruht, so schickt er sich zur Arbeit an. In der Regenzeit geht er dann in den Hof, legt seinem Ochsen das Joch auf den Nacken und hängt daran den äußerst einfachen hölzernen Pflug. Dieser ist nichts anderes als eine Stange, an der hinten ein Querbalken befestigt ist, dessen unterer, kürzerer, mit Eisenspitze versehener Theil die Pflugschar, der obere längere Theil die Handhabe bildet. So zieht er rauchend hinaus zu seinen Feldern. Angekommen macht er seine sukull aus, steckt sie hinters Ohr, oder klemmt sie in die Seite zwischen den eng um die Hüfte gewundenen Chadder und das Fleisch. Damit er aber von Zeit zu Zeit baithen und doch dabei rauchen kann, liegt am Feldrain entweder ein langsam brennender Strohzopf, oder der glimmende Holzklotz, den er mit von Hause gebracht hat. Ohne Feuer ist der Kolh selten. Auch auf der Wanderschaft trägt er auf der Schulter oder in der Rechten einen schweren Bambus, in der Linken sein Feuer.

Außer dem Pflug gebraucht der Kolh zur Bearbeitung des Feldes die kódali oder Hacke, und ein aus einem Brett mit daran befestigter Stange bestehendes Werkzeug, damit die Erde fortzuschaffen und den Acker zu planiren. Hat der Kolh sein aus Stücken von

—3 □Ruthen Größe beſtehendes Feld mit dem Pfluge, den er
ne eigentliche Furchen zu ziehen immer im Kreiſe herum geführt
t, bearbeitet, ſo gehts ans Säen. Zunächſt wird der Reis auf
n Stück ganz dick geſtreut. Dort ſoll er unter dem 4—6 Zoll
rüber ſtehenden Waſſer keimen und zum Verpflanzen heran-
achſen. Nach einem Monat etwa iſt er ſo weit. Eine Reihe
rauen rauft ihn dann aus und bindet immer zwei Hände voll
ſammen. Den nächſten Tag wird er auf einem andern ebenfalls
nter Waſſer ſtehenden, aber ½—2′ tiefer als jenes liegendem
elde ſo gepflanzt, daß er etwa 2′ auseinanderſteht. — Das
ſchieht im Juni, wenn der Regen kommt. In den darauf fol-
nden Monaten wird etwas gejätet, etwas gedämmt, daß dem
eisfelde das Waſſer nicht fehle; wenn's zu viel wird, und das
eld zu verſchlemmen droht, wieder etwas Waſſer abgelaſſen, —
s iſt ſeine ganze Arbeit.

Im October iſt die Erndte. Da zieht er mit dem Wagen
naus, die mit der Sichel abgeſchnittenen Garben nach der Tenne
u fahren. Der Wagen iſt das plumpſte Gefährt, das man ſich
enken kann. Am ähnlichſten iſt er einem Karren, wie ſolcher in
Deutſchland beim Bau eines Hauſes zum Heranſchaffen von Steinen
ebraucht wird, nur viel plumper noch, aus Kloben zuſammen-
ehauen, mit zwei ſchwerfälligen Rädern.

Gleich nach der Erndte wird das Getreide von Ochſen ausge-
roſchen und in Strohgeflechte, ſogenannte Bandis gethan.

Darin beſteht etwa die Arbeit des Kolhs. Denn daß er dann
och manchmal in den Wald zieht und von wildwachſenden mäch-
igen Bäumen mit hochrother Blüthe Baumwolle ſammelt, um ſie
n der Stadt zur Fabrikation von Matratzen und Kopfkiſſen zu
erkaufen, daß er ebenfalls zum Verkauf Seidencocons ſammelt und
olz fällt, wohl auch den wilden Bienen den Honig raubt, daß er
rner in der heißen Zeit, wo er auf dem ſteinharten Felde nichts
haffen kann, daheim ſich in Haus und Hof etwas zu ſchaffen macht,
in Hausdach reparirt, oder mit der Axt und einem den Meißel
rtretenden Stücke Eiſen ſich ſeine Ackergeräthſchaften zimmert, das

ist nicht groß als Arbeit zu rechnen, wenn sie dem faulen Kolh auch manchmal gar sauer ankommen mag.

Jedenfalls arbeitet er nur bis 11 oder 12. Mehr thut er seinem Leibe und seinen Ochsen nicht zu Leide. Langsam zieht er dann vom Felde wieder nach Hause, um sein Mittagmahl einzunehmen.

Nach Tische lässt sich kein Kolh die zweistündige Siesta rauben.

Nachmittags wirds wieder lebendig im Dorfe. Da langt der Kolh Pfeil und Bogen von der Wand, holt seinen wohlabgerichteten Falken, und den Lockengel, eine Wachtelart, und zieht auf die Jagd, Vögel zum Abendschmause zu jagen. Der Falke ist der Lieblingsvogel der Kolhs; mit ihm ist er so unzertrennlich verbunden, daß er ihn auf der Faust, oder auf den Bambus über der Schulter sogar mit auf den Bazar nimmt. Dafür lohnt ihm dieser auch durch seine große Geschicklichkeit. Selten verfehlt er einen Stoß, gehorsam kehrt er sofort wieder zurück, wenn er gestoßen hat.

Zuweilen ist die Jagd auch ernster, als die auf Rebhühner, Pfauen und Rehe. Hausen doch in den Wäldern Tiger, Bären, Panther, Büffel und Elephanten. Ziehen die Kolhs gegen diese Feinde ihres Lebens und ihrer Aecker und Herden aus, dann rüsten sie sich außer mit Pfeil und Bogen noch mit Schwertern, Spießen, der hellebardenähnlich auf langem Bambus steckenden Tigerart und wohl auch einer alten Lunten-Flinte[1]; höchst feierlich ist dann ihr Auszug aus dem Dorf. Singend schreitet die Schaar der Jäger vorweg, singend folgen ihnen eine Strecke lang in einiger Entfernung die Frauen oder Mädchen. So im Wechselgesang gehts dem Walde zu, wo die Frauen dann umkehren. Der Refrain eines solchen Gesanges, mit dem junge Mädchen die Burschen zur Jagd geleiten, lautet: „Wer den Tiger schießt, kriegt die schönste Maid."

---

1) Manche haben auch schon Percussionsgewehre. Pulver machen sie sich selbst, und anstatt Schrot und Kugeln nehmen sie für Pfauen und kl' nere Thiere Steinchen, für größeres Wild kleine Eisenbolzen. Englisch Pulver und Blei ist ihnen zu theuer. Hauptwaffe ist ihnen aber noch Bog und Pfeil.

Neben dem Falken liebt der Larka keinen Vogel mehr, als en Hahn. Weshalb? Nun einen guten fetten Kapaun weiß er hr wohl zu schätzen. Selten giebt er einen solchen für Geld weg, iese Delicatesse behält er lieber für sich. Doch die Zwecke des Tisches verfolgen bei der Hühnerzucht mehr die Frauen, die Männer aben edlere Passion dabei. Was hat der Mann, der dort mit wei Hähnen unterm Arm triumphirenden Angesichts seiner Hütte ugeht? Er kommt von einem Hahnenkampf, sein Vogel hat den Gegner besiegt, nun trägt er ihn sammt dem blutenden Feinde, der hm als Siegespreis zugefallen, heim. Viele Mühe hatte er sich egeben um die Zucht eines recht starken muthigen Kampf-Hahnes. Sorgsam hatte er ihn gepflegt, an schwächeren Thieren sich üben nd nach und nach rechte Virtuosität im Gebrauch des Schnabels nd der angeschnallten spitzen Stahlsporen gewinnen lassen, zuletzt hn noch, damit er rechten Muth habe, gehörig mit Opium gefüttert. Nicht für 4 Rupies hätte er ihn weggegeben, während sonst doch in Hahn nur wenige Anna kostet. Seine Leidenschaft war aufs höchste gestiegen, mit gespannter Erwartung hatte er dem heutigen Tage, da sein Hahn sich mit dem berühmtesten der Umgegend messen sollte, entgegengesehn, laut hatte ihm das Herz geklopft, als die Thiere gegen einander losgelassen wurden. Dafür trägt er aber auch den Kopf nun doppelt hoch, just als hätte er selbst einen Sieg erfochten.

Wir würden aber noch keine rechte Vorstellung von dem Leben in einem Kolhdorfe bekommen, wollten wir nicht noch drei Orte betreten, die sich bei jedem Dorfe befinden und von der größten Bedeutung für das Leben der Dorfgenossen sind, nämlich den Teufelshain oder die Sarna, den Begräbnißplatz und die Akra oder den Tanzplatz.

Es wurde schon erwähnt, daß bei jedem Urau-Dorfe noch ein Rest alten Urwaldes stehe, ein Hain oder kleines Wäldchen. Solche Haine befinden sich auch bei den Dörfern jedes anderen Kolh-Stammes. Es sind die Teufelshaine, in denen die Kolhs den Bongas Opfer bringen. Alte himmelhohe Baumriesen, umgeben diese Bäume der Sarna einen freien, runden Platz. Ein jeder ist

einem besondern Bonga geweiht, dort der dickste der Riesen
dem Teufelsvater Desauli, jener daneben seiner Frau Jahirbur
einer dem speciellen Dorfteufel, dessen Frau wieder einen
bewohnt u. s. w. Auch das Christenherz kann sich des Sch
nicht erwehren, wenn die Riesenzweige im Winde rauschen, u
Raben, die auf ihnen nisten, gleich incarnirten Teufeln die
mit ihrem Gekrächze erfüllen. Muß man doch daran denke
Jahrhunderte lang ein armes unwissendes Volk in des
Banden hier die Namen seiner Götzen angerufen, Jahrh
lang dort auf den kleinen schwarzen-Steinen[1] den Unholden
und zagend das Blut der schwarzen Böcke, der bunten und
zen Hühner zum Opfer vergossen, Jahrhunderte lang ohne da
des Evangelii dort in der Nacht des Unglaubens geseufz
gesündigt hat. — Wenn aber das Christenherz schon schaud
mit welchen Gefühlen mögen die Kolhs diese Stätte betreten,
sie in feierlichem Zuge, der murmelnde Götzenpriester vorw
gebundenen Opferthiere hierherbringen, oder Blumenguirlande
Baum zu Baum ziehen, um die bösen Geister zu versöhnen?
Teufelsglaube beherrscht ja mit ungleich größerer Gewalt ihr
als leider der wahre Gottesglaube das Herz so mancher
sten. Und wäre er mit seinen Schrecken nnd Aengsten n
diesen dunkeln, geisterhaften Hain gebannt geblieben! Aber wie
mit größerer Gewalt als Gottes Wort aus den christlichen
in die Christenhäuser zieht, hält er von dort aus das ganze
umklammert, jedes Haus, jede Familie umspannt.

Wir kehren mit jenem Zuge, der eben in der Sarna ein
gebracht, nach dem Dorfe zurück. Ein Theil der Leute verthe
in die verschiedenen Häuser, der andere, es sind meist ältere M
bleibt zusammen und lässt sich im Schatten alter Tamarind
der Nähe des Munda-Hauses nieder. Das Opfer in der

---

1) So bei den Larkas. Bei den Uraus besteht der Altar au
kleinen Lehmhaufen von zwei Fuß Länge, einem Fuß Breite und 6 Zo
Auf demselben befinden sich zwei kleine Lehmklümpchen, welche den
vorstellen sollen.

d seine Veranlassung beschäftigt sie noch zu sehr — sie müssen über schwatzen, und das thun sie am liebsten hier. Es ist ein rkwürdiger Platz, nach unsern Begriffen sogar wenig geeignet zu nüthlicher Unterhaltung, noch weniger zu dem Rauchen und inken, dem sich die Gesellschaft bald mit großem Eifer hingiebt — ist der Begräbnißplatz des Dorfes. Hier ruhen die Gebeine er Väter, die einst vor ihnen das Dorf bewohnten, hierher sind ch die Aschenkrüge all derer gebracht, die aus dem Dorfe stamm- t, oft von weit her. Die Familiengrabstätten bezeichnen große teine, die entweder horizontal über die Gruft gelegt, oder aufrecht ngestellt sind, riesige gewaltige Steine oft; jener ist über 9', die- sogar über 10' hoch und hat ein Gewicht von 6 Tonnen; drei tunden weit wurde er einst auf besonders dazu construirtem Wagen zum Grabe hierher gebracht, 3 — 400 Menschen waren zu inem Transport nöthig und mussten während der ganzen Arbeit eichlich beköstigt werden. Die meisten dieser Steine stehen schon nge Jahre, man siehts ihnen an, denn sie sind theils vom Regen lattgewaschen, theils von der Luft zerfressen. Als die Zeugen ergangner Zeiten sind sie besonders die Lieblinge der Alten im Dorfe. Jeden Abend nach vollbrachtem Tagewerk kann man die chwarzen Gestalten mit dem Schnee auf den Häuptern hierher wan- dern sehen. Auch heute lassen sie sich neben den Felsblöcken nieder, und bald ist das Gespräch im Gange. Doch bleibt es nicht bei dem Ereigniß des Tages. Wie von selbst werden an diesem Ort ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückgeführt; sie erzählen sich von Groß- und Urgroßvater, die hier ruhen, und wohl zum hun- dertsten Male berichtet der Aelteste von ihnen, was er als Knabe einst von der Geschichte seines Volkes gehört. So sind jene Steine, obgleich ohne Schrift und ohne Zeichen, beredte Denkmäler der Dorf- und Stammesgeschichte. Unterdessen ist auch der Munda des Ortes, dessen Haus ganz in der Nähe zu sein pflegt, zu den Versammelten getreten. Ehrfurchtsvoll haben sie ihm einen Platz in ihrer Mitte eingeräumt, und nun erhält das Gespräch eine neue Wendung. Wie einst unsre deutschen Vorfahren auf den Steinbänken ihrer Märkte oder unter den Linden ihrer Dörfer, so berathen die Kolhs

auf den Grabsteinen ihrer Väter und unter den ehrwürdigen Ta
rinden die Angelegenheiten ihrer Dörfer.

Auch die männliche und weibliche Jugend des Ortes, ja
die ganze Dorfbewohnerschaft hat sich mit der Zeit in der N
des Begräbnißplatzes gesammelt. Dicht neben demselben lieg
noch ein anderer, viel beliebterer Platz, die Akra, der Tanzp
Treten wir hinter das ihn umgebende Gebüsch, daß wir s
unbeobachtet besser beobachten können. Es ist Nacht geworden.
glühende indische Sonne ist untergegangen, und hellglänzend,
heller als bei uns, fast leuchtend stehen die Sterne am dun
Himmel. Ein leiser Wind rauscht durch das zarte Laub der Ta
rinden. Auf dem Platze brennt ein großes Feuer. Große N
falter mit glashellen Augen auf den prächtig gezeichneten Flü
und zahlreiche Moskitos schwirren um dasselbe herum, eine si
Beute der Flammen. Durch die Luft schwirrt dann und w
ein fliegender Hund, angelockt durch die reifen Früchte des n
stehenden breitästigen Mangobaumes. Aber unser Blick wird
gefesselt durch die nächtliche Thierwelt, er ruht auf dem wunderb
Bilde, das die Menschen uns dort darbieten. Siehe da, welch
Kranz lieblicher Erscheinungen! Einer Anzahl junger Mäd
halten sich eng umfasst, die rechte Hand einer jeden um den Na
der anderen, mit der Linken die Taille der Nachbarin zur Li
umschlingend. So bilden sie eine lange Kette. Es sind schw
braune aber wohlgebildete, schlanke Gestalten. Eigenthümlich leu
das Weiße in den Augen, wunderbar contrastiren die blende
Zähne des lachenden Mundes. Zahlreiche Perlenschnüre umg
den Hals, und dicke oft zwei Pfund schwere Messingringe bli
am Arme und über den Fußknöcheln im Scheine des Feu
Durch die Ohrläppchen sind einen halben Zoll lange Messingp
gesteckt, während das zu einem Zopf zusammengewundene schw
Haar mit rothen Blumen geschmückt ist. — Ihnen gegenüber st
mehrere junge Männer, fest in Tücher gehüllt. Da beginnt
Trommler dort neben dem Feuer die Trommel zu rühren, dazwi
klingt der grelle widrige Ton eines halb zerschlagenen Beckens,
Gruppen setzen sich in Bewegung. Langsamen Schrittes, e

inter dem andern gehen die Männer im Kreise um das Feuer erum und beginnen einen Gesang. Die Mädchen antworten hüpfend nit zierlichen Schritten, bald sich dem Feuer nähernd, bald zurückweichend. Die Männer bleiben immer in gleichem ernsten Schritte. So dauert der Wechselgesang und die gegenseitige Annäherung und Entfernung eine Zeitlang fort, bis eine Pause eintritt und wieder in neuer Anfang gemacht wird. Das ist ein heidnischer Tanz auf er Akra. Ein liebliches Bild, das harmlose Vergnügen eines kindlichen Naturvolkes, werden Viele sagen. Und in der That den Vergleich mit den tollrasenden Tänzen der Christenheit hält er zehnmal aus. Indeß warten wir das Ende ab, ob wir Lust bekommen wieder einmal den Vergnügungen der Akra zuzusehen. Schon jetzt können wir das Ende ahnen, wenn wir nur schärfer zusehen. Dort die Gruppe schwatzender Männer auf dem Begräbnißplatze hat sich vergrößert. Fast gespenstisch sehen die Leute aus, nur halb beschienen von dem flackernden Feuer auf der Akra. Ihre Chadder haben sie dabei über den ganzen Leib, ja über den Kopf weg gezogen, denn die Nacht ist kühl und doppelt empfindlich für diese Kinder der heißen Zone. Man könnte denken, eine Anzahl Beduinen Nord-Afrikas wäre plötzlich nach Indien gewandert. Fleißig macht die Sukull die Runde. Woher kommts aber, daß die Unterhaltung immer lebhafter, die Bewegungen, mit denen sie ihre Worte begleiten, immer erregter werden? Seht dort den großen Topf in ihrer Mitte. Fleißig schenken sie aus ihm in die aus Blättern mit Bambusstäbchen zusammengesteckten Becher, gierig trinken sie das beliebte, weißliche Getränk und lassen keinen Tropfen umkommen. Schon wiederholt ist der Topf gefüllt worden. Und nicht nur die Männer scheinen sich nicht satt trinken zu können. Ein Tanz ist zu Ende; da drängen sich auch die Burschen hinzu, und dort wahrhaftig auch Frauen und Mädchen, ja Kinder. Es ist Jlli, Reisbranntwein, der größeste Feind des Volkes. Die aufgedunsenen Gesichter und vergekommenen Augen beweisen, daß die Männer ihm nicht ausschließlich blos zu sprechen. Was wird das für ein Bild sein, wenn das Gelage zu Ende ist?! —

Und jetzt beginnt auch wieder ein neuer Tanz. Schon hat sich die Haltung der Tanzenden geändert, so lange wir den Männern zusahen. Die Augen sind glühender, die Bewegungen leidenschaftlicher, um nicht zu sagen unzüchtiger, die Wechselgesänge schmutziger geworden. Hie und da hat sich bei Männern und Weibern das zusammengebundene Haar gelöst und flattert wild in der Nachtluft. Jauchzend schlagen die Mädchen die schweren Messingringe der Arme aneinander. Von der Angst, die sich auf den Gesichtern beim Götzenopfer der Sarna zeigte, von der harmlosen Fröhlichkeit bei Beginn des Tanzes keine Spur mehr. — Doch verlassen wir die Akra — es ist nicht gesund, lange in der feuchten Nachtluft zu stehen. —

8. Das Familienleben.

1. Tim. 5, 8.

Obgleich die Kolhs sich in der heißen Zeit im Freien, in der Regenzeit unter der Veranda vor dem Hause, und nur in der kalten Zeit im Hause aufzuhalten pflegen, so ist doch auch bei ihnen die wesentliche Stätte des Familienlebens das Haus. Darum treten wir zunächst in eine der Hütten, deren Aeußeres wir im vorigen Abschnitt beschrieben haben.

Vorsichtig müssen wir uns bücken, wollen wir uns beim Eintreten durch die niedrige Thüre nicht an den Kopf stoßen, und eine Zeitlang haben die Augen erst mit der im Hause herrschenden Dunkelheit zu kämpfen, ehe wir sehen können, wie's denn eigentlich da drinnen aussieht. Endlich haben sich die Augen an das mangelnde Sonnenlicht gewöhnt, — und was sollen wir sagen, sieht's einfach in der Hütte aus oder ärmlich? Letzteres wird der richtige Ausdruck sein. Stühle und Tische fehlen natürlich ganz, sind sie doch selbst in den Häusern der Hindu-Fürsten ein seltener Luxusartikel. Ein sehr wohlhabender Raja sandte einst 50 Stunden weit seine Diener, um sich von einem Missionar einige Stühle zu borgen, mit denen er bei der Hochzeit seines Sohnes prunken wollte. Ebenso suchen wir Schränke und Koffer, die Lieblinge deutscher Hausfrauen, vergebens. Das einzige Möbel ist eine für den Hausherrn bestimmte Bettstelle, der pálang, ein etwa fußhohes Holzgestell, das mit einem Geflecht von Stricken überzogen ist. Am Tage lehnt es an der Wand, Nachts wird es herabgelassen und durch einige darübergebreitete baumwollene oder wollene Tücher zum Lager hergerichtet. Für Frau und Kinder muß der festge-

[illegible] abgeebnete mit einem Matten bedeckte Lehmboden der Hütte [illegible] als Lagerstätte genügen.

Gewöhnlich ist, namentlich bei ärmeren Leuten, das Innere der Hütte in zwei durch einen Lehmgang geschiedene Räume getheilt, der eine für die Menschen, der andere für das Vieh, das zuweilen bei kalter Nacht den Gang hinweg in die Wohnstube steigt und dem Schlafen seiner Herren gerade nicht förderlich ist. Aber auch der Vorrathsraum muß der Thiere wegen hoch sein. Rechts von der Thüre steht der Kochherd, das ist für Dorf sieht in geflochtenen Körben der gedroschene Reis, die Hauptnahrung der Kolhs, hier in dem Loch, der Thüre gerade gegenüber, ist er gestampft und seine Hülsen entfernt worden. Der kleine 1/2 Fuß hohe, aus Lehm geformte Hohlkegel dort ist der Herd, auf dem er gekocht wird.

Sehen wir uns weiter um nach dem Hausrath der Kolhs, so finden wir noch einige geflochtene Körbe, ein Spinnrad, eine zum Reinigen des Reises dienende Schwinge, eine Handmühle, aus zwei drehbaren Steinen bestehend, einige irdene, wenns hoch kommt auch messingene Koch-, Eß- und Trinkgefäße und vielleicht die beliebte aus einer Kokos-Nuß und zwei Bambusstäben zusammengesetzte Hucka-Pfeife. Von der Decke herab, an der man die vom Rauch braun polirten Bambusstangen bewundert, hängt wagerecht an zwei Stricken, ein Bambus als Kleiderhalter, ringsum im Grat des Daches stecken Bogen, Pfeile, Aexte, Sicheln, ein Fischernetz — so etwa sieht's aus in einer Wohnung der Kolhs.

Das Haus ist auch bei den Kolhs zunächst das Reich der Hausfrau. Das führt uns auf die ehelichen Verhältnisse.

Im Allgemeinen, müssen wir sagen, hat die Frau bei den Kolhs eine würdigere Stellung als bei den Hindus. Sie wird nicht wie bei diesen ihrem zukünftigen Gatten bereits in der Wiege verlobt, sondern von ihm frei gewählt. Hat ein Kolh-Jüngling sein Auge auf ein Mädchen geworfen, so sendet er einen Brautwerber in das Haus ihres Vaters und zahlt nach erlangter Zustimmung für seine Frau je nach Vermögen einen Kaufpreis von einem bis 20 Paar Ochsen, ärmere von einigen Rupies. Diese

rt der Verheirathung dünkt die Kolhs so naturgemäß, daß sie steif nd fest behaupten, selbst die Affen zahlten für ihre Weibchen Geld, ämlich die ganz wie Rup. aussehenden Samen des Lama-Baumes, nd die Früchte des Burju-Baumes, die von der Gestalt eines weigroschenstückes sind. Mit diesem Gelde ginge dann eine Familie der gari- und sara-Affen oft in weite Ferne, um sich von iner andern Affenfamilie Weibchen zu holen. In einem Liede ingen sie deshalb:

Heuer hat der Lama Frucht getragen,
Drum haben die Garis Hochzeit gemacht.
Heuer hat der Burju reich geblüht,
Drum haben die Saras Hochzeit gemacht.
Mit Rupies aus dem Kerne der Lama-Frucht
Hat der Gari die Frau sich von ferne gekauft.
Mit Geld aus dem Samen der Burju-Frucht
Hat der Sara heuer Hochzeit gemacht.

Daß den Kolh Liebe mit seiner Frau verbunden, noch mehr daß sie ihm etwas gekostet hat, das ist wohl auch ein Grund, weßhalb der Kolh sein Weib leidlich gut behandelt. Das Kolh-Weib hat dem Manne gegenüber, eine gewisse Vertrauensstellung, es wird bei den Larkas wenigstens, bei wichtigen Dingen mit zur Berathung gezogen, geht mit dem Gatten zusammen aus und arbeitet mit ihm zur Erndte- und Saatzeit auf dem Felde. Eifersüchtig wacht der Eheherr über ihrer Ehre, und wehe dem, der sie zur Untreue verführen wollte! Die Rache des sonst sanftmüthigen Volkes wird in diesem Punkte nur durch Blut gekühlt. Auch das Weib, das sich verführen läßt, ist eine sichere Beute des Todes. Der erste, der sie niederschlägt, ist ihr Mann. Bei den Ho-Frauen kommt jedoch Untreue selten vor. Wittwen dürfen wieder heirathen.

Das alles hindert aber nicht, daß die Männer selbst sich mannigfacher Untreue schuldig machen und öfters auch 2—3 Weiber neben einander haben, die aber dann in gesonderten Häusern wohnen, und unter denen, obwohl sie alle dem Manne angetraut werden, doch die zuerst geheirathete am meisten respectirt wird. Ebenso wenig ist dadurch die unterwürfige Stellung, die das Weib im

Morgenlande überhaupt einnimmt, geändert. Die Frau ist, wenn auch nicht gerade die Sclavin, so doch die erste Dienerin des Mannes. Begleiten wir sie einmal bei ihrer täglichen Hausarbeit.

Früh vor Sonnenaufgang, ehe der Hausherr sich von seinem pálang erhebt, ist die Frau schon auf, dem gestrengen Eheherrn das Frühstück zu bereiten. Es hat nicht viel Mühe gekostet, denn Abends zuvor war ein reichlicher Vorrath von Reis gekocht. Davon wird in einem irdenen oder messingenen Napfe vorgesetzt, und, da der Reis ohne Salz gekocht zu werden pflegt, daneben auf ein Blatt etwas Salz gelegt. Würdevoll läßt sich der Ehemann nieder, d. h. er setzt sich hockend auf die festgestampfte Erde seiner Hütte, legt den linken Arm zum Unterschiede von der Frau, die ihn an der Seite hängen läßt, wagerecht aufs Knie und langt mit dem rechten zu, die Speise mit den Fingern zum Munde führend. Von Zeit zu Zeit stippt er dabei mit dem Zeigefinger in das Salz. Die Frau steht seines Winks gewärtig, aber selbst nicht mitessend dabei, und läßt sich erst zum Frühstück nieder, nachdem der Eheherr zum „Baithen" und Rauchen sich auf die Veranda begeben hat.

Während der Mann die Feldarbeit besorgt oder im Hofe sich etwas zu schaffen macht, liegt der Frau die Hauswirthschaft ob. Sie füttert, so weit es nöthig ist, das Vieh, besorgt die kleinen Kinder, schickt die größeren mit den Ziegen auf die Berge, beschäftigt sich etwas mit Spinnen von Baumwolle, oder mit dem Flechten von Strohkörben und Bastmatten und sorgt vor allen Dingen natürlich wieder für die Mittagsmahlzeit. Der Küchenzettel bereitet ihr dabei kein großes Kopfzerbrechen. Bei den Kolhs giebts Reis und wieder Reis, daneben etwa noch Dal, eine Hülsenfrucht, und Kurry, ein aus Fleisch, Gemüse und vielen Gewürzen bestehendes Gemengsel. Heute giebts Reis und Dal. Den ersteren holt sie aus dem wohlgefüllten Moras, befreit ihn durch wiederholtes Schwenken in der aus Stroh und Bambus geflochtenen Wanne von Staub und Spreu, wäscht ihn mehrmals und setzt ihn dann mit Wasser in einem irdenen Topfe aufs Feuer. Auf jeden erwachsenen Hausgenossen rechnet sie für den Tag 2 Pfd., auf die Kinder 1 bis 1½ Pfd. Doch braucht sie nicht Wage und Gewicht, sie hats

Griff, und wird etwas mehr gekocht, — das schadet ja nicht[1]). Hockend sitzt sie dann vor dem kleinen Herde und bläst das Holz an, das ihr Mann aus dem Walde geholt, wohl dabei Acht gebend, daß der leicht zerbrechliche thönerne Topf, der einer oben offnen Blase gleicht, über der Gluth nicht zerspringe. Ist der Reis weich, so wird das Wasser abgegossen und als sehr beliebtes Getränk besonders aufbewahrt. Inzwischen hat sie auch den Dal zugerichtet. Die auf einer Matte mit Stöcken ausgedroschenen braun und gelb melirten Körner werden vermittelst eines kleinen Instrumentes rasch von ihren harten Schalen befreit, wodurch sie in zwei Theile zerfallen, und dann mit Wasser, Gewürz und Oel gekocht. Zum Umrühren gebraucht sie dabei einen eisernen Löffel. Manchmal erfordert das Essen jedoch eine größere Kochkunst. Ist bei Gelegenheit eines Puja (Opfers) ein Bock oder gar ein Ochse geschlachtet, dann gilts das Fleisch und die Eingeweide recht dem Geschmacke entsprechend zuzubereiten (vergl. Hochzeit). Uebrigens ist die Sorge für Küche und Tisch nicht so groß. Die Kolhs sind keine Kostverächter. Im Gegensatz gegen die höheren Hindu-Kasten, die sich streng jedes Fleischgenusses enthalten, essen die Kolhs Alles, was lebt im Wasser und auf dem Lande; sogar fette Ratten und einige, allerdings den Aalen ähnliche Arten von Schlangen verschmähen sie nicht.

Kömmt der Mann Mittags von der Arbeit nach Hause, so steht die Frau schon mit blinkendem Messinggefäß (Lota) bereit, ihm Wasser über Hände und Füße zu gießen. Da ohne Löffel, Messer oder Gabel mit den Fingern gegessen wird, ist solche Waschung schon ganz gut; sie bezeichnet aber recht eigentlich die dienende

1) Muß sie dabei zählen, so werden die Finger zu Hülfe genommen. Aber nicht so, wie bei uns, daß mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Finger der linken abgezählt werden. Der Kolh zählt viel graziöser. Er hebt die Rechte leicht bis in die Mitte der Brust und zählt nun mit der Daumenspitze derselben Hand die je drei Glieder der übrigen 4 Finger, beim untersten Gliede des Zeigefingers anfangend. Die linke Hand bleibt dabei ganz unthätig und zählt erst, gerade wie die rechte, für sich allein, wenn die Zahl 12 überschritten ist.

Stellung des Weibes. Lassen sich doch selbst kleine Buben, besonders aber der älteste Sohn, von der Mutter die Lota bringen und bedienen. Ja letzterer wird als Kind schon von ihr Babu (Herr) genannt.

Nach der Waschung bringt die Frau wieder die Eßgefäße, schöpft mit dem aus der Hälfte eines kleinen Flaschenkürbis bestehenden Löffel die Speise aus dem Topf, stellt das genannte grüne Salzfaß daneben, legt auch noch eine Pfefferschote dazu und bedient, selbst nicht mitessend, bei der Mahlzeit. Sind männliche Kinder in der Familie, so genießen auch die erst ihr Mittagessen, ehe die Mutter selbst sich zur Befriedigung ihres Hungers niederläßt. Hat die Hausfrau ihrem Gatten die Speise recht nach Wunsch zubereitet, so wird dieser nie verfehlen seine Zufriedenheit durch wiederholtes Aufstoßen kund zu geben. Diese nach unsern Begriffen durchaus nicht ansprechende Sitte scheint dem Kolh ebensowenig unanständig, als uns das Nießen. Ja er würde geradezu eine Ungezogenheit zu begehen glauben, wenn er, zu Gaste geladen, unterlassen wollte, auf diese Weise sein Wohlgefallen an der Bewirthung zu äußern. Besser jedenfalls wird uns die Sitte gefallen, daß nach jeder Mahlzeit die Frau ihrem Manne zur Reinigung der Zähne die Zahnbürste reicht. Zu diesem Zweck geht sie zuvor in den nahen Garten und schneidet von einem Strauch ein Stückchen Holz ab, das an dem einen Ende faserig gemacht und nach dem sehr umständlichen Gebrauche wieder fortgeworfen wird.

Ob es Nachmittags für die Kolhfrauen Kaffeegesellschaften giebt, habe ich nicht erkunden können, wenn's aber auch keine giebt, wie ich vermuthe, da sie selbst ja keinen Kaffee bauen, — an nachbarlicher Unterhaltung über Putz und Wäsche, über Dienstleute und Kinder fehlt es bei ihnen durchaus nicht. Die Kolhfrauen theilen mit unsern Frauen im Grunde dieselben Freuden und Leiden des häuslichen Lebens. Gern finden sie sich unten am Fluß zusammen, der durch das Dorf fließt, ihre Neuigkeiten beim Wasserholen gegenseitig auszutauschen, und manche Stunde, die der Arbeit gewidmet ihren Wohlstand mehren könnte, wird sorglos und heiter verplaudert.

Gerade wie Mittags ist auch der Empfang, wenn der Eheherr Abends zurückkehrt. Mit Freuden wird er begrüßt, und die Ausbeute der Jagd, oder was er sonst etwa mitbringt, in Empfang genommen. Geradezu abgöttisch ist die Huldigung, die den heimkehrenden Jägern zu Theil wird, wenn sie gegen die wilden Thiere des Waldes ausgezogen waren. Haben sie ihre Waffen in den Häusern abgelegt, so treten sie dann wieder vor die Thüre und lassen sich von den Frauen die Füße waschen. Tiefer als gewöhnlich beugen sich diese vor den Jägern, mit einer Ceremonie, wie sie sonst nur den Götzen erwiesen wird, und sagen dabei: „Du hast heute mit Tigern, Bären und Panthern gekämpft, und den Sieg davon getragen, Du hast Dein Leben gewagt, Du bist ein Held, ich muß Dich verehren."

Abends 7 oder $^1/_2$8 ist nun wieder Essen aufzutragen, und zwar die Hauptmahlzeit. Der Eheherr entwickelt jetzt den allergrößesten Appetit. Ganz gewaltige Massen wandeln auf der fünfzinkigen Gabel seiner Hand in den scheinbar unersättlichen Mund. Endlich hat er genug und mit großem Wohlbehagen legt er sich, unfähig fast zu gehen, in seiner Hütte oder auf der Veranda nieder.

Doch horch! Trommeln und Pfeifen! Man ruft zum Tanz. Schon hat sich der weibliche Theil seiner Hausgenossen mit frischen Blumen geschmückt, Mutter uud Töchter sind gleicherweise angesteckt vom Tanzfieber. Sie lassen dem Alten keine Ruhe, bis er sich erhebt und halb widerwillig, weil ihn die natürliche Faulheit auf die Erde niederzieht, halb willig, weil der Illi ihn lockt, folgt er nach der Akra, von der er natürlich schwer wankend zurückkommt.

Daß dieser tägliche Lebenslauf der Familie mannigfache Abwechslung erfährt, versteht sich von selbst. Feste der Götzen, Hochzeiten und Begräbnisse, die wir besonders schildern werden, haben ja alle einen Einfluß aufs Familienleben.

Eine große Aufregung entsteht in jedem neugegründeten Hause wenige Tage nach der Hochzeit. Man sucht nach der jungen Frau, sucht sie im Hause, im Hofe, im Garten, — sie ist nicht da. Endlich hört man, sie sei auf dem Wege nach ihrem Heimathsdorfe gesehen worden. Richtig, sie ist fortgelaufen, sie will ihren Freunden

und Verwandten erzählen, daß sie ihren Mann nicht liebt, nicht bei ihm bleiben mag. Sehr betrübt über den Verlust seiner Frau sucht der junge Mann sie überall und läuft ihr eilend nach, bis er sie einholt. Mit Gewalt wird sie nun wieder zurückgeführt. Doch nicht immer gelingt das, denn Niemand nimmt sich des verlassenen Ehemannes an. So kömmts wohl, daß er die Frau wirklich zu ihren Eltern muß ziehen lassen, und erst durch viel Bitten und Zureden wieder zur Rückkehr bewegen kann. Dieses Fortlaufen ist jedoch nicht so bös gemeint, wie es aussieht. Es gehört zur Sitte, und keine junge Frau wird es unterlassen. Liefert doch der Mann dann, wenn er sie zurückholt, den Beweis, daß er sie lieb hat, und sie ihm etwas gilt. Ließe der Mann sie laufen, so wäre Niemand unglücklicher als die Frau. Der Gedanke, sie könnte die Zahl der unverheiratheten Frauen vermehren, war ihr stets entsetzlich. Aber, wie gesagt, sie muß fortlaufen. Gleich bei der Hochzeit hatte der Chor der Frauen sie dazu ermahnt:

Lauf, Mädchen, lauf den weiten Weg;
Tripple, Mädchen, trippele den langen Pfad;
Lauf, Mädchen, lauf, Deiner Mutter Haus ist im Feuer;
Trippele, Mädchen, trippele, in Deines Vaters Haus ist ein Loch gebrannt.

Und sie hatte geantwortet:

Wenn der Mutter Haus brennt, dann will ich gehen den traurigen Weg,
Wenn in Vaters Haus ein Loch gebrannt, dann will ich laufen.

Nachdem die junge Frau wieder zu ihrem Gatten zurückgekehrt, besorgt sie nun die Wirthschaft so gut sie eben kann. Die Zeit geht hin wie bei allen jungen Eheleuten, und bald sieht das junge Paar mit Hoffen und Bangen der Geburt des ersten Kindleins entgegen. Zurüstungen auf dies Ereigniß hat die junge Kolh-Mutter nicht nöthig. Sie wickelt ihr Kind in ein baumwollnes Tuch, — damit abgemacht.

Ist mit oder auch ohne Hebamme das schwere Stündlein glücklich vorüber, so spürt man an dem Vater keine sonderliche

Freude. Er läßt sich nicht aus seiner Gemüthsruhe bringen. Daß er Jemandem ein Wort über den neuen Ankömmling sage, das fällt ihm gar nicht ein. Selbst andringender Theilnahme gegenüber bleibt er stumm und wortkarg. Ganz besonders ist das der Fall bei der Geburt eines Mädchens.

Eine Stunde nach der Geburt kann man die Mutter schon wieder auf einer Grasmatte vor dem Feuer hocken sehen, und nach kaum zwei Tagen geht sie bereits aus.

Sowohl Mutter als Vater sind durch die Geburt eines Kindes 8 Tage lang unrein. (Bei den Uraus 15 Tage lang, aber nur die Mutter). Während dieser Zeit werden alle übrigen Familienglieder aus dem Hause geschickt, und so sehr ändert sich das gewöhnliche Verhältniß, daß der Mann für seine Frau zu kochen hat.

Mit vielen Ceremonien ist die Namengebung verbunden. Zu ihr, die 8 Tage nach der Geburt erfolgt, kehren alle Hausgenossen zurück, und werden viele Freunde eingeladen. War die Geburt besonders schwer, so muß zunächst der Bonga, der Schuld daran war, durch Opfer versöhnt werden, daß er nicht noch ferner dem Kinde schade. Dann wird der Name gewählt, für den erstgebornen Sohn gewöhnlich der des Großvaters. Doch versichert man sich zuerst, ob auch der Name ein glückbringender ist. Dazu wird eine Portion Urid (kleine schwarze Erbsen) in ein Gefäß mit Wasser gethan. Schwimmt der Urid oben, so wird der Name angenommen, verworfen, wenn er sinkt. Oft wird auch, wie bei den Uraus, kurzer Proceß gemacht, und das Kind nach dem Tage genannt, an dem es geboren ist, z. B. Somra, wenn es am Montag geboren ist u. s. w. Eigenthümlich ist die Sitte der Hos im Kolhhan, ihren Kindern Namen oder Titel von hochgestellten, von ihnen besonders verehrten Personen zu geben. So führt der Manki von Gadbari den Namen Kaptain Manki. Woher? Vor Jahren wohnte in Chaybassa ein englischer Beamter, der Kaptain Pertz, ein frommer Mann, der sonntäglich seine Leute versammelte und ihnen das Evangelium predigte. Auch bei den Heiden war er sehr beliebt und geehrt. Nach diesem Manne führt jener Manki den Namen Kaptain. Andere Namen, die so benutzt werden, sind Major, Doctor, Hayes. Auch

die Namen der Missionare werden genommen und zwar nicht nur von den Christen. Missionar Nottrott ritt einst in das 3 Stunden von Chaybassa entfernte Dorf Logia. Aus einem Hause am Wege trat ein Kolh an ihn heran. Freude strahlte aus seinen Augen: Gomke (Herr) mir ist eben ein Sohn geboren, willst Du sein Saki sein? — „Ja, wenn Du ihn mir später in die Schule giebst, daß ich ihn lehren kann." Er sagte es zu. — Als der Junge laufen konnte, brachte ihn der Vater nach Chaybassa. „Wie heißt er denn?" Antwort: Nottrott Gomke. Der Zweck des Besuches war ein Pathengeschenk, was denn auch verabreicht wurde.

Sobald bei den Uraus ein Kind allein sitzen kann, wird ihm ein Knöchelring um beide Beine gelegt. Die sollen es vor Hunger schützen. Werden die Ringe nach 2—3 Jahren zu klein, so dürfen sie abgenommen werden. Knaben im Alter von 6—8 Jahren lassen sich von ihren Spielgenossen mit einem glühenden Eisen 5—6 etwa groschengroße Stellen auf den Unterarm brennen, um dadurch abgehärtet und mannbar zu werden. Die Mädchen werden in ihrem 2. oder 3. Jahre tätowirt. Sechs einen Zoll lange und $^1/_4$ Zoll breite senkrechte Striche werden dann zwei an der Stirn und je zwei an den Schläfen eingeätzt.

Sind die Kinder nur aus dem Gröbsten heraus, so bekümmern sich weder Vater noch Mutter viel um sie. Nackend laufen sie herum und spielen unter dem Vieh im Hofe, trauliche Gemeinschaft mit demselben pflegend. Was brauchen sie auch viel leibliche Wartung. Eine Hand voll Reis befriedigt ihren Hunger, und starren sie einmal zu sehr von Schmutz, dann werden sie nach dem nahen Teiche geschickt, den sie von selbst schon gern zum Baden aufsuchen. Den Luxus der Kleidung lernen sie erst kennen, wenn sie schon ziemlich groß sind. Noch ganz straffe Buben kann man nackend, aber mit Pfeil und Bogen bewaffnet, umherstreichen sehen.

Von Erziehung ist bei diesen Kindern eigentlich nicht die Rede. Der Hindu schlägt seine Kinder wenigstens, wenn sie nichts lernen, der Kolh nie. Das bringt er nicht übers Herz, denn er hat seine Kinder zu lieb. Mögen die Jungen Tollheiten über Tollheiten treiben, mögen die Mädchen schon frühzeitig unsaubre Reden führen,

er lässt sie gewähren und ist vollauf zufrieden, wenn erstere nur das Vieh ordentlich hüten, bei der Feldwirthschaft etwas zur Hand gehen und sich zu straffen frischen Burschen entwickeln, die Mädchen aber hübsche Frauen werden, für die einmal vom Liebhaber recht viel Ochsen als Heirathspreis gezahlt werden. Daß bei solcher Erziehung schon frühzeitig das Nationallaster der Unzucht sich bei den Kolh-Kindern einbürgert, wird umsoweniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die Knaben vom 10.—12. Jahre, die Mädchen vom 9.—11. Jahre ab gar nicht mehr im elterlichen Hause schlafen. In allen älteren Dörfern der Uraus ist ein Haus, die Dhumkuria, in welchem alle Junggesellen des Dorfes schlafen müssen. Die Mädchen verbringen die Nacht meist in den Häusern der Wittwen des Dorfes, an manchen Orten aber auch mit den Burschen zusammen in der Dhumkuria. — Von der Akra mit ihren Freuden haben wir schon erzählt.

Religiöse Ceremonien finden bei den jungen Leuten zwischen Namengebung und Hochzeit nicht statt.

So scheinbar glücklich auch das Leben der Kinder bei den Kolhs ist, so fehlt es ihnen doch nicht an bitterer Trübsal. Nicht alle können fröhlich in Feld und Wald und Dorf sich herumtummeln und finden im Hause bei Vater und Mutter nicht immer wieder eine liebevolle Aufnahme. Manche müssen auch, besonders in Jahren der Theuerung, oder wenn sie Waisen sind, bettelnd in die Welt hinaus. Zwei abgehungerte, elende Knaben von 11 und 13 Jahren kamen einst gegen Abend auf die Station Chaybassa und baten um Aufnahme. Natürlich waren sie bis auf eine aus Graswurzeln fabricirte Halsschnur ganz nackend. Sie hatten sich mehrere Wochen durch Betteln ernährt, ihr Vater war lange todt, ihre gemüthskranke Mutter, hatte die Knaben oft geschlagen und war endlich davon gegangen; in ihrem Heimathsdorfe hatte sich Niemand der Kinder angenommen. Da sie durch ihre frischen Antworten und durch das schnelle Ablegen ihrer Halsschnur erfreuten, wurden sie doppelt gern auf der Station aufgenommen und machten bald mit ihren kurz geschorenen Haaren und anständig in Kurti und Chadder gekleidet einen ganz anderen Eindruck. — Da kam eines

Tages ihre Mutter, ein jämmerlich aussehendes Weib. Sie
von dem Aufenthalt ihrer Kinder gehört und die Furcht der
nischen Kolhs theilend, die Kinder würden von den Missio
nach Europa geschickt und dort geschlachtet und gegessen, (!) u
sie sich von dem Schicksal ihrer Söhne überzeugen. Wie gl
war sie aber, dieselben so frisch und gesund und in den n
Anzügen zu sehen. Malka und Baktu, ihre Namen, rief sie
übers andere Mal ganz verwundert aus und ließ sie mit Fr
in der Schule. —

Das Zusammenleben der Hausgenossen ist im Ganze
friedliches. Wollte man freilich aus einigen Liedern Schlüsse z
so könnte man vermuthen, daß Zank und Streit nie aufhören.
solches Lied läßt die Hausfrau durch die bei ihr wohnende
heirathete Schwester also angeredet werden:

Was, Schwester, bin ich Dir denn gleich?
Im großen Krug läßt Du mich Wasser holen.
Was, Schwester, bin ich denn so stark wie Du?
Zwei Poila Reis auf einmal soll ich kochen?
Meinst Du, ich will die zweite Frau mal werden
Von Deinem Mann? Und darum zankst Du mit mir?

Nein niemals will die zweite Frau ich werden,
Drum Schwester, zanke nicht mit mir;
Hab selber ja schon einen, Schwester,
Einen jungen herzigen Bräutigam.
Drum hör nur auf zu zanken, Schwester,
Will Deines Mannes zweite Frau nicht werden,
Hab selber ja schon einen Bräutigam.

Ebenso wird in Liedern vielfach vor dem Aufhängen ge
In einem Hochzeitsliede heißt es:

Wenn der Schwiegervater auch mit Dir zankt,
Wenn die Schwiegermutter Dich auch schimpft,
Ja nicht, Mädchen, höre, ja nicht,
Hänge Dich dann auf.

Mit dem Aufhängen sind sie allerdings gar rasch bei der
Schilt ein Vater seinen Sohn: „Das hast Du nicht recht ge
dann heißts gleich: „Nun wenn ich Dir nichts recht mache,

n ich mich ja aufhängen", und — er hängt sich ohne Weiteres
. Geleugnet soll auch nicht werden, daß Uneinigkeit und Feind-
ist selbst oft im engsten Familienkreise zu Hause ist. Fehlt es
der duldenden und tragenden Liebe oft in christlichen Familien,
soll sie denn bei Heiden herkommen? Aber eben vom heid-
chen Standpunkt aus beurtheilt haben die Kolhs doch viel Fami-
t-Sinn und Verwandten-Liebe. Die Familien halten eng
ammen und die Kolhs wenden sich deshalb auch meist familien-
ise dem Christenthume zu. Mit großer Treue pflegen die Söhne
e Eltern und nehmen sich nach des Vaters Tode der väterlichen
irthschaft an. Auf solche Treue rechnet aber auch das Erbrecht,
s unter den Kolhs, wenigstens den Larkas gilt. Stirbt der Vater,
wird meist unter die Söhne zu gleichen Theilen getheilt. Ehe
er der jüngste nicht mündig ist, leben alle als eine Familie
sammen. Die Schwestern werden bei der Theilung gleich den
hsen, Kühen, Ziegen u. s. w. an die Brüder mit vertheilt. Sie
ben ja Geldwerth, denn bei einer späteren Heirath wird für sie
zahlt. Hat ein Mann z. B. drei Söhne, drei Töchter und dreißig
upt Vieh, so bekommt jeder Sohn zehn Ochsen und eine Schwe-
r. Ist aber nur eine Tochter vorhanden, so warten die Brüder
s sie sich verheirathet, und theilen dann den „pan", den Heiraths-
eis, zu gleichen Theilen unter sich. — Damit sind wir jedoch
s Heirathen gekommen, dessen Schilderung ein besonderes Kapitel
dient.

9. Die Hochzeiten der Kolhs.

Matth. 24, 38.

Haben wir auch anerkennen müssen, daß die Sitte der Kolhs ihre Frauen zu kaufen im Verhältniß zu den Hindu-Frauen den Kolhs-Frauen eine würdigere Stellung giebt, doch kann jene Sitte nur eine unheilvolle genannt werden. Eine gekaufte Frau ist doch stets mehr oder weniger Waare, die als solche angepriesen und auch behandelt wird. Ganz unbefangen sprechen es die Kolh-Mädchen aus, daß sie alles aufbieten werden, einem Manne zu gefallen. Aber das Kaufen hat noch einen andern Nachtheil. Das Heirathen wird erschwert, und der Unordnung im geschlechtlichen Verkehre Thüre und Thor geöffnet. Thatsache ist, daß es aus diesem Grunde bei den Kolhs viele unverheirathete Männer und Frauen giebt. Die Kolhs sind arm, und besteht auch der Preis einer Frau nicht immer, wie bei den Töchtern eines reichen Manki, in 40—50 Stück Ochsen, sondern nur in einigen Böcken oder ein paar Rupies, so ist doch auch dieser Preis für die ärmeren Leute oft noch so hoch, daß man es vielfach vorzieht unverheirathet zu bleiben. Auf diesen Mißstand hat darum die englische Regierung ihr Auge gerichtet und sich bemüht, ihn abzustellen. Nach längerer Berathung mit den angesehensten Kolhs hat z. B. im vorigen Jahre der oberste Beamte von Singbhum bestimmt, daß kein Vater mehr als 10 Büffel für seine Tochter nehmen dürfe. Ob das aber helfen wird? Wenn der Vater in seiner Habsucht von der hohen Forderung nicht abgeht, der Bräutigam sie aber nicht zahlen kann, so wirds aus der Hochzeit doch nichts — und an Vorwänden der gesetzlichen Bestimmung gegenüber wirds auch nicht fehlen. Nur das Christenthum wird hier helfen können.

Die Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche bei den Kolhs sind ihr interessant.

Aus denen der Uraus heben wir Folgendes hervor. Hat ein Vater für seinen 16 jährigen Sohn ein passendes Mädchen gefunden, so wird dieses zunächst um ihre Zustimmung gefragt, und, wenn dieselbe erfolgt ist, mit ihren Eltern Rücksprache genommen. Zu diesem Zweck begiebt sich der Vater mit 4 oder 5 Verwandten nach dem Hause der Braut. Vor dem Hause machen sie Halt und schicken zur Anmeldung ihres Besuches ihre Reisestäbe hinein, worauf die Hausmutter mit Wasser und Oel heraustritt und den Reisenden die Füße wäscht und salbt. Ist nun auch der Hausherr hinzugekommen, so lässt sich die Gesellschaft auf einer Matte nieder und beginnt zunächst eine sehr umständliche Begrüßung, indem die Einzelnen der Reihe nach, zuerst die Väter sich ihren Salam sagen. Nach einem gemeinschaftlichen Essen gehts nun an die Verhandlung. Zuvörderst prüft man peinlich, ob auch der Heirath keine bösen Anzeichen zuwider sind. Ist das der Fall, so wird die Werbung als aufgehoben betrachtet. Sind aber die Omina günstig, dann setzen sich die nächsten männlichen Verwandten einander gegenüber, der Repräsentant der Braut steckt seine Zehen unter die seines vis à vis, und so schließen sie nach gemeinschaftlichem Trinken und unter wiederholten Umarmungen im Namen der Verwandtschaft einen ewigen Freundschaftsbund, wobei sie zu einander sagen: „Ihr seid nun unsre Verwandten geworden, möge die Freundschaft unter uns nie aufhören. Wir wollen Euch beistehen in der Noth, wir wollen Euch beistehen in Krankheit, wir wollen Euch beistehen im Tode.“ Schließlich wird ein gebratenes Ferkel aufgetragen, die eine Hälfte verzehrt, die andere den Gästen mit nach Hause gegeben.

Nachdem die Verwandten der Braut ihren Gegenbesuch gemacht, bei dem dieselben Ceremonien stattfinden, werden sie vom Vater des Bräutigam zu einem „bara khana“ d. h. zu einem großen Essen eingeladen.

Auch beim Vater der Braut findet dann ein bara khana statt, bei welchem nun das Verlöbniß endgültig geschlossen, d. h. der

Verkaufspreis der Braut festgesetzt und der Hochzeitstag bestimmt wird.

Die Hochzeit selbst wird 2—4 Wochen nach der Verlobung im Hause des Bräutigam gefeiert. Der trommelnde und tutende, jauchzende und singende Zug des Bräutigam und seiner Verwandten und Dorfgenossen holt die Braut aus ihrem Elternhause ab und wird auf dem Heimwege von den zurückgebliebenen Knechten des Bräutigams, die ihm, ebenfalls unter Singen, Tanzen und Lärmen, in einem von Dal und Reisähren gefüllten Gefäße eine brennende Lampe entgegentragen, feierlich empfangen.

Nachdem man sich nun im Hause des Bräutigam durch Essen und Trinken gehörig gestärkt, werden Braut und Bräutigam gewaschen und geölt, worauf dann um die Mittagszeit die Ceremonie der ehelichen Verbindung beginnt. Von einigen Frauen begleitet tritt das Brautpaar aus dem Hause in den Hof, wo eine Anzahl Männer sofort einen dichten Kreis um sie schließen, den sie durch Auseinanderhalten und Vorhalten ihrer Kleider noch dichter und jedem unberufenen Auge undurchdringlich zu machen suchen. Andre Männer stehen an den Pforten des Hofes mit Streitart und Schwert in der Hand, um die vor sich gehende wichtige Handlung vor jeder Störung zu schützen. Im Centrum des eben genannten Kreises hat man das Joch eines Ochsen — das Symbol der Feldarbeit — niedergelegt, auch das Symbol der Frauenarbeit fehlt nicht, denn hier liegt der Stein, auf dem die Frau täglich die Gewürze zu den Speisen zerreibt, und endlich finden wir auch das Zeichen inniger Vereinigung: ein Bund von dem Grase, mit welchem das beide schützende Dach des Hauses gedeckt wird. Das Brautpaar stellt sich jetzt auf den platten Reibestein, die Braut vorn, der Bräutigam hinten. Um seiner Ehre jedoch nichts zu vergeben und zum Zeichen der Herrschaft über die Frau, stemmt er seine Zehen gegen ihre Fersen. Nun wird über Beide ein weißes Tuch gedeckt, unter dem der Bräutigam mit seinem in Zinnober getunkten Ringfinger der linken Hand die Stirn seiner Braut bestreicht. Sie thut dasselbe rückwärts langend. Unterdessen geht eine Frau mit einem Gefäß voll Wasser dreimal um das Brautpaar herum.

enn sie den dritten Rundgang vollendet, wird plötzlich das weiße ch aufgehoben, und die nun Vermählten müssen so schnell wie glich ins Haus eilen, soll ihnen nicht das Wasser über den Kopf ossen werden. Im Hause sitzen sie eine Weile, umringt von den autjungfern und Brautführern, ruhig da, bis sie sich darauf schen und, da ihre Hochzeitskleider, ehe sie in Asche gelegt und vaschen sind, für unrein gehalten werden — ihre Kleider wechseln. das geschehn, so kommen sie wieder aus dem Hause, grüßen e Gäste und empfangen von ihnen kleine Geschenke, ein oder zwei mas von jedem. Dann setzt sich alles zum Essen nieder, nach lchem dem Branntwein tüchtig zugesprochen und die ganze Nacht durch gesungen und getanzt wird. —

Die in mancher Beziehung abweichenden Hochzeitsgebräuche der ewohner Singbhums dürfen wir wohl etwas ausführlicher schildern.

Es ist ein trüber Regentag. Auf seiner Veranda sitzt des ngen Mädchens Vater. Wohlgefällig schaut er auf seine schwarzen üffel, die vor dem Hause im Schlamme liegen und sich das hwarze Fell vom Regen waschen lassen. Dabei raucht er seine kull und unterhält sich mit seinem Knechte über die Reisfelder, b auch das viele Regenwasser genügenden Abfluß habe und nicht ie junge Pflanzung zerstöre. Da tritt ein Mann in den Hof. Seine Linke hält einen aus fingerbreiten Bambusstreifen geflochtenen Schirm und die blinkende Tigerart, die Rechte einen dicken, von Alter und Gebrauch schon braun gewordenen Bambusstab. Ohne ufzustehen erwiedert der Vater den Salam des Fremden und ladet hn mit dem gewöhnlichen „mar dubme“ zum Sitzen ein. Eine Weile rauchen nun die Männer schweigend mit einander, dann beginnt das Gespräch, das sich um Wetter, Felder, Ereignisse der Umgegend und eine baldige Hochzeit in dem Wohnort des Fremden dreht. Scheinbar ganz beiläufig wird da vom Gast die Frage eingeflochten, ob schon um die Tochter des Hauses geworben sei. Mit der größten Ruhe und Gleichgültigkeit wird die Antwort gegeben, daß sie noch frei, zwar schwer im Hause zu entbehren sei, indessen doch gegen ordentliche Bezahlung würde weggegeben werden. Wohl weiß der Alte, daß der Fremde ein Freiwerber ist, er kennt ihn

ganz gut und ist auch von dem Verhältniß der jungen Leute unterrichtet, aber sich etwas merken lassen, ja nicht, das könnte das Geschäft verderben. Der Fremde hat aber genug gehört und sobald der Regen sich etwas verzieht, macht er sich auf, die frohe Kunde nach Haus zu bringen.

Einige Tage darauf steigen drei Männer den Berg herab in dasselbe Haus. Es ist wieder der Freiwerber, aber in Begleitung von dem Vater und einem Verwandten des Liebhabers. Vorsichtig, fast ängstlich schauen sie sich unterwegs um, ob auch kein für die Heirath böses Zeichen ihnen aufstoße. Aber es geht alles glücklich. Kein Kälbchen der Herde schreit nach der Kuh, ohne daß diese antwortet, das würde bedeuten, daß dem neuen Paare alle Kinder sterben würden; kein Mensch kommt ihnen entgegen, oder geht vor ihnen über den Weg, im Fluße seine Kleider zu waschen; kein Geier fliegt über den Weg, das würde irgend ein Unglück für die junge Frau in Aussicht stellen; keine Krähe krächzt auf dem Baumwollenbaum zum Zeichen, daß die junge Frau sehr krank wird; kein todter Ochse liegt am Wege, also wird auch das Vieh durch die Frau nicht sterben; kein Urig-Vogel schreit ihnen auf einem Dornstrauch sein urig urig entgegen, es ist also auch keine Gefahr, daß die junge Frau ein ulat bagh wird, die sich Nachts in einen Tiger verwandelt. — Alle diese und noch manch andere böse Vorzeichen sind nicht eingetroffen, vielmehr einige glückliche Vorbedeutungen vorhanden, sie haben einen Tiger auf ihrem Gange gesehn, und Einer aus den beiden Dörfern ist gestorben, — das Ehepaar wird also reich und glücklich; — so kommen sie denn leichten Herzens nach dem Hause der umworbenen Braut.

Wieder sitzt der Vater unter seiner Veranda. Er erwartet die Gäste. Sein Chadder ist weiß gewaschen, das Haar mit einer tüchtigen Portion Oel geschmiert und in einen neuen Knoten zusammengebunden, die Veranda und noch ein Stück vom Hofe Tags zuvor frisch mit einer Lösung von Kuhdung und Wasser bestrichen, so daß sie dunkelgrün schimmernd und ganz einladend aussieht. Man begrüßt sich, und nun beginnt der Werber die Verhandlung mit der gebräuchlichen Redensart: Wo Wasser ist, da lassen sich

e Vögel zum Trinken nieder. Jetzt kommen Vögel zu Dir, willst
u sie tränken? Darauf erfolgt die ebenso stehende Antwort:
Barum soll ich sie nicht tränken? — und nun tritt die Frau aus
em Hause, wäscht aus blinkendem Messinggefäß einem nach dem
ndern die Füße und ladet zum schon fertigen Essen in das Haus.
s besteht aus dem gewöhnlichen Reis und Dal, daß die Gäste ja
icht glauben, man habe sie erwartet, ist aber in großen Portionen
ereitet, zum Ruhm der Hausfrau und zum Zeugniß für des Hauses
Wohlhabenheit.

Die Frauen bedienen die Gäste. Natürlich wird beim Essen
gar nichts geredet, nur nach demselben nicht vergessen, der Hausfrau
durch wiederholtes Aufstoßen wegen des guten Essens höflichen Dank
zu sagen. Auch nach dem Essen wird nur zur Erwiederung des
Besuches eingeladen, und ohne auch nur ein Wort über den Zweck
ihres Kommens gesagt zu haben, treten die Männer ganz befriedigt
den Heimweg an.

Nach einiger Zeit treffen wir dieselben Personen im Hause des
Bräutigams wieder, selbstverständlich aber ohne das junge Mädchen.
Die Begrüßungsfeierlichkeit ist dieselbe. Aber welchen Anblick gewäh-
ren die Hausbewohner! In ärmlich aussehenden, zum Theil zer-
rissenen Kleidern präsentiren sie sich. Sind sie so arm? Ja, so
soll es scheinen. Aber wohlverborgen hängt ihre festliche Kleidung
im dunkelsten Winkel des Hauses. Wird ja doch heute der Kauf-
preis für die neue Schwiegertochter festgesetzt. Die zur Schau
getragene Aermlichkeit soll die Forderung für die Braut so viel als
möglich herabdrücken. Es ist aber nur eine althergebrachte Komödie,
durch die sich der Braut-Vater durchaus nicht irre machen lässt.
Er weiß ganz genau, wie groß der Besitz an Land, Ziegen und
Ochsen ist. Während im Innern des Hauses die Frauen plaudernd
bei einander sitzen, entwickelt sich denn nun auf der Veranda ohne
alle Umschweife ein Vorschlagen und Abhandeln, wie es vollendeter
auf keinem Markte stattfinden kann. Der Vater des Mädchens
fordert vier Pflüge d. h. 4 Paar Ochsen, der des Burschen will
womöglich nicht ein Paar geben. Jener preist seine Tochter und
den Wohlstand des werbenden Hauses, es besitze ja 24 Haupt Vieh,

dieſer kann nicht grell genug ſeine Armuth ſchildern und
drückende Noth der Zeit. Da legt ſich der Freiwerber ins M
er ſchlägt 3 Paar Ochſen vor. Beide Parteien ſind damit u
frieden, für dieſe iſts zu wenig, für jene viel zu viel. S
beſinnt ſich der Verkäufer; endlich iſt ers zufrieden, die Tochter
3 Paar, aber von den beſten ſtärkſten Ochſen zu geben. D
andre freut ſich, wenigſtens ein Paar abgehandelt zu haben,
aber immer noch herunterzudrücken und an Stelle der 3 Paar O
3 Paar Kälber zu geben. Endlich, als alles vergeblich iſt,
Brautvater noch weiter umzuſtimmen, wird man handelseins,
alſo 3 Paar ſtarke Ochſen.

Sofort erheben ſich die Männer und gehen nach dem
dem Platze in der Nähe des Dorfes, wo um die Mittagszeit
Hirte mit der Herde in dem kühlen Schatten einiger großen Bä
lagert. Ruhig läſſt das an menſchlichen Umgang ja gewöhnte
die beſichtigenden Männer zwiſchen ſich herumgehen. An den
Fell geſchnittenen Zeichen erkennt jeder ſein Eigenthum. Bald
ſentirt der Vater des Bräutigam denn auch einige alte, mage
würdige Ochslein, betheuert ihre Jugend und daß es die beſ
ſeiner Herde ſeien. Aber der andre läſſt ſich nicht irre machen,
auch ſeinerſeits ſucht er und weiß ſechs ſtattliche breitgehörnte Thi
herauszufinden, die er unter wiederholtem Lamento ihres bisherigen
Beſitzers durch einen Schlag auf den Rücken als ſein Eigenth
erklärt und feierlich in Beſitz nimmt. Frohen Herzens aber
dem üblichen Seufzer: „O wie haſt Du mich gedrückt, wie haſt D
mich gedrückt,“ folgt nun der Wirth ſeinen Gäſten ins Haus,
auf die Kunde des abgeſchloſſenen Handels die Frauen ſich
eilig rüſten das Mahl zu bereiten. Schon iſt dazu ein Böckl
am Pfoſten angebunden. Mit der blanken Tigeraxt empfängt
den Todesſtreich. Nun gehts ans Abſtreifen und Zerlegen. D
wird der Griff des ſichelförmigen Meſſers mit dem linken Fuß
Boden gehalten, das mit beiden Händen gefaſſte Fleiſch darüb
hinweggezogen und ſo zerſchnitten. Andere ſchlingen die gereinigt
Gedärme um glatte Stäbchen, ſie in dieſer Form den Frauen z
Kochen zu geben. Letztere haben ſich in die verſchiedenen Beſch

tigungen getheilt; einige kochen den Reis, andere zerreiben die Gewürze zwischen den Steinen, wieder andere stecken die Blätter des Sarjum-Baumes sehr geschickt mit fein gespaltenen Bambusstäbchen zu wasserdichten Eßgefäßen zusammen, denn die metallenen oder steinernen reichen heute lange nicht aus, da der Gäste zu viele sind. Ist doch die ganze Verwandtschaft des Bräutigams zugegen. Bald ist das Essen fertig, eben so schnell aufgezehrt, und ehe die Sonne hinter den Bergen verschwunden, sind die Eltern der Braut schon auf dem Heimwege. Der Gastgeber hat ihnen, der Sitte gemäß, die beiden Hinterkeulen des Bockes mitgegeben „für die Braut," wovon aber andern Tages für die ganze Verwandtschaft im Hause der Braut ein großes Essen zubereitet wird.

Endlich nach einigen Tagen kommt der Bräutigam in Begleitung seiner Eltern und einiger männlichen Verwandten in das Haus seines künftigen Schwiegervaters. Es gilt heute die Verlobung fest zu machen, und darum ist auch Alles im größten Staate. Da kein Handel mehr abzuschließen ist, ist bereits ein Böckchen geschlachtet. Große Geschäftigkeit herrscht unter den helfenden Frauen. Die Braut selbst ist mitten unter ihnen thätig. Sie hat viel an witzigen, stichelnden Gesängen der Frauen auszuhalten, nimmt aber alles sehr ernsthaft hin und verzieht keine Miene dabei. Es ist ja einmal das Geschäft der alten Frauen, den Bräutigam so schlecht wie möglich zu machen. — Jetzt hört man Stimmen, die den Berg herauf dringen, der Bräutigam ists mit den Seinen, und sogleich stimmt der Kreis der Frauen den Gesang an:

Hie und da ein Fluß, ein großer,
Dort und hier ein Fluß, ein kleiner,
Wie nur, wie konnt' er darüber springen,
Wirklich Hundefüße muß er haben
Und ein Rückgrat wie ein Hund.

Die Braut zieht sich bei seinem Anblick ins Haus zurück, wie es der gute Ton fordert. Die Frauen beachten den Ankommenden gar nicht, und nur die Männer begrüßen sich, wenn auch ohne alle Förmlichkeit. Ein Knecht treibt das erste Paar Ochsen als Abschlagszahlung heran. Sie werden in Empfang genommen und

sogleich der übrigen Heerde, die auf der Weide im Walde ist, zugetrieben. Zuvor jedoch befestigt man dem einen eine große Blechglocke um den Hals, dem andern eine eben solche von Holz gefertigte, daß man die Thiere weit vom Walde her noch höre. — Heute gehts nun tüchtig ans Essen und Trinken. Schon vor dem Essen sitzen die Männer um den Illi-Topf, fleißig wird der kleine Blätterbecher gefüllt, und munter geht die Unterhaltung hin und her. Unterdessen ist das Essen fertig geworden, und die Gesellschaft setzt sich auf die Aufforderung der Hausfrau in zwei Reihen einander gegenüber. Mutter und Tochter gehen nun von einem zum andern, diese Reis mit der Hand, jene mit einem Löffel Fleisch und Sauce vertheilend, eine dritte Frau hinterher jedem seine Portion Salz und einige Pfefferschoten hinlegend. Nach dem Essen widmet sich der männliche Theil der Gäste wieder auf der Veranda der süßen Beschäftigung des Baithens und Rauchens und Trinkens.

Während dem tritt die Braut aus dem Hause. Sie ist mit einer ganz neuen Sari bekleidet und ihre Mutter hat ihr eine noch nie gebrauchte Kolsi auf den Kopf gelegt. Ihr Weg geht den Hügel hinab dem Flusse zu. Sorgsam aber vermeidet sie die Stelle, wo die Frauen des Orts Wasser zu holen pflegen und auch jetzt in großer Zahl versammelt sind. Wissen diese doch gar wohl um den Zweck ihres Wasserholens im neuen Gewande und mit dem neuen Gefäße, und sind schon gerüstet, sie mit Stichelreden und Neckereien zu begrüßen. — Bald steht das junge Mädchen wieder vor dem Zaun des väterlichen Hofes, sie zögert einzutreten und scheint sich hinter der dichten Hecke erst etwas Muth holen zu wollen. Aber schon bemerkt es die Mutter und geht, sie herein zu führen. Ohne ein Wort zu sagen, bleibt sie nun vor dem Vater ihres Geliebten stehen, bis dieser sich erhebt, ihr die Kolsi vom Kopfe zu nehmen. Darauf ergreift sie eine schon blank gescheuerte Lota, spült sie aus und reicht darin dem Alten von dem gebrachten Wasser, der etwas trinkt und darauf seinem Sohne das Gefäß reicht, der dasselbe thut.

Hiermit nun ist die Verlobung geschlossen. Die künftige Frau hat das erste Wasser für ihren neuen Gebieter geholt, damit ihren

Willen ausgesprochen, daß sie dem Hause dienen wolle, und dieses ist angenommen worden, denn sie haben davon getrunken.

Mit der Hochzeit selbst wird gewartet, denn damit gehts nur gut im Januar oder Februar.

Aber auch die lange Zeit des Wartens geht vorüber, und der heiß ersehnte Hochzeitstag bricht an.

Schon Abends vorher, wenn die Sonne im Untergehen ist, bewegt sich, vom Dorfe des Bräutigams kommend, ein bunter und lärmender Zug den Berg herab. Voran vier Trommler, die Trommel auf der linken Seite tragend und mit der rechten Hand sie schlagend, zwischen ihnen ein Tubabläser, der mit seinen gellenden, trillernden Tönen den Heidenlärm vervollständigt, dann folgen die jungen Männer, hinter ihnen die Mädchen, und denen haben sich die Alten angeschlossen. Unter Wechselgesängen der Männer und Frauen nähern sie sich dem Dorfe und machen etwa 10 Minuten weit vor demselben Halt. Kaum schweigt die Musik, so tönt von der anderen Seite, vom Dorfe her dieselbe Weise, und ein eben solcher Zug, nur vermehrt durch die schaulustige Jugend des Dorfes, kommt ihm entgegen; es sind die Gäste des Brauthauses, die die Ankommenden einholen wollen. Nur die Braut ist der Sitt gemäß im Hause geblieben.

Mit neuer Kraft fangen nun die Ersteren an zu musiciren, und da kein Theil dem andern nachstehen, auch jeder am längsten aushalten will, so ist von den Gesängen, mit denen man sich zu bewillkommnen hat, gar nichts zu hören.

Endlich entsteht eine Pause, und die Brautmutter benutzt dieselbe, den mitgebrachten Jlli den Gästen als Willkommenstrunk anzubieten. Lange dauert es nicht, und der Topf ist geleert. Alle vereint ziehen nun — Musik voran — den Hügel hinauf nach dem Hause der Braut, wo Topf an Topf gereiht der Jlli ihrer harrt. Reichlicher Vorrath muß da sein, denn die Nacht hindurch soll ja getrunken und getanzt werden.

Am Hofe angelangt, betreten die Gäste der Braut denselben zuerst und gruppiren sich der Thür gegenüber, während die jungen Leute Flinten abfeuern und der Chor singt:

Wo wird Hochzeit sein?
Wo ist das Hochzeitshaus?
Wo die Flinte knallt.
Wo die Flinte knallt.

Ein einladender Vers antwortet ihnen, und hereintretend gruppirt man sich zum Tanz, Männer den Männern, Frauen den Frauen gegenüberstehend. Jetzt erscheint auch die Braut und schließt sich als Erste ihren Brautjungfern an. Wieder beginnt die Musik, und taktmäßig bewegen sich die Reihen gegeneinander unter Wechselgesängen.

Hier von Seiten des Bräutigams klingt es:

Prüfe, Jüngling, prüfe,
Jangelgras, das schwankt.
Prüfe, Jüngling, prüf genau,
Prüfe Fuß und Haupt.
Ist das unt're Blatt am Baum
Löchrig schon und alt,
Schau nach oben, das ist jung,
Nimm dies alsobald.

Mag das auch nicht auf die Braut passen, weil sie jung, vielleicht die jüngste im Hause ist, das thut nichts, geneckt muß die Braut einmal werden, und rächend klingt es denn auch gleich hinüber:

„Seht das Jangelgras Euch doch an,
Seht das zottige Gras Euch doch an,
Wie Bärenhaare sieht das ja aus,
Seht doch den bärenzottigen Mann Euch an."

Das paßt sicher auf den Bräutigam auch nicht, denn der pflegt an solchem Tage das Oel nicht zu sparen, und läßt aus Eitelkeit neben dem dicken Zopfe einzelne öltriefende Locken zu beiden Seiten niederhängen.

Auch mit guten Regeln wird die Braut bedacht, denn jetzt singen die Begleiterinnen des Bräutigams ihr zu:

„Heiß wird's Dir werden, Braut,
Schwitzen wirst Du tüchtig, Du Braut,
Hierhin, dahin muß der Reisstampfer fliegen,
Thust Du das nicht, wer giebt Dir zu essen?"

So geht es fort die ganze Nacht hindurch, unterbrochen nur durch die Zeit, die man braucht, um dem Illi zuzusprechen und sich neue Kraft zum Singen und Tanzen zu holen.

Schon verkünden die Hähne den nahenden Morgen, und im Osten wird es hell. — Mit dem ersten Sonnenstrahl, der über die Berge zuckt, schweigt die Musik, und Braut und Bräutigam nehmen Platz unter einem eigens für sie hergerichteten Schutzdache. Vier hohe Baumstämme sind dazu in die Erde gepflanzt, und in deren Mitte eine zehn Fuß hohe Kela-Staude, die ihre fünf Fuß langen und zwei Fuß breiten Blätter wie schützend über die Verlobten ausbreitet, ein sinnbildlicher Glückwunsch, daß sie zeitlebens im Schatten, d. h. in Ruhe und Friede leben möchten.

Geschäftig umgeben sie die Brautjungfern, von denen einige Reis und Gewürz zu einem feinen Pulver zusammenreiben, während zwei andre mit gefüllten Wasserkrügen hinter ihnen stehen. Ist das Pulver gerieben, so werden die Wasserkrüge über den Köpfen des Brautpaares geleert. Kaum haben sie sich das Wasser aus den Augen gewischt, als vier ältere Frauen herantreten und beide mit dem genannten Pulver einreiben, während die Schaar der jungen Mädchen ihnen den Wunsch singt, daß Reis und Gewürz ihnen nie im Leben fehlen möge. Aber schon sind die flinken Wasserträgerinnen wieder bei der Hand, und ehe das junge Paar es sich versieht, hat es wieder und diesmal eine doppelte Portion Wasser über den Kopf.

„Nun gieb die Sinduri, nun gebt Euch die Sinduri!“ rufen Alt und Jung dem Brautpaar zu. Aber diese sitzen, sich halb von einander abkehrend, da, als gingen sie sich gar nichts an. Ein Verwandter des Bräutigams tritt heran, ihnen auf frischem Blatt ein rothes mit Oel angemachtes Pulver vorhaltend, aber weder er, noch sie rühren nur die Hand. Nun, war es denn ihr Wille nicht, sich zu heirathen? Ja freilich, und das weiß auch der Mann recht wohl, der ihnen das Pulver vorhält, darum macht er auch kurzen Proceß, faßt des Bräutigams Hand, tupft den Zeigefinger in das Pulver und führt ihn auf die Stirn der Braut, ihr gerade über der Nase das Pulver aufstreichend, dann faßt er die Hand der Braut, und diese muß ebenso jenem die Sinduri geben.

Hiermit ist die Hochzeits-Ceremonie vorüber, die Musik fällt mit betäubendem Geräusch ein, Flinten werden abgeschossen, und unter diesem Lärm, Geschrei und Gesang führen die Brautjungfern die junge Frau ins Haus, um sie zum großen Festessen zu schmücken, das nun folgen und die Feierlichkeit beenden soll.

Alle sind bald beschäftigt, den Hunger zu stillen, die Männer sitzen allein, die Frauen allein, und die tüchtigen Portionen Reis, Fleisch und Gemüse beweisen, daß sie es gut vorhaben. Nur der junge Ehemann sitzt obenan, ohne bisjetzt die Hand gerührt zu haben. „Nun iß doch, weßhalb nimmst Du denn nichts?" tönt die Frage von allen Seiten her. Langes Schweigen, endlich aber sagt er:

„Wie kann ich essen, wenn ich kein Geschenk erhalten habe?"

Sein Schwiegervater hat schon zwei Grashalme bei seinem Teller liegen und sich erhebend legt er diese beiden als Zeichen, daß das Geschenk aus zwei Böcken bestehe, vor ihm nieder. „Nun," sagt der Sohn, „ich dachte, es würde ein Blatt sein," — das Zeichen, daß er einen Ochsen erhalte — „aber was soll ich thun, mein Schwiegervater ist ein armer Mann." —

Alles lacht über den Witz, obgleich auch dieser, wie alle Reden bei der Hochzeit, herkömmlich und bekannt ist, und tapfer hält man sich nun dazu, den hungrigen Magen zu befriedigen.

Die Sonne ist schon hoch gerückt, ehe sich die Familie des Bräutigams, zu der ja auch nun die junge Frau gehört, zur Heimkehr rüstet. Bereits hat der junge Mann seinen Stab in der Hand, da treten die Frauen, die beim Essen geholfen, an ihn heran und verlangen eine Gabe von ihm.

„Gieb uns," sagt die eine, „unsern Bakschies, hast ja eine reiche Frau gekriegt."

„Hier seht den Reichthum," antwortet er ihnen, die beiden Grasstengel zeigend, die er sich um den Hals gebunden hat, „zwei Böckchen, das ist Alles, was mir der reiche Schwiegervater gegeben, geht nur zu dem, ich habe kein Geld."

Aber so kommt er bei den Frauen nicht durch. Schnell ist die Hofthür mit allem möglichen verrammelt, was herum lag.

flug und Wagen, Holz und Bambus versperren die Thür, und vor der Haufen Frauen lachend und kichernd.

Ja da kann er nichts mehr machen; er knöpft seinen Chadder f und löst sich mit einigen Annas.

„Aber nun fort, komm, komm Frau!" — Ja nur sachte! Dort ht die Frau reisefertig, aber inmitten ihrer Brautjungfern, die fest umschließen und keinen Schritt thun lassen.

„So kriegst Du sie nicht," rufen einige Stimmen, „erst gieb ch uns Paisa, sonst lassen wir sie nicht ziehen."

Was ist zu machen? Wieder wird der Chadder herangezogen, fgeknöpft, und das eigens dazu mitgenommene Geld ihnen zuge- orfen. Die junge Frau steht vor der Thür des väterlichen Hau- , den Rücken diesem zugewandt. In der Hand ein Körbchen t Reis, den wirft sie mit der rechten Hand über die Schulter s väterliche Haus hinein, als letzte Gabe.

Aber nun, warum geht sie nicht? Der Mann ruft, die tern heißen sie gehen und dem Manne folgen, immer regt sie noch nicht von der Stelle. Die Musik steht schon draußen vor m Hofe, um sie heim zu trommeln und zu blasen, aber sie erhört jede Aufforderung.

Da fassen sie vier starke Arme und tragen die nicht Wider- ebende zum Hofe hinaus, zum Dorfe hinaus. Dort setzt man sie der, und willig folgt sie mit der Schaar der Musik.

Doch plötzlich, welch ein Geschrei der mitgehenden Frauen! Alles dreht sich erstaunt um, sieh, da läuft sie aus allen Kräften eder dem väterlichen Dorfe zu. Aber wie der Wind ist ihr Gatte ter ihr her, holt sie ein und führt sie an der Hand wieder zurück.

Nun haben es ja alle gesehen, daß sie ihr Vaterhaus, ja Vater d Mutter lieb hat, ebenso, daß ihr Mann sie liebt, denn weshalb re er sonst hinter ihr hergelaufen und hätte sie wieder geholt? an hat sie ihrer Kindesliebe, wie ihrer Eitelkeit genug gethan, und des zu beweisen, floh sie ja. Gehorsam und willig folgt sie jetzt em Manne nach ihrer neuen Heimath, wo anderen Tags dem Dorfe Ehren ein großes Essen mit Musik und Tanz veranstaltet wird.

---

10. Krankheit, Tod und Begräbniß.

Hebr. 2, 15.

Er war ein ſtarker ſchöner Mann, als Jüngling einſt der Gegenſtand der Sehnſucht für viele braunen Kolh-Mädchen, denn keiner ſchritt ſo würdevoll einher beim Tanze, keiner war ſo tapfer im Kampfe mit den wilden Thieren des Jangels; als Mann jetzt nicht minder verehrt von dem Weibe, das er ſich vor andern theuer gekauft hatte. Denn war dieſe ihm auch wiederholt nach der Hochzeit entlaufen und ins Haus ihrer Eltern zurückgekehrt, das that ihrer Liebe keinen Eintrag, denn ſo forderts die Sitte des Volkes. Zurückgeholt von ihrem Manne, hatte ſie ihm ſtets willig gedient und darum auch nie Schläge bekommen und nöthig gehabt mit Aufhängen zu drohen. Dazu war er einer der erſten im Dorfe. Gab es zu berathen, wie man die wilden Elephanten, die in die Reisfelder verwüſtend eingebrochen waren, nachhaltig zurücktreiben, oder wie der noch ſchlimmere Feind, der hartherzige Hindu-Zemindar, der unerſättlich war in ſeiner Habſucht, beim engliſchen Gerichte erfolgreich verklagt werden könnte, — an ihn wandte man ſich ſtets. — So war er auch der erſten einer beim Gelage. Vie wußte er zu erzählen von andern Ländern und Völkern, denn ein Streit mit ſeinem Vater hatte ihn einſt fortgetrieben aus der Heimath bis zum weiten Meere und zu der großen Stadt, wo ſo viele weiße Sahebs waren, (Calcutta) bis es ihn dann unwiderſtehlich wieder zurückgezogen hatte nach ſeinem ſtillen Dörfchen und dichtem Jangel-Walde, und er viele Rupies, den Lohn ſaurer Arbeit, mitgebracht. Manche Verkehrtheit ſeiner Heimath war draußen in der Fremde verlernt, nur eins hatte er gerade ſo wiedergeb *wie* er es mitgenommen, ſeine Liebe zum Jlli, ſeine Virtuoſität.

Trinken. Und dieses war denn auch der Wurm, der an seiner Lebenskraft zehrte, langsam aber sicher, bis er endlich sein Werk an ihm vollendet.

Eines Morgens — die Nacht über hatte er manchen Illi-Topf mit dem Becher aus Palmenblatt leeren helfen — fühlte er sich unwohl. Keinen Bissen konnte er essen, dem doch sonst keine Reisportion groß genug gewesen; kaum hatte er sich von seinem Palang erheben und unter die Veranda schleppen können, so schwer lags ihm in den Gliedern, so schmerzte ihn sein Kopf. Bald mußte er sich wieder in sein Haus zurückziehen und auf den eben verlassenen Palang niederlegen. Seine Frau suchte ihm die heiße Stirn mit frischem Wasser zu kühlen, aber umsonst. Auch das Gemisch von Wurzelpulver und Töpfererde, mit dem ein Verwandter ihm Stirn und Schläfe beschmierte, half nichts. Am folgenden Morgen nach schlafloser Nacht keine Besserung. Hatte irgend eine Frau ihm ein böses, verhängnißvolles Wort gesagt? Er kann sich nicht einmal besinnen den gelindesten Hexenspruch gehört zu haben: „Du wirst sehen, was geschieht." — Es bleibt nichts übrig die Krankheit zu erklären, irgend ein Bonga muß ins Haus gekommen sein und nun versöhnt sein wollen.

Der Pahan wird gerufen und erklärt denn auch richtig, die bösen Geister im Teufelshaine verlangten ein Opfer. Was für eins? Zwei schwarze Hühner zuerst, wollen sehen, ob sie sich damit beruhigen lassen.

Rasch hat die Frau die Hühner ergriffen, und sein Vater und älterer Bruder begeben sich nach der Sarna, wo das Opfer stattfindet. Bald spritzt das Blut aus dem durchschnittenen Halse der Hühner auf den schon gerötheten Opferstein am Fuße des einen Baumes. Der Pahan sitzt davor, schaut in den Wipfel und plappert mit unglaublicher Geschwindigkeit immer wieder die Worte: „Desauli, du mächtiger Bonga, Du willst eine Gabe, hier hast Du sie, er (hier wird der Name genannt) bringt sie Dir, nun weiche mit seiner Krankheit von ihm." Dann gehts zu dem Baume von Desaulis Frau Jahirburhi, der das andere Huhn bestimmt ist, mit der Bitte ihren zornigen Mann milde zu stimmen.

Unterdeſſen lodert aber keine 20 Schritt davon ſ
Feuer, im Topfe kocht der Reis, und die Begleiter der D
ſind eben dabei die Hühner zu zerſchneiden. Sie wandern
Topf, und bald laſſen ſichs alle wohlſchmecken — aber de
wird davon nicht geſund.

Gleichgiltig bemerkt einige Tage nachher der Paha
Bonga will einen Bock haben," und der größte ſchwarze B
aus der Herde geſucht und wandert von dem Pahan gefü
dem Opferhain. Das giebt ein großes Eſſen, die halbe
Bevölkerung des Ortes ißt ſich ſatt — aber der Kran
krank wie zuvor, ja, er wird von Tag zu Tag ſchwächer u
rung nimmt er faſt gar nicht mehr zu ſich. Reiswaſſer
einzige, was ihn noch erhält.

„Die Bongas hören nicht auf mein Opfer," ſeufzt
Tages dem Pahan zu, der an ſein Lager getreten, „weß
ſie ſo böſe auf mich?"

„Von einem reichen Manne verlangen ſie mehr a
und Bock."

„Wie meinſt Du das, ich ſoll doch keinen Ochſen gel

„Was hilft Dir der Ochſe, wenn Du ſtirbſt; giebſt
Büffelochſen, dann geht der Bonga von Dir."

Ja, was ſoll da helfen? Das iſt wohl richtig; woh
ſich in der Angſt nur wenden?

Widerſtrebend giebt er ſeine Zuſtimmung, daß ein
opfert werde, die Verwandten werden aus den Dörfern
und helfen ihn mit verzehren — aber mit dem Kranken
immer ſchlimmer.

Eine ſchreckliche Nacht folgt. Der Kranke phantaſ
Unruhig wirft er ſich auf ſeinem Lager umher. Stier bl
Augen. Krampfhaft greifen ſeine Hände um ſich. Entſetzl
erfaßt ſeine Frau. Sie ſchreit: er ſtirbt, er ſtirbt! E
hinaus auf die Dorfſtraße und ruft ſeine Freunde und Ve
aber was können ſie helfen? „Haben Hühner, Bock und
zürnenden Bongas nicht verſöhnen können, was ſollen
thun, es iſt Singbongas Wille, er ſoll ſterben."

Noch einmal leuchtet die Hoffnung auf. In einem Nachbardorfe wohnt ein großer Beschwörer, der soll kommen und der böse Geist wird weichen.

Gegen Mittag kommt der Zauberer, ein altes graues Männchen mit pockennarbigem Gesichte. Er bindet dem Kranken ein Stückchen von einer Wurzel um den Hals, die er Nachts zu suchen pflegt, und dabei er — so erzählen sich die Leute — sein Lämpchen auf den Kopf eines Tigers stellt, den er sich durch Zaubersprüche dienstbar zu machen weiß. Er selbst erzählt jedem, der's hören will, daß er sich früher oft in einen Tiger verwandelt und schon manchen Menschen aufgefressen habe, und jetzt noch durch den tiefsten Fluß gehen könne, ohne daß seine Kleider naß würden — aber allein und ungesehen müsse er durchgehen. Ja, es war ein großer und in der ganzen Gegend gefürchteter Mann, denn alle hatten Angst vor seinen Zaubereien und Hexereien, er war aber auch ein offener Mann, denn als er einst von einem fanatischen Heiden aufgefordert wurde einen Christen zu behexen, hatte er geradezu erklärt, daß er über den keine Gewalt hätte, denn der bete zum Prabhu Jsu.

Dieser Mann steht nun am Krankenbette und läßt sich den Verlauf der Krankheit und was bis jetzt zur Vertreibung geschehen sei, genau berichten. Als er alles vernommen, sagt er: „Fünf Rupie, dann will ich den Teufel austreiben, der hier im Hause steckt und Dich krank gemacht hat." Als er sie erhalten, läßt er den Kranken auf die Veranda tragen, heißt alle hinausgehen und bittet sich nur einen abgenützten Besen aus. Danach schließt er die Thüre, und die außen Stehenden hören nur sein unheimliches Gemurmel, zwischem dem er von Zeit zu Zeit hell aufschreit. Nach einer halben Stunde öffnet er die Thüre, sagt, daß er sein Möglichstes gethan, und daß der Kranke noch vor Abend gesund sein werde, und verläßt das Dorf.

Am Abend jedoch ist der Kranke todt. Weinend, schreiend, sich die Haare raufend und die Brust schlagend umstehen ihn die Nachbarfrauen — ins Leben können sie ihn nicht mehr zurückrufen. Einige Männer übernehmen es, die Glieder der Familie aus den

Nachbardörfern zu holen. Bald sind sie da. O welch ein Jammern und Wehklagen, als das Tuch zurückgeschlagen wird, und der Todte vor ihren Augen nun so kalt und starr daliegt. Kein, gar kein Trost ist in den Herzen.

Schon haben die Nachbarinnen ihm den ersten Liebesdienst erzeigt, sie haben ihn gewaschen und dann mit Oel und Hardi (ein Gewürz) eingerieben. Im anstoßenden Garten ist auch bereits durch die Hände der Männer das Holz zum Verbrennen der Leiche hergerichtet. Die ganze Dorfbewohnerschaft hat sich vor dem Trauerhause versammelt, der Leichenverbrennung beizuwohnen. Da fassen vier Männer die Bettstelle und tragen den Todten in den angrenzenden Garten. Fünf dicke Pfähle, je zwei Fuß über der Erde waren eingerammt, drei zu Häupten und zwei zu Füßen, dazwischen und darauf Holzscheite, aus denen ein Bett für den Leichnam gelegt worden war. Jetzt heben die Männer den Todten von der Bettstelle und legen ihn, bis auf den Kopf in Zeug gehüllt, in das Holzbette. Auf seine Stirn legt eine Frau eine Rupie, eine andere stellt ein Messinggefäß neben seinen Kopf, eine dritte etwas Oel auf die andere Seite, und eine vierte schüttet einige Hände voll Reis dazu. Muß der Abgeschiedene doch auch was zu leben haben in dem fernen unbekannten Lande, dahin er gegangen ist! Wenn das nun aber aufgezehrt ist, woher soll er neues bekommen, womit soll er pflügen? Auch dafür muß gesorgt werden und wird gesorgt. Denn hier binden schon einige Männer einen Stier an den Baum, der in der Nähe des Holzstoßes steht, damit er ihn mitnehmen könne.

Jetzt wird Feuer untergelegt, die Flammen lodern an dem dürren Holze empor, und bald steht es ganz in Flammen. Weinend, sich die Haare raufend und sich die Brust schlagend stehen die Frauen umher, während die Männer keine Miene verziehen.

Aengstlich stöhnt der Stier aus Furcht vor der prasselnden Flamme.

„Hörst Du," sagt einer der Umstehenden zu seinem Nachbar, „jetzt holt er sich den Ochsen in sein neues Land." Und dabei wirft er ein Stück Holz in die Flamme, dem langjährigen Genossen

als letzte Liebesgabe. Ebenso thuen es alle Anwesenden, ja seine Tochter giebt sogar ihrem kleinen Kinde, welches sie auf dem Arme trägt, ein Stückchen in die Hand und heißt es auf Großvaters Leiche werfen.

Bald ist es geschehen, prasselnd stürzt das Holz zusammen, und aus der dunkeln Asche leuchten weiß gebrannte Gebeine hervor. Dicht neben der Stätte wird nun eine Grube gemacht, und nachdem die Gebeine und das geschmolzene Silber und Messing der Arm- und Fußringe aus der Asche hervorgesucht und in ein neues irdenes Gefäß gethan sind, die Ueberreste eingegraben. Der Topf mit den Gebeinen aber wird in der Veranda an der Decke aufgehangen um im Januar in das Erbbegräbniß unter dem großen Steine beigesetzt zu werden.

Bei aller Trauer hat man den Leichenschmaus nicht vergessen. Branntwein ist angeschafft, Reis gekocht, und der angebundene Ochse, der nun doch für diese Erde nichts mehr taugte, geschlachtet. Das ganze Dorf und Freunde und Verwandte aus den benachbarten Dörfern sind Gäste.

Nach dem Essen tritt der Manki zu den Hinterbliebenen und ordnet die Erbschaft. Sind Söhne da, so erbt der älteste die Wirthschaft. Fehlt der Verwandte von männlicher Seite, der die Erbschaft antritt, so kann der Munda des Orts das Feld andern geben oder selbst bewirthschaften. Töchter erben nicht, doch kann der Munda Haus und Land und Vieh dem Schwiegersohn zuschreiben. Der schriftlich ausgefertigte Besitztitel heißt die Patta.

Während die nächsten Verwandten mit dem Manki oder auch dem Munda des Orts die Erbfolge ordnen, geht ein anderer Theil der Gäste unter Führung des Pahan nach einem in der Nähe befindlichen Stück Land, das dem Verstorbenen gehört hatte. Der Teufelspriester mit dem unheimlichen Gesicht gräbt ein Loch, setzt ein neues Wassergefäß hinein und steckt daneben drei Stäbe vom Tirilholze, die sich oben kreuzen. Nachdem er dieses beendet, ruft er den Verstorbenen mit Namen und fragt ihn: „Wo bist Du jetzt? Bist Du in der Chatu (Wassergefäß) oder bist Du unter dem Dornstrauch?“ Da keine Antwort erfolgt, wendet er sich zu

den Umsitzenden, die gemüthlich ihre Sukull rauchen: „Nun was weiß ich, wo er ist!“

Bei diesen Worten springt er auf, schlägt mit einem dicken Stocke die Chatu und das Tirilholz in Stücken und zwei Sicheln fassend, die er mitgebracht und mit denselben klingend, zieht er mit den Gästen wieder nach dem Bauernhause. Sie finden es verschlossen, vor demselben einen Haufen trunkener Männer, die Frauen sitzen schwatzend hinter dem Garten im Maisfelde.

Mit einem dicken Stocke schlägt der Pahan dreimal auf das niedrige Dach und fragt, wer drinnen sei. Er will erforschen, ob der Gestorbene sich in seinem Hause aufhalte. Und richtig, eine Stimme antwortet aus demselben: „Ich bin hier, was bringst Du da draußen, bringst Du Freude oder Schmerz?“

Die Antwort lautet: „Für Trauer bringe ich Freude“ — und sofort öffnet sich die Thür, und ein Mann, der sich vorher heimlich hinter dieselbe gestellt hatte, tritt heraus.

Alle, der Pahan an der Spitze, blicken nun in das Haus, um zu sehen, ob in der fingerdick auf den Erdboden gestreuten Asche noch weitere Spuren enthalten seien, als die an der Thür von dem Manne herrührenden. Man ist befriedigt als man nichts entdeckt.

„Auf seinem Felde ist er nicht, in seinem Hause auch nicht, wer weiß, wo er ist?“

„Ob er aber in der Nacht nicht wieder in sein Haus kommt,“ meint ein Anderer, „wo soll er schlafen, wenn er keine Stätte gefunden hat?“

„Gewiß, er kann noch kommen,“ bestätigt der Pahan, „drum macht die Asche wieder glatt und bindet die Thür zu, daß Niemand hineinkomme.“

Nach dieser Weisung wendet sich der Mann seinem Hause zu, und auch die übrigen Gäste zerstreuen sich.

Kaum graut der Morgen, als sich auch schon vor dem Hause eine ziemliche Menge Menschen versammelt hat, die nur auf den Teufelspriester wartet, um das Haus zu untersuchen. Die nächsten Angehörigen des Verstorbenen sind natürlich am ersten auf dem

Platze, geht es sie doch am nächsten an, ob ihr Haus künftig der Tummelplatz eines Geistes, vielleicht eines bösen Bonga sein werde, oder ob sie weiter in Frieden unter dem Dache wohnen können.

Da tritt der unheimlich aussehende Mann auch schon in den Hof und geht gleich auf die Thüre zu, die er losbindet. Alle drängen sich um ihn herum, um auch sehen zu können, und verdunkeln natürlich den ohnehin niedrigen Eingang.

„Jetzt setzt euch alle dorthin," herrscht er ihnen zu, „ihr seid ja eine dunkle Wolke, die sich vor die Sonne legt.

Gehorsam ziehen sie sich zurück, und nun untersucht der Pahan genau die auf den Boden gestreute Asche nach Spuren. Aber so sorgsam er auch bis in den hintersten Winkel nachsieht, er findet nichts und erklärt heraustretend, der Verstorbene müsse wohl bei Singbonga, dem guten Gott, der in der Sonne thront, einen Wohnort gefunden haben, auf der Erde gehe er nicht umher.

Die Freude der Angehörigen ist groß, und sofort gehen sie daran, das Haus von der Asche zu reinigen und wieder wohnlich zu machen. —

Im Januar pflegt man die Gebeine der Todten, die bis dahin in dem zugebundenen großen Topfe unter der Veranda aufgehängt bleiben, in das Erbbegräbniß einzusetzen. Das befindet sich im Stammorte der Familie, oft viele Meilen weit entfernt. In langem Zuge wird der bekränzte Topf dorthingetragen, und allabendlich und jede Nacht hört man in dieser Zeit das Trommeln und Schießen der Begräbnißprocessionen.

Das Erbbegräbniß unseres Todten ist in der Nähe, denn er gehörte zu den alten angesessenen Familien des Ortes. Hierher bewegt sich der lange Zug. Alle Verwandten des Verstorbenen sind eingeladen. Laut jammern die klagenden Frauen. Doch nicht alle können sich an dem Weinen und Schreien betheiligen, etliche haben Töpfe mit Branntwein zu tragen, andere Körbe mit Reis und Hülsenfrüchten.

Angelangt wird die mächtige Steinplatte mit vereinten Kräften aufgehoben, und an der Stelle ein 6 Fuß tiefes Loch mit 2 Fuß im Durchmesser gegraben. Die Wittwe schüttet den ersten Korb

mit Reis hinein, dann wird der Topf eingesenkt, und nur Grube mit Reis soweit angefüllt, daß nur noch ein Fuß fü bedeckende Erde übrig ist. Als dies geschehen, wird die Steim wieder darüber gedeckt, und die Ceremonie ist zu Ende. Das geschieht aber unter dem herkömmlichen Weinen, die Haare r und sich die Brust schlagen der begleitenden Frauen, sowie den täubenden Getön der Trommeln und dem Knallen der Flinten, was nicht fehlen darf.

Nun aber wird, nachdem alles beendet, dem Illi tüchtig gesprochen und zwar auf dem Begräbnißplatze selbst, und spürt man die Wirkungen an den Männern. Erst die Nacht die leeren Branntweintöpfe treiben die Trauergesellschaft au ander. —

Bei den Uraus ist die Beerdigungsfeierlichkeit ziemlich äh Abweichend scheint nur zu sein, daß vor der Verbrennung nächsten Verwandten das Gesicht des Verstorbenen dreimal kleinen Feuerbränden berühren, und daß nach der Verbrennun übrig gebliebenen Knochen nicht in einem Topfe aufgehangen, dern neben dem Hause verscharrt werden. In die dazu ber Grube wird das Blut eines Schweines oder Huhnes gegossen, etwas Reis geschüttet. Die Grube wird von den Verwandte schlossen, indem sie sprechen: „Du hast es nun gut, wir aber noch auf der Erde und müssen viel leiden. Ach, daß es uns so gut gehen möchte!“ Um zu erforschen, wo die Seele des storbenen sei, wird auf die Sterbestelle Asche gestreut und sorg nach den Spuren geforscht, die sich darin finden. Sieht Menschenspuren, so geht es ihm gut; entdeckt man aber Sp von Hühnern oder Schweinen, die überall herumlaufen, so ha der Teufel geholt. Auch zündet man eine Lampe an und beob die Flamme, um zu sehen, ob die Seele des Verstorbenen Haus zurückgekehrt sei oder nicht. Ersteres ist der Fall, wenn die Flamme bewegt. Dann wird ein Huhn geopfert und gespro

Wir geben Dir ein Huhn, füge uns keinen Schaden zu.“ Auch den bis zum Haddibori-Feste neben dem Hause liegenden Gebeinen wird Reis und Fleisch hingesetzt, damit sie zu leben haben und den Ueberlebenden nichts Böses thun. Erst wenn die Gebeine in der Familiengruft beigesetzt sind, darf im Hause wieder eine Hochzeit gehalten werden.

11. Sehnen und Suchen.

Gal. 4, 4.

Ein jedes Heidenvolk ist wohl der Erlösung durch Christum bedürftig, deßhalb aber noch nicht zu jeder Zeit fähig. Ob das Volk der Kolhs in seiner Entwicklung auf dem Punkte angekommen ist, wo das Neue anheben, wo mit Erfolg die Predigt des Evangelii einsetzen konnte, das zu beantworten ist die Aufgabe dieser den ersten Theil unserer Mittheilungen abschließenden Betrachtung. Die Kolhs sollen sich uns hier als reif für das Reich Gottes legitimiren, die Mission ihr göttliches Recht für ihre Arbeit gerade in jenem Lande aufweisen.

Diese Aufgabe zu lösen ist ja nun freilich sehr leicht. Die Geschichte der Kolh-Mission hat bereits in überaus glänzender Weise die Antwort gegeben. Die vielen Tausende, die unter den Kolhs das Evangelium von Christo angenommen, die mit Freuden und in hellen Haufen sich zu dem Reiche Gottes gedrängt, sie sind ein volltönendes, lautredendes Zeugniß, daß für die Kolhs die Zeit der Vorbereitung erfüllet war. Solch ein Erfolg, wie ihn die Goßnersche Mission in Chutia Nagpur erlangt, kann nur da stattfinden, wo in einem Volke das Bedürfniß göttlicher Hülfe nicht blos vorhanden ist, sondern auch lebhaft gefühlt wird.

Zwei Factoren sind es besonders, denen die Sehnsucht nach Hülfe von oben als Resultat zu danken, nämlich ihr Teufelscultus und ihre sociale Knechtung.

Daß jetzt nachdem noch nicht dreißig Jahre das Evangelium unter den Kolhs verkündigt ist, auch bei den Heiden der Glaube an die Besänftigung und Versöhnung der Bongas durch Thier- und Frucht-Opfer gebrochen ist, das können wir nur insofern hier

nführen, als es den Rückschluß auf die geringe Zähigkeit gestattet, it der schon vorher dieser Glaube in den Herzen haftete. Es ist erkwürdig, wie wenig in christlicher Umgebung die Heiden auf re Ceremonien und Gebete Vertrauen setzen. Das Bewußtsein, aß Jsu Massih weit stärker ist als alle Bongas, und daß diese or jenem weichen müssen, sobald auch nur eine Kapelle oder ein hristenhaus in ihrer Nähe steht, ist weit verbreitet. Darum bauen ch die Heiden gern in der Nähe der Christen an, sie meinen so chon den Schutz des Christenthums zu erfahren, auch ohne selbst it dem heidnischen Wesen brechen zu müssen, ja einzelne heidische Glieder christlicher Familien rechtfertigen ihr Verharren im eidenthum geradezu mit den Worten: Wozu soll ich mich noch ekehren, meine Verwandten sind alle Christen, dadurch schon wird ir Schutz und Hülfe gegen die Bongas zu Theil. Daß unter iefem Einfluße der öffentlichen Meinung sich bei besonderer Veranlassung das Sehnen und Verlangen der Einzelnen direct auf hristum hinrichtet, ist selbstverständlich.

Aber auch dort, wo das Evangelium noch keine Macht geworden, auch ehe es überhaupt nach dem Lande der Kolhs kam, war die Sehnsucht nach Einem, der dem Teufel die Macht nähme, lebendig. Die Opferthiere, die in Strömen ihr Blut in der Sarna vergießen mußten, waren nicht im Stande ihnen Vertrauen und Muth zu geben, sahen sie ja doch mit ihren eignen Augen, wie Armuth und Krankheit trotzdem nicht von ihnen wichen, ja wie die Bedrückungen, die sie erfuhren, immer ärger wurden. So hat ihr heidnischer Götzenglaube, das negative Verdienst, daß er die Angst und Furcht der armen Leute steigerte, oft zu einer unglaublichen Höhe, und ihnen wahre Angstschreie nach Hülfe auspresste, aber auch das positive, daß er das jedem Menschenherzen angeborne Bewußtsein von einer nur durch Versöhnung möglichen Hülfe in indlicher Weise wach erhielt.

Je weniger der Teufelscultus befriedigte, desto fester e wohl auch eine alte Tradition über das Wort Gott rüher, so sagen sie, war Singbongas Wort bei un äter hatten es in einem heiligen Buche. Aber unsre Vä

ungehorsam, darum erzürnte Singbonga über sie und nahm ihnen sein Wort wieder weg. Dereinst jedoch wird Singbongas Wort aus fremden Lande wieder zu uns gebracht werden. —

Der andere Factor ist die sociale Bedrückung. Die Kolhs haben alles Mögliche gethan, sich der erdrückenden Macht ihrer Feinde zu erwehren; sie haben gekämpft gegen den Turk — umsonst; sie haben ruhig geduldet und ertragen — umsonst; sie haben von den Engländern Hülfe erwartet und öfters erbeten — umsonst; sie haben endlich im Jahre 1831 und 1832 einen letzten Aufstand versucht — aber schließlich auch umsonst; kurz was sie auch an irdischen Mitteln versucht haben, sie sind nicht vorwärts gekommen, sondern nur immer mehr rückwärts. Da haben sie sich endlich der bittern Ueberzeugung nicht mehr verschließen können, daß sie verloren seien, wenn nicht von anderwärts ihnen Rettung komme — und diese Ueberzeugung ist unter ihnen allgemein. Daß damit eine bewußte Sehnsucht nach göttlicher Hülfe verbunden ist, dürfen wir im Allgemeinen nicht behaupten. Bei den edleren Gliedern des Volks ist sie ja wohl unzweifelhaft, aber die Masse des Volks hat nur das dunkle Gefühl: so kann es nicht weiter gehen, es muß unter uns etwas geschehen, das uns mit Macht vor dem Abgrunde zurückhält, dem wir sonst retttungslos zueilen.

Wir Glieder der christlichen Kirche sind gewohnt unter die Factoren der vorbereitenden Gnade auch das Gesetz mit seinen Gewissensängsten und seinem Verlangen nach Sündenvergebung zu zählen, und vielleicht hält mancheiner die Qualification der Kolhs fürs Evangelium noch nicht für ausreichend, da wir diese Seite nicht hervorgehoben haben, ja gestehen müssen, daß von Gewissensängsten bei den heidnischen Kolhs sehr wenig zu spüren ist. Indessen dürfte dieser Tadel auf einer Verwechslung der Vorbereitung des jüdischen Volkes mit der heidnischer Völker beruhen und eine unberechtigte Uebertragung unsrer sittlichen Zustände auf das Gebiet eines heidnischen Naturvolkes genannt werden müssen. Woher sollen die Kolhs ein Bedürfniß nach sündenvergebender, rechtfertigender, heiligender Gnade fühlen, sie, die doch nur auf das matte Lichtlein des Gesetzes angewiesen sind, das ihnen in die Herzen ge-

schrieben ist, sie, deren heidnische Religion auch nicht entfernt einen sittlichen Charakter hat, sie, denen nie das heilige Gesetz mit seinem zermalmenden „Du sollst" gepredigt worden? Sündenschmerz und heiliges Streben kommt bei ihnen erst dann, wenn sie das Evangelium angenommen haben, wies ja auch thatsächlich ebenso selbst mitten in der alten Christenheit zugeht. —

Die Kolhs sind aber bei dem bloßen Sehnen nach Hülfe nicht stehen geblieben, sie sind zum Suchen fortgeschritten. Dasselbe wunderbare Schauspiel, das uns das alte Griechenland und Rom zur Zeit der ersten Predigt des Evangelii und schon vorher bietet, das breitet sich auch hier vor unsern Augen aus, wenn auch in abgeschwächter Weise.

Natürlich suchten die unbefriedigten Geister zunächst das Heil in den ihnen naheliegenden Culten der Hindus.

Charakteristisch ist, daß die Brahmanen keinen sonderlichen Einfluß auf die Kolhs gewannen. Mit Ausnahme einiger vornehmen Familien hat sich das Volk von ihnen und ihrer Religiosität abgestoßen gefühlt.

Desto zahlreicher geriethen sie in den aus dem nördlichen Indien stammenden Dienst des Siwa, der zweiten Gottheit der indischen Dreieinigkeit, der mit weißer Hautfarbe, drei Augen, vier Armen und einen Dreizack dargestellt wird, zur Bezeichnung seiner Herrschaft über die drei Welten. Die Lehre von Siwa als dem Beleber und Zerstörer des Weltalls mochte das mit viel Naturſinn begabte Volk besonders anziehen, sie brachte ihm aber nichts ein, als ein noch tieferes Hinabsinken in Unkeuschheit, die im Cultus der zeugenden Naturkraft, die Siwa personificirt, gottesdienstliche Weihe und Pflege erhält. Die Siwa-Secten der Satuámis und Shionarainis hatten viele Proselyten unter den Kolhs gemacht. Die ersten Christen waren fast alle Satuámis, einige Shionarainis (vergl. „Einige andere Natives".)

Andere wanderten fleißig zum Jagannath, (einer der vielen Namen, die man dem Gott Wischnu giebt), dessen Gebiet fast unmittelbar an das Land der Kolhs grenzt. Seinen Hauptsitz hat der Jagannath-Cultus auf der Südostküste der Provinz Orissa, in

der Stadt Puri, dem Wallfahrtsorte unzähliger Bewohner Indiens. Dort steht der Nationaltempel, und in ihm der Gott, ein einfacher Klotz, den man zu einer sitzenden Figur grob zugehauen und mit kurzen Armstümpfen versehen hat. Unter den 24 Festen, die das Jahr über ihm gefeiert werden, ist das Wagenfest das höchste, und lockt ca. 90,000 Pilger an, die dann alle in den den Tempel umgebenden Gebäuden gespeist werden. Zum Ziehen des Wagens, welches anfangs von den Pilgern besorgt wird, werden 4200 Arbeiter aus den benachbarten Provinzen in Lohn genommen, unter ihnen viele Kolhs. Aber auch der Umstand mochte die Kohls anlocken, daß der Jagannath-Tempel der einzige Ort in Indien ist, wo die Gleichheit aller Menschen gepredigt wird. Jagannath nimmt alle Menschen auf und findet an allen Arten der Verehrung sein Wohlgefallen. Jede Form indischen Glaubens erfährt Duldung in seinem Tempel, von der Blumensymbolik der Vedas bis herab zu den blutigen Opfern der Kolhs. Wir können uns denken, wie willkommen ein solcher Cultus den Kolhs sein musste, die vor andern die ausschließende und verachtende Macht der indischen Kaste erfuhren. Hier fühlten sie sich als Menschen, hier waren sie selbst dem stolzen Priester gleich, der sich nicht weigerte, mit ihnen zu essen.

Kolhs, die des Lesens kundig waren, unterließen auch nicht in den heiligen Büchern der Hindus nach Wahrheit zu forschen; andere lernten zu diesem Zweck das Lesen. In Singbhum z. B. finden sich viele Bücher mit Uriya-Schrift in den Händen der Kolhs, jene eigenthümlichen Blätter der Fächerpalme, in die ein scharfer Griffel die verschnörkelten Buchstaben eingerissen hat, und die vermöge eines in ihrer Mitte sich befindenden Loches buchförmig an eine Schnur gereiht sind.

Thätigen Antheil nahmen sie ferner an den Festen der unteren Hindu-Kasten, wie dem Karmi-Puja-Hitiya zum Andenken der Verstorbenen.

Doch wie konnte Siwa, wie Jagannath die befriedigen, in deren Brust ein so tiefes Sehnen wohnte! Enttäuscht durch die Vorspiegelungen des Götzenwesens, haben darum Viele der Kolhs

h von allem bestehenden Cultus zurückgezogen, und sich untereinder zu Secten vereinigt, die blos beten. Hin und her im Lande den sich betende Heiden, die mit großer Inbrunst Gott um Hülfe rufen. Diese sind entschieden dem Evangelio die nächsten. Ihren ebeten, die sie zu dem einen Schöpfer und Erhalter der Welt hten, pflegt die Erhörung nicht zu fehlen, obwohl sie dem „unbennten Gotte" gelten Sicher ist, daß aus ihnen der Christenaube seine besten Bekenner erhalten. —

Auch die berühmte Secte der Kapir-Panths, die Heidenthum nd Christenthum vermischt, hat unter den Kolhs Anhänger gefunden.

Im höchsten Grade interessant ist, daß neben diesem Sehnen nd Suchen der Menschen auch zuweilen göttliche Verkündigungen rgehen, die Einzelnen in Form von Visionen und Träumen zu heil werden, ihnen die Richtung ihres Strebens zeigend und zu iesem oder jenem Schritt ihren Willen bestimmend. Diese Art der Vorbereitung auf das Heil scheint also durchaus nicht allein Männern der heiligen Schrift wie einem Simeon und Cornelius zu Theil worden zu sein, unser Herr Gott scheint sie überall da anzuwenden, wo zum ersten Male das Evangelium in ein Volk eintritt, nd ganz besondere Hindernisse und Vorurtheile zu überwältigen nd. Wiederholt haben sich Leute zur christlichen Taufe gemeldet, eil Singbonga oder auch der Herr Jesus es ihnen befohlen, weil sie n Traum darauf hingewiesen seien, daß sie allein bei den Christen Hülfe fänden u. dergl.

Leider steht uns keine ausführlichere Schilderung solcher Visionen aus dem Bereiche der Kolhs zur Verfügung, indessen dürfte die lgende Erzählung eines Hindu schon deßhalb den Dienst eines eispiels thuen, weil der Erzähler, obwohl ein Hindu, doch unter n Kolhs lebt und als der Guala- (Hirten-) Kaste angehörig selbe geistige Luft geathmet haben mag wie die Kolhs.

Er heißt Paulus Dullar und stammt aus Mahaldi in Singm.

Wir geben seine Erzählung, die er nach seiner Auf
Gemeinde von Chaybassa einem Katechisten in die F
e jeglichen Zusatz und bemerken nur vorweg, daß D

allerdings in Folge früheren [illegible]
Hitze etwas schwach, er [illegible]
Mensch ist. Dullar berichtet [illegible]:

Als ich 8 oder 9 Jahr [illegible]
sam mit meinem jüngeren Bruder [illegible]
meine Mutter, lebend nach der [illegible]
ja nichts zu versäumen, was mich [illegible]
guru (Lehrer) an, der mir den [illegible]
Ich kann mir das Zeugniß geben, [illegible]
unterlassen habe, was dieser mich [illegible]
ich nicht darin, besonders sah ich bald ein, [illegible]
wobei ich den Götzen Blumen, Reis, [illegible]
u dergl. opferte, mir nichts helfen könne. [illegible]
nen guru und bildete eine Secte, die das [illegible]
und sich mäßig hielt. Sechsundzwanzig Familien [illegible]
mit mir zu Gott; ich betete auch über Kranken. [illegible]
ließ ich von da ab sein. Es war eine Zeit, in der ich
meiner Seelen Seligkeit bekümmert war und viel suchte.

Eines Nachts schlief allein in einem Nebenhause.
war fest zugemacht. Da traten zwei mir unbekannte [illegible]
großen jotas (sprich dschotas = Zöpfen, wie sie die Gual
bei mir ein und befahlen mir mit ihnen zu gehen. Ich
erstaunt, wie sie bei verschlossener Thür ins Haus gekom
führten mich zum Dorf hinaus, und der eine sagte
„Nächstens wirst Du ein großes Wort hören." Damit ve
sie sofort, und ich habe später nie wieder etwas von ihr

Am andern Tage hatte ich große Schmerzen im Kö
lag in eine wollne Decke gewickelt auf meinem Pálang.
ich auf einmal eine Stimme, als wenn sie durchs Strohdo
„Es giebt einen Mann, der durchs Wort seines Mun
gesund machen kann." Wer aber dieser Mann sei, das
die Stimme nicht. Daß es aber Ram oder Krischna
konnte, das wusste ich.

Kurze Zeit darauf, als ich des Nachts schlief, ka
zwei Männer in mein Haus und riefen: „He bai Dull

bat suno, (höre Bruder Dullar unser Wort) kurze Zeit wird es währen, dann ist dieses Landes Religion verschwunden, und mala und kánti (Schnüre von Steinen, Perlen, Holz und Geld, die zu Ehren der Götter getragen werden) werden die Leute dieses Landes nicht mehr tragen. Und das wisse, daß 50 Tage von jetzt ab Gottes wahres Wort in diesem Dorfe wird verkündigt werden." Damit verschwanden die Männer; es waren aber nicht die früher dagewesenen.

Was ich gesehen und gehört, verkündigte ich den Dorfbewohnern; aber alle lachten und keiner wollte mich hören; sie meinten, sie hätten ja die wahre Religion, also brauchte sie ihnen nicht erst gebracht zu werden.

Als fünfzig Tage vergangen waren, kamen die Katechisten Nathanael und Andreas aus Chaybassa nach Mahaldi. Als ich sie sah, nahm ich sie mit nach meinem Hause und frug, ob sie Gottes Wort bei sich hätten. Sie sagten „ja" und zeigten mir das Neue Testament. Da nahm ich es aus ihren Händen und legte es mir auf den Kopf, zum Zeichen, daß ich es als solches anerkannte, und sagte: „Ja, ich weiß, das ist Gottes Wort, und darin steht die wahre Religion." Nun verkündigten sie mir den Prabhu Isu Massih.

Ich wusste, daß dies der Weg zur Seligkeit war, aber meine Kaste zu brechen, dazu konnte ich mich doch nicht entschließen. War doch meine Kaste eine der angesehensten, und mit ihrer Darangabe hätte ich mit meiner ganzen vornehmen Verwandtschaft gebrochen. Jeder hätte mein Haus gemieden, und ich, der ich bisher so geehrt war, wäre von allen verachtet worden. Da rief mich der Herr noch einmal. In einer dunkeln Nacht hörte ich außen meinen Namen rufen. Ich stand auf, ging hinaus, aber Niemand war meinem Hofe. Alles war still. Ich ging hinter das Gehöft, siehe, da brannte ein helles loderndes Feuer, das ging hin
er. Ich wusste, daß das kein gewöhnliches
Ich bin ein armer Mensch, ich weiß nichts -
nd brennend Feuer, was befiehlst Du mir?
uer: „Geh' nach Chaybassa zu den Padri

Dir ſagen; bei ihnen iſt das Wort von der Erlöſung, und was ſie Dir ſagen, das iſt Wahrheit."

Nun zögerte ich nicht mehr, ich ging hin und gehorchte dem Worte, das mir gebot, meine Kaſte zu brechen. Ich bin auch nicht mehr betrübt, denn ich bin auf Iſu Maſſih Namen getauft. Ich bin nicht aus eignem Verſtande Chriſt geworden, ſondern durch die Gnade meines Prabhu Iſu Maſſih, der mich gerufen hat."

II. Abtheilung.

Aus der Geschichte der Kolh-Mission.

1. Die Gründung der Kolh-Miſſion.

Ap. Geſch. 16, 9.

Wenn der Apoſtel Paulus auf Miſſionsreiſen ging, ſo machte er ſich wohl einen Reiſeplan und ſteckte ſich ein Reiſeziel, — ſobald aber Gott der Herr ihm unterwegs andre Weiſungen gab, ſtand er auch willig von ſeinen Gedanken ab und verfolgte die Wege, die ihm der Herr zeigte. Durch ſolche Beachtung der göttlichen Winke wurde ihm die Ueberzeugung vom Herrn ſelbſt geſandt zu ſein für jeden einzelnen Fall nur befeſtigt, ſeine Freudigkeit auch bei ſchwieriger Arbeit vermehrt. Beſonders deutlich tritt uns das bei ſeiner erſten Reiſe nach Europa entgegen. Da hatte er im Nordweſten Kleinaſiens verſchloſſene Thüren gefunden, wurde dadurch gleichſam mit Fingern nach Troas gewieſen, hörte dort den Ruf des Macedoniſchen Mannes: „Komm hernieder und hilf uns“ — und ward ſo durch den Geiſt genöthigt das Evangelium nach Europa hinüberzubringen, wohin er gar nicht zu reiſen beabſichtigt hatte.

Es iſt bedeutſam und außerordentlich tröſtlich, daß die Kolh-Miſſion durch den ſeligen Paſtor Goßner und ſeine Schüler ganz ähnlich gegründet worden iſt, wie die griechiſche Miſſion durch den Apoſtel Paulus. Durch die Führung Gottes, welche die erſten Miſſionare nach Chutia Nagpur brachte, wurde jenem Miſſionsunternehmen gleichſam der Stempel des göttlichen Willens aufgedrückt, und dem Glauben die Garantie gegeben, daß der Herr ſeine Diener nicht umſonſt werde dorthin gewieſen haben. Auf dem Panier, mit dem man in den heiligen Glaubenskrieg zog, ſtand nun für Jedermann deutlich zu leſen: „Der Herr will es,“ jeder Sieg mußte mit den Worten begrüßt werden: „Nicht von Menſ ondern von Gott.“

Dieſe unzweifelhafte Führung Gottes war ſo recht nach dem Herzen Goßners. Er hat nie Etwas ſelbſt machen wollen, ſondern nur den Herrn machen laſſen. Menſchliche Stützen kannte er nicht. Darum fehlte auch ſeinem Miſſionswerk der ganze menſchliche Apparat, den ſonſt Miſſionsvereine ſich ſo ſorgſam und fleißig erwerben, fehlten ihm Comité, Hülfsvereine, regelmäßig zahlende Vereinsmitglieder. Alles, die Ausſendung der mehr als 100 Miſſionare, der Unterhalt ſo vieler Familien, die Leitung der vielverzweigten Arbeit, das alles lag in ſeiner Hand, oder beſſer, wurde von Goßner in Gottes Hand gelegt, war ſein Glaubenswerk. Sein Wort war: ich will lieber die Betglocke ziehen, als die Bettelglocke. Und wie er glaubte, ſo geſchah ihm. Reichlich floſſen ſeinem Werke Gaben zu aus England, Rußland, Süddeutſchland u. ſ. w.

Wie Goßner aber ſelbſt ein Mann des Glaubens war durch und durch, ſo wollte er auch, daß ſeine Miſſionare vor allen Dingen im Glauben gegründet wären und auf den Glauben hin ausgingen. Oft entſendete er ſie faſt buchſtäblich nach der Weiſung Matth. 10, 9. 10 ohne Geld, oder Silber, oder Erz u. ſ. w. Der Herr wird Euch führen und erhalten, ſehet, vertrauet nur auf ihn, — das war ſeine Tröſtung. Wie er die Gaben der Liebe, und wie viel er bekam, ſo ſchickte er ſie ſeinen Arbeitern in die Ferne, öfters aus eignen Mitteln zuſchießend. Fehlte ihnen aber, was ſie nach menſchlichem Urtheil brauchten, nun ſo wies er ſie wiederum an den Glauben und ans Gebet: Bittet, ſo wird Euch gegeben, klopfet an, ſo wird Euch aufgethan.

So lange Goßner am Leben war, konnte er auch mit dem Worte des Herrn ſeine Miſſionare fragen: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ Sie mußten antworten: „Nie keinen.“

Zweimal iſt unter den Kolhs eine Miſſion gegründet worden, aber nur die zweite Gründung trägt den Charakter, von dem wir eben geſprochen, nur die zweite war mit Gedeihen und Erfolg geſegnet.

Schon im Jahre 1836 und 1837 bemühten ſich engliſche Beamte, welche Gottes Wort lieb hatten, für die Kolhs und Gonds Miſſionare zu finden, aber ohne Erfolg. Die Miſſionsgeſellſchaften

lten das Feld für ungeeignet für ihre regelmäßig ausgebildeten d gelehrten Missionare. Es wollte sich Niemand finden, der sich uer den rohen barbarischen Urvölkern niederließe. Da verbreitete h das Gerücht über Goßners eigenthümliche Missionsthätigkeit in ndien. Auch waren Circulare von Europa aus gegen dieselbe nd gegen die Goßnerschen Missionare in Indien verbreitet worden, odurch jene frommen Engländer erst recht auf Goßners Missions- jätigkeit aufmerksam gemacht wurden.

Das beste Mittel, jenen rohen Bergstämmen die wahre Cultur, ie aus dem Christenthum entspringt, zu geben, schien eine Missions- olonie unter ihnen. Goßner ging sehr bereitwillig auf die Vor- chläge des edlen Mannes, der die Angelegenheit besonders in die Hand enommen, ein, und sandte im Jahre 1841 sechs Brüder, welche ich im Februar des folgenden Jahres in Karandschia niederließen.

Es hat selten eine Mission so vielversprechend angefangen, so iel Anklang, Liebe und Beifall gefunden, wie diese, und wohl elten ist eine so plötzlich wieder verschwunden. Mit der größten Treue und Hingabe arbeiteten die Brüder an einer Niederlassung, ich die nöthigen Häuser zu bauen; sie überarbeiteten sich, das Haus urde nicht fertig vor der heißen Zeit. Auch die Regenzeit kam, nd das Haus, welches sie gegen dieselbe schützen sollte, war noch hne Dach. Da wurden vier Brüder plötzlich von der Cholera nweggerafft; nur zwei blieben übrig, sehr geschwächt und elend. ie erholten sich indeß unter der Pflege christlicher Freunde und ben noch mehrere Jahre in großem Segen und mit vieler Aner- nnung in der Mission der freien Kirche Schottlands in Nagpur u gearbeitet, mit Goßners völliger Zustimmung, und sind dann gegangen zu ihres Herrn Freude. Das war im Jahre 1847. r englische Richter, der diese Mission gegründet hatte, wurde bald hher versetzt, und so kam es, daß sie nicht wieder an diesem te angefangen wurde. Das unvollendete Haus in Karandschia noch jetzt ein Zeugniß der angefangenen Arbeit und eine L die Engländer in der ganzen Gegend, sowie auch an di ornen, unter denen bis auf den heutigen Tag diese treuen Andenken stehen.

Der zweite Missionsversuch, der mit den Kolhs gemacht wurde und der so außerordentlich gesegnet sein sollte, fasste diese rohen Bergstämme an einer andern, ganz entgegengesetzten Seite an. Von ihm wollen wir nun erzählen.

Es war im Jahre 1844, da wurde dem Vater Goßner durch die Wittwe eines in Hinterindien ermordeten deutschen Arztes deren in Birmah gelegenes Besitzthum als zur Anlegung einer Missionsstation wohl geeignet zum Kauf angeboten. Die große Empfänglichkeit der dortigen Einwohner (Karenen) fürs Evangelium mochte wohl locken, so daß Goßner auf das Anerbieten einging. Indessen sollten die auszusendenden Missionare in Calcutta erst den Rath bewährter und erfahrener Freunde hören, ob's auch gerathen sei, sich in Hinterindien niederzulassen. Wäre die dortige Niederlassung unthunlich, so waren sie angewiesen, sich zu dem Goßnerschen Missionar Dr. Prochnow zu begeben, der in Kotgur am Himalaya stand und wiederholt um Arbeiter zur Anlegung einer Station in Tibet und der chinesischen Tartarei gebeten hatte.

Mit dieser Instruction wurden am 8. Juli 1844 die vier Brüder, Candidat der Theologie Emil Schatz, August Brandt und Friedrich Batsch, zwei junge Lehrer, und der Oekonom Theodor Janke in der Bethlehemskirche zu Berlin abgeordnet. Das Wort, das bei der Einsegnung über sie gesprochen wurde, und sich so wunderbar an ihrer Arbeit erfüllen sollte, lautete: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten ꝛc.

Ihr Weg nach Indien war nicht der in der Einleitung geschilderte, sondern führte über Portsmuth um Afrika herum — eine lange, aber glückliche Seereise, die am 14. Dec. 1844 in Calcutta endete.

Angelangt in Calcutta traten die Missionare sofort mit dem englischen Missionar Dr. Häberlin, an den sie gewiesen waren, und der sich aufs Freundlichste ihrer annahm, in Berathung. Aber siehe da, die Wege, die Goßner für sie in Aussicht genommen, waren beide verlegt. Gegen Birmah mit den Karenen entschied einmal der Umstand, daß sich die angebotene Besitzung nicht zur Anlegung einer Missionsstation eignete, dann aber und vornehmlich die gebotene

ücksicht auf die amerikanische Missionsgesellschaft, die bereits mit
gen unter den Karenen arbeitete. Von Kotgur aus aber schrieb
issionar Prochnow, daß zwischen Engländern und Seihks ein Krieg
sgebrochen sei, der auf längere Zeit die Grenzlinie gefährde und
s Bestehen der Kotgur-Mission selbst in Frage stelle. So saßen
nn die Missionare in Calcutta und mussten auf eine Weisung des
errn warten, der offenbar andere Gedanken mit ihnen hatte, als
r väterlicher Freund in Berlin und sie selbst. „Wir überließen
", schrieb damals einer von ihnen, „dem Herrn, was Er machen
ürde, und waren ruhig und getrost." —

Die Wartezeit sollte nicht lange dauern. Zwar einen mit
ichen Geldanerbietungen begleiteten Ruf, in Calcuttas Umgegend
h niederzulassen, mussten sie aus inneren Gründen abweisen, aber
reits unterm 7. Febr. 1845 konnte Schatz berichten: „Es ist
ntschieden, wohin wir gehen sollen — zu den Kolhs, den armen
rnachlässigten Bergbewohnern, 40 bis 50 deutsche Meilen von
alcutta."

Die wanderlustigen Kolhs waren den Brüdern schon in Calcutta
egegnet. In dieser Weltstadt verrichteten die schwarzen Kinder der
Berge die niedrigsten Dienste als Straßenkehrer, Lastträger ꝛc. und
mussten die Augen von Leuten, die ausgezogen waren den Armen
as Himmelreich zu predigen, gar bald auf sich ziehen. Wohlthuend
ar der erste Eindruck, den die Leute machten, keineswegs, sie sahen
ntsetzlich wild und verkommen aus. Aber desto mehr erweckten sie
christliche Barmherzigkeit. Ihr Elend, ihre Armuth, die harte
ehandlung, die sie von den stolzen Hindus erfuhren, ging den
enern Christi durchs Herz und erweckte den Wunsch, gerade
ten das Wort bringen zu dürfen, das die Armen reich und die
drigen groß macht. „Was sind das für Leute?" fragen sie,
d erhielten die Antwort: „Das sind Kols", das heißt nach
naliger Ansicht: „schmutzige Schweine." —

Nicht ganz zutreffend würde die Behauptung sein, die ersten
lh-Missionare wären nur durch den bejammernswerthen Anblick
ser Leute oder die Stimme Gottes in ihren Herzen bewogen
rden in Chutia Nagpur sich niederzulassen. Auch ein ausdrück-

licher Ruf dorthin erging bald an sie, und nur durch Zusammentreffen der menschlich sich vermittelnden Führung mit der innern Nöthigung wurden sie gewiß, daß Gott der Herr sie zu den Kolhs riefe. Fromme englische Offiziere in Ranchi, der Hauptstadt Chutia Nagpurs, hatten gehört, daß deutsche Missionare in Calcutta auf Arbeit warteten, und wandten sich an Dr. Häberlin mit der dringenden Bitte, dieselben für die Kolhs zu gewinnen, versprachen auch treue Mithülfe und Unterstützung. Der Gouverneur der Provinz, zu der die Kolhs gehören, gab bei einer persönlichen Begegnung mit den Brüdern ihnen dasselbe Versprechen. Besonders dringend forderte sie aber der Untergouverneur Msr. Hannington auf, sich der armen Kolhs anzunehmen. Ihm hatte das Seelenheil des verwahrlosten Volkes schon lange am Herzen gelegen. All diesen Bitten konnten nun unsre Missionare um so weniger Widerstand leisten, als auch ihr treuer Berather, Dr. Häberlin, den Gedanken einer Kolh-Mission mit Begeisterung ergriff und mit Wärme befürwortete. So gelangte denn der Entschluß bei ihnen zur Reife: Wir gehen zu den Kolhs.

Noch aber galt es manche Bedenken zu besiegen, die von anderer Seite gegen diesen Plan geltend gemacht wurden. Es wurde darauf hingewiesen, daß es doch viel gerathener sei, unter den gebildeten Völkern Indiens zu wirken, als Arbeit und Mühe an ein völlig rohes und unwissendes Naturvolk zu verschwenden, das nicht einmal eine Schriftsprache habe. Man erinnerte weiter an die isolirte Lage von Chutia Nagpur; die nächsten christlichen Missionsstationen seien mindestens 40 deutsche Meilen entfernt, und die so nöthige Fühlung mit gleichgesinnten Arbeitern also fast unmöglich. Dann hob man hervor, daß nicht etwa blos eine, sondern vier verschiedene Sprachen zu erlernen seien, um unter den Kolhs mit Erfolg wirken zu können.

Das erste Bedenken ist durch die Geschichte der Kolh-Mission glänzend widerlegt worden. Auch die abgeschlossene Lage hat sich eher als ein Vorzug, denn als ein Nachtheil ausgewiesen. Die dritte Schwierigkeit, die der Sprachen, dagegen hat sich im Lauf der Zeit erst recht als eine solche herausgestellt.

ſſen dienten damals den Brüdern dieſe Bedenken nur als
an denen ſich ihr Entſchluß, zu den Kolhs zu gehen, als
wollter bewährte, wankend machen konnten ſie dieſelben
1 25. Februar machte man ſich auf, dem Rufe: „kommt
uns“ Folge zu leiſten. Wohlausgerüſtet mit Bibeln und
deren ſie wohl für 1000 Rup. durch Dr. Häberlin
atten, aber kümmerlich verſorgt mit Allem, was zu des
quemlichkeit gehört, verließen ſie Calcutta. Manche ſahen
n, Andere bedauerten ſie aufrichtig, ſie ſelbſt waren mit
Glaubensmuthe erfüllt. Zuerſt fuhren ſie in einem Boote
hinauf, dann zu Wagen auf einer breiten Chauſſee
htbare Gefilde hindurch. Nur langſam kamen ſie vor-
m die Reiſe wurde mit Ochſenwagen gemacht, und die
Reiſenden muſſte ſtets zu Fuß gehn. Früh um 2 oder
rde aufgebrochen, bis 9 Uhr etwa marſchirt oder gefahren,
ig die Hitze in den an der Straße gelegenen Bangalows
1, bis die Temperatur die Weiterreiſe geſtattete. Banga-
Wirthshäuſer, in denen der Reiſende herbergen kann,
mit den mitgebrachten Vorräthen ſelbſt bewirthen muß.
nächſte Ziel unſrer Miſſionare war die etwa 40 Stunden
n Calcutta gelegene Stadt Bankurah. Dort wollten ſie
iße und die Regenzeit vorüber gehen laſſen, ehe ſie nach
agpur zögen. Ein warmer Miſſionsfreund, Dr. Chek,
dazu ein ſchönes großes Haus an, in dem ſie ſich nach
wohnlich einrichteten.

Häberlin, der ſie begleitet hatte, ging von hier aus als
er in das Land ihrer Beſtimmung voraus. Er brachte
aſt zurück: „Das Land iſt ein Paradies, das Volk gut-
Evangelii bedürftig.“ Mit den Engländern hatte er
die Niederlaſſung der Miſſionare betraf, geordnet. Als
lcutta zurückkehrte, konnte er die Anerkennung mitnehmen,
e ein Vater für die Brüder geſorgt und nach beſter Ein-
künftigen Wirkſamkeit die Wege gebahnt hatte.

vier Miſſionare benutzten den Aufenthalt in Bankurah,
prache zu lernen, und verſuchten auch nach Kräften die

dort wohnenden Hindus fürs Evangelium zu gewinnen. Die Arbeit, so wie die große Liebe ihrer Gastfreunde verkürzten ihnen die Zeit, — dennoch aber waren sie herzlich froh, als am 15. October der Ochsenwagen wieder gepackt und die Reise nach den Bergen Chutia Nagpurs fortgesetzt werden durfte.

Schon um Bankurah war das Land ziemlich hügelig. Von jetzt ab aber stieg der Weg bedeutend in die Höhe. An die Stelle des niedrigen Buschwerks, das ihre Straße hie und da eingesäumt hatte, trat schöner Wald. Immer prächtiger wurde die Gegend. Hohe Berge und tiefe Thäler boten sich dem Blicke dar. Endlich hatten sie die Chutia Nagpur wie ein Wall umgebende Gebirgskette erstiegen, und vor ihren entzückten Augen lag ihr zweites Heimathsland, das Land der Kolhs. —

Am 2. November 1845 machten sie in Ranchi, der Hauptstadt des Landes, Halt. Nach eingehenden Berathungen mit andern Missionaren hatte man diesen Ort zur Niederlassung gewählt. Als Sitz der obersten Regierungsbeamten und wegen seiner günstigen Lage ziemlich im Mittelpunkt des Landes schien er sich trefflich zu einer Missionsstation zu eignen. Von hier aus konnten sie am leichtesten das Licht des Lebens strahlenförmig in die heidnische Finsterniß hineinleuchten lassen. Dazu wandte sich der Verkehr der Kolhs nach keinem Orte mehr, als nach Ranchi.

Da jedoch eine Niederlassung in der Stadt selbst wiederum manche Unzuträglichkeiten mit sich gebracht hätte, so wurde ein Platz in der nächsten Nähe gewählt. Eine Stunde südlich von der Stadt liegt auf einem luftigen Hügel die Militairstation Duranda. In der Mitte zwischen Ranchi und Duranda, dicht an der beide Orte verbindenden prächtigen Mango-Allee legten sie am 1. December 1845 den Grundstein der Station. In der frohen Hoffnung, daß Gott sie zu einer Stätte der Gnade und Barmherzigkeit machen werde, an der viele Kranke durch die Predigt des Evangeliums die Heilung ihres Seelenschadens finden möchten, nannten sie dieselbe Bethesda. —

2. Der 9. Juni 1850.

Das ist der Geburtstag der christlichen Kirche unter den Kolhs, it Gründung der Mission der erste Freudentag der Missionare, ber ein um so größerer, als ihm viel Arbeit und Mühe, viel rübsal, Zagen und Beten voraufgegangen war. Fünf Jahre, sage nf Jahre, lagen zwischen dem Tage der Grundsteinlegung von auchi und diesem Tage, an dem der Erstling der Kolhs getauft erden durfte; fünf Jahre des Säens ohne erndten, des Glaubens hne sehen zu dürfen; fünf Jahre, — wahrlich nicht vergeblich zu- ebracht, waren es doch eben die Jahre des Säens für die über- iche Erndte, die kommen sollte, — aber doch fünf Jahre, in nen manchmal wie bei den Arbeitern dort draußen, so bei den reunden daheim — den alten Glaubenshelden Goßner ausge- ommen — der Zweifel aufgestiegen ist: Wir aber dachten wir beiteten umsonst.

Man hat wohl den Freunden der Kolh-Mission den Vorwurf macht, sie suchten durch die Menge der Bekehrten und die groß- tigen Fortschritte ihrer Mission zu werben und verachteten die rbeitsgebiete, denen andere Gesellschaften nur eine kärgliche Erndte bgewinnen können. Das ist ein ungerechter Vorwurf. Das aller- ings thun wir, wir sagen: hier unter den Kolhs ist eine offene hüre, da, liebe Christenheit, dringe mit Gewalt ein; hier ist ein eises Erndtefeld, da thue Fleiß, daß keine edle Frucht aus Mangel n Erndtearbeitern umkomme; hier sind die Herzen eines ganzen olkes weich, helft, daß das Evangelium hineingepflanzt werde, he sie wieder hart werden. — Das thuen wir, und thuen wir icht recht damit? Machten wir uns anders nicht der schweren chuld aller derer theilhaftig, die kein Herz und keine Gabe für

die Kolhmission haben? — Aber diejenigen, welche nicht solche Er folge aufzuweisen haben, verachten? Da sei Gott vor! Wi könnten wir das bei der Erinnerung an die Anfänge unsrer eigne Mission? Im Gegentheil, gerade die Freunde der Kohlmissio werden für die Zeiten des Säens auf Hoffnung ein Verständni haben, da ihre eigne Mission solche durchleben musste; gerade si werden herzliche Theilnahme mit denen haben, die nur zum Säe berufen sind und die Erndte vielleicht einer künftigen Generation über lassen müssen; gerade sie sind in der Lage, hinweisend auf die eigne Erfahrung die Muthlosen ermuthigen und den Thatbewei liefern zu können, daß Gottes Wort nie umsonst geprebigt wird.

Welches aber waren die Erfahrungen der Goßnerschen Missio nare in den 5 Jahren scheinbar fruchtlosen Mühens, und wie gings zu, daß die Erstlinge der Kolhs sich taufen ließen?

Die Art, wie die Missionare nach Fertigstellung ihres Hauses die Arbeit in Angriff nahmen, war die in Indien gewöhnliche. Sie eröffneten eine Schule und bemühten sich Erwachsene und Kinder zum Unterricht zu bekommen, stellten sich auf den Bazar (Markt) zu Ranchi, lasen dort öffentlich die Bibel vor, predigten über das Gelesene und unterredeten sich darüber mit denen, die ihnen zu hörten, sammelten als lebendige Glocken die Leute aus der Stadt und den umliegenden Dörfern zum Gottesdienste in ihren Behau machten Predigtreisen nach entfernten Gegenden, — kurz suchten zu locken und zu lehren, wo sie gingen und standen, zur Zeit und zur Unzeit.

Am hoffnungsvollsten schien sich ihre Schulthätigkeit zu ge stalten. Zwar hatten sie viel zu klagen über unregelmäßigen Schulbesuch der Kinder. Die wöchentliche Gabe eines Anna (Groschen) als Belohnung fleißigen Besuches hielt die Eltern nicht ab, selbi durch Schläge ihren Kindern die Schule zu verleiden und die Missionare mit Schimpfreden zu überschütten. Doch wurde die Arbeit unverdrossen fortgesetzt, zumal auch die englische Regierung ihnen Waisenkinder zur Erziehung übergab. Bald regte sich in den empfänglichen Kinderherzen das neue Leben. Es wu bemerkt, daß sie viel im Verborgenen beteten, auch sich gegen

Gebet und Fürbitte aufforderten. Zum Lernen, besonders zum
esang zeigten sie viel Lust und waren eifrig in den Handwerken,
sie zu ihrem irdischen Fortkommen auf der Station lernten.
deß konnte doch außer einigen elternlosen Hindu-Kindern, die
ld nach ihrer Aufnahme getauft wurden, keins die heilige Taufe
pfangen. Wie hätte das auch geschehen dürfen, so lange ihre
tern noch ungläubig waren, und eine Gemeinde der Erwachsenen
hlte! —

Nach dem bis jetzt beibehaltenen Grundsatze richtete sich die
redigt der Missionare wie an die Kolhs, so an die besonders in
en Städten zahlreich unter diesen wohnenden Hindus und Muha-
medaner. Es ist aber bekannt, wie gerade die Herzen dieser beiden
etzteren für das Evangelium gar unempfänglich sind. In Sonder-
eit bei den Hindus scheint alles Gefühl der Sünde durch ihre
Religion systematisch ertödtet zu werden. „Was ist Sünde?" riefen
ie den Bußpredigern entgegen; „Sünde ist, wenn man Leben
ödtet, wir haben keine Sünde." Ein Missionar wurde einst zu
nem ganz blinden, dem Tode nahen Brahmanen gerufen. Mit
aunenswerther Ruhe sagte der: „Was soll ich mit Deiner Medi-
n? Mein Leben ist zu Ende, — 82 Jahre habe ich in aller
eiligkeit und Gerechtigkeit hinter mir, so daß ich nun in Frieden
ein Haupt niederlegen kann, um mich auszuruhen." Als der
Missionar sagte, daß wir alle doch arme Sünder wären, die nur
urch Jesum Christum gerecht werden könnten, brachen alle Um-
ehenden los: „Das sage ja nicht, — er hat sein Leben unbefleckt
ewahrt, hat täglich den Göttern geopfert, — wie kannst Du also
den?" — Den Stolz und die Selbstgerechtigkeit der Hindus zu
echen und ihr Gewissen zu wecken, das musste deßhalb die Haupt-
ufgabe der Predigt unserer Missionare sein.
ltsetzlich schwer. Leicht war es ja, die Hindu
er religiöse Dinge hineinzuziehen, denn der
nd disputirt gar zu gern, doch ging das St
öhnlich dahin, die Missionare lächerlich zu
achten sie die Rede aufs Fleisch-Essen, und wo
gte, das sei keine Sünde, so mochten sie vor

ſagt haben: „Deine Worte ſind wahr, es ſind große Worte," ſ
hieß es: „Nun iſt Deine ganze Rede eine Lüge, und glauben
Dir gar nichts mehr." Gern auch nahmen ſie die Arznei, mit
die Brüder das Elend oft ſcheußlicher Krankheiten zu mildern
in ſchwacher Nachbildung apoſtoliſcher Wunderkraft die Herzen
öffnen ſuchten — aber wenn dann auch einmal ein zündender Fun
der himmliſchen Wahrheit in die kalten Herzen gefallen und
mächtig geworden war, daß er Hochmuth und Selbſtgefälligkeit z
rückgedrängt hatte — durch eins wurde er wieder unterdrückt, dur
die traurige Furcht die Kaſte zu verlieren und von den Angehörig
verſtoßen und als ein Auswurf der Menſchheit angeſehen zu werde

Daß die Sahebs (Herren, gewöhnliche Anrede der Miſſionar
in Indien) ſich auch mit den elenden, durch ſtrengen Kaſtenunter
ſchied von den Hindus geſonderten Kolhs abgaben, das wurde m
der Zeit ein immer größeres Bollwerk zwiſchen Hindus uud Evan
gelium. Wie konnten die Sahebs etwas Gutes bringen, wenn ſ
mit dieſem kaum als Menſchen geachteten Geſindel verkehrten, au
das der Hindu ſelbſt niedrigſter Kaſte mit grenzenloſer Verachtun
herabſah? Als im Jahre 1850 in Lohardagga eine Feuersbrun
ausgebrochen war, ſagten einige müßige Zuſchauer den Brüdern
daß ein Weib im Feuer ſein müſſe, jämmerlich ſchreie und vergeb
lich rufe. Niemand legte Hand an ſie zu retten — ſelbſt nich
auf den Befehl des Richters. Hindus und Muhamedaner ſagten
„ſie geht uns nichts an, ſie iſt nur ein Kolh-Weib," — und d
Kolhs wollten ſich nicht an ihr verunreinigen, weil ſie mit de
Hindus gegeſſen habe. Da faſſten die Brüder ſie an und holte
ſie heraus, aber es war zu ſpät, ſie ſtarb nach einer Stunde. D
Miſſionare ſtellten den unmenſchlichen Zuſchauern ihre Liebloſigk
vor, aber überzeugten ſie wenig. — So groß zeigte ſich die Klu
welche die Kaſte zwiſchen Hindus und Kolhs gezogen hatte. —

An die Kolhs hatten die Miſſionare von Anfang an
meiſte Arbeit gewendet, wie es ſchien noch fruchtloſer. Ehe
dieſelben genauer kannten, muſſten ſie ihnen ja auch religiös
ſittlich noch viel verkommener erſcheinen als die Hindus.
ſchwerer noch als Hindu-Kinder erhielten ſie Kolh-Kinder

nterricht. Die Leute schienen schließlich [illegible] was Höheres zu haben, als für Essen und Trinken. [illegible] e Missionare sich auf Markt und Straßen mit den Heiden unterhielten, kamen die Kolhs wohl auch heran, aber blieben sich als lumme Zuhörer im Hintergrunde. Kein Wort der Frage oder Einrede kam aus ihrem Munde, geschweige denn die Frage aller Fragen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Sie schienen „taube Kohlen“ zu sein, an die alles Predigen und Bitten umsonst verschwendet war, sie blieben todt und regungslos.

Da die Brüder die Ursache ihrer Scheu darin zu finden glaubten, daß sie in der Gegend von Ranchi den Heiden und Muhamedanern gegenüber in der Minderzahl waren, dachten sie daran, mehr inmitten der Kolh-Bevölkerung eine zweite Station anzulegen. Die Pfingsten 1846 erfolgte Ankunft neuer Mitarbeiter, des Candidaten Ansorge, des Lehrers H. Batsch, und des Tischlers Buchwald kam ihnen dabei zu statten. In einem fruchtbaren Thale, am Nordabhange einer Reihe felsiger Hügel, von denen man eine entzückende, an die sächsische Schweiz erinnernde Aussicht hat, liegt das große volkreiche Dorf Domba, neun englische Meilen südwestlich von Ranchi. Dort ward die neue Station gegründet und Ansorge und Heinrich Batsch übergeben. Die Nähe vieler Ortschaften, deren Bewohner allwöchentlich zu dem großen Bazar nach Domba kamen, schien die Arbeit zu erleichtern. Die Leute kamen auch in der That viel zutraulicher heran als in Ranchi, Medizin und Pflaster waren bei ihnen bald sehr beliebt, nachdem einige Kranke durch Heilung gefunden, aber zu einem tieferen Eindruck des göttlichen Wortes, zu einer Bekehrung, die Aussicht gegeben hätte auf eine Taufe, kam es auch hier nicht.

Wiederum langten im December 1847 [illegible] an, die Brüder Sieck, Börner, Behrens und [illegible] Die Männer hatten sämmtlich sich mit [illegible] und landwirthschaftlichen Beschäftigungen [illegible] Anleitung zu einem thätigen Leben [illegible] Evangeliums Hand in Hand geh[illegible] nen sich auch von dem Vorbild

ſtandes. Und in der That fingen ja auch jetzt die harten H
an etwas weicher zu werden. Die Diener der Miſſionare un
Arbeiter der Station muſſten regelmäßig Schule und Gottes
beſuchen. Als da eines Tages Miſſionar Schatz zu ſeinen Di
vom Heiland redete, ſagte der eine: „Du haſt mirs ſchon
erzählt, aber ich verſtehe es nicht. Du ſagſt, ich müſſe ins
wenn ich ſtürbe, iſt das gewiß?“ „Ja,“ war die An
„wenn Du nicht zu Jeſus beteſt, daß ſein Blut Dich reinig
allen Sünden, dann bleibt der Zorn Gottes über Dir, un
gehſt ins ewige Feuer und wirſt Gott nicht ſehen.“ — „Wie
ich aber zu Jeſu beten, ich kenne ihn ja nicht?“ Plötzlich f
andrer Diener, der zugehört hatte, ein: „Jisu Massih, das
Name des Sohnes Gottes; — nun ſo werde ich beten:
Massih, Du haſt mich geſchaffen, ich habe das nicht gewuß
habe Dich nicht angebetet, — auch habe ich viele Sünde g
reinige mich mit Deinem Blute und laß mich nicht ins Feue
Satan kommen.“ Schatz traute ſeinen Ohren nicht und war
vor Freude und Dank. — Dann kam wohl auch der Ein
Andere, nicht blos um etwas geſchenkt zu bekommen, oder um
zu lernen, ſondern mit einer Herzensfrage und der ausgeſpro
Abſicht zu hören, was die Padres von Gott ſagten. Man
daß Mahnung und Strafe Eindruck machten, und daß ſich
über begangenes Unrecht zeigte. Es war ſo, wie ein Kirch
ſelbſt bekannte: „Früher wuſſten wir nichts von Gottes Wor
ſind wir ein wenig hungrig.“ Die Miſſionare begrüßten das
wohl als das erſte leiſe Rauſchen des Windes, das dem Fr
vorausgeht, und ließen ihren Glauben ſtärken, daß der Fr
ſelbſt wohl doch kommen werde. Sahen ſie aber dann, d
Fragenden wieder wegblieben, ſo erſchien ihnen ihre Arbei
wieder wie ein Schlag ins Waſſer; das wird bewegt, ſchlägt
— aber bald glättet ſich die Fläche wieder, und es iſt wie

Noch ermüdeten indeſſen die Arbeiter nicht. Im Geg
ſie beſchloſſen, verſtärkt durch den arzneikundigen Bruder C
der Herbſt 1848 angekommen war, eine neue Station zu gr
Das war um ſo nöthiger, als Domba ſich als ſehr ungeſu

esen hatte und deshalb aufgegeben werden mußte. Man wählte zu die 18 Stunden westlich von Ranchi gelegene, sehr belebte und rkbevölkerte Stadt Lohardagga. Da dieser Ort hoch und gesund legen, mit Ranchi durch eine große Straße verbunden ist, und der ferwillige Missionsfreund Captain Hannington in Ranchi sein önes dortgelegenes Besitzthum der Mission zum Eigenthum über- b, so konnte die Wahl eine sehr glückliche genannt werden. Sie ug auch entschieden dazu bei, das Evangelium in immer weiteren reisen bekannt zu machen und das Verlangen der Kolhs nach Er- ösung immer mehr zu wecken.

Ein solches Verlangen war jetzt schon mehr zu spüren, als as Jahr vorher. Die Zahl der Nachfragenden und Besuchenden n Ranchi und Lohardagga mehrten sich. Selbst einige Láls und Thakurs, Abkömmlinge des königlichen Geschlechtes, fanden sich ein, erlangten Bücher und stritten sich sogar um die Ehre, einmal ei den Sahebs auf Stühlen sitzen zu dürfen. Im April 1849 hrieb Missionar Schatz: „Wir gehen meist Morgens und Abends ach Ranchi, Chutia u. s. w., und finden schon viele Freunde des Worts. Es giebt unter den Mittelständen viel ruhige, aufmerksame uhörer, die der Predigt des Wortes folgen und darüber nach- enken. Es ist nichts Seltenes, wenn man an einem Hause vor- bergeht, sie vom Heiland reden zu hören. Oft fallen so liebliche eußerungen, daß das matte Herz immer wieder zur rechten Zeit hoben wird."

Diese Anzeichen, daß doch noch die Sonne aufgehn, und der Tag anbrechen werde, mehrten sich im Laufe des Sommers. Das Missionshaus war oft voll von Besuchern. Das Verlangen nach Büchern nahm zu. Viele wollten lesen lernen, wenn sie sahen, daß Andere es konnten. Einige fragten ernstlicher nach als zuvor. Ganz gleichgültig wollte keiner mehr zusehn. Ein Mundari wollte nicht eher wieder gehn, als bis er Jesum gefunden. Indessen wirklich aufgehen wollte die Sonne des Heils doch in keinem Herzen. Merkwürdig, bei allem freundlichen Entgegenkommen, Suchen, Lernen und Beten der Kolhs — bleibend sich zum Herrn

hinwenden und durch die Taufe diesen Bund besiegeln lassen — das wollte kein Einziger.

Wieder kamen im November 1849 neue Missionare an, vier Brüder und drei Schwestern, Candidat Gerndt und Frau, Matthias, Rud. Gerndt, Müller, Marie Bussenius und Anna Holzhausen, und kaum waren sie ein Vierteljahr in Indien, da rüsteten sich zwei neue Boten, Oscar Lohr und Adolph Bussenius den Ersteren in das große Arbeitsfeld zu folgen. Es sollte mit aller Kraft das Feld bestellt werden, ob nicht doch endlich das Boden grün werden wolle. Und in der That hörte auch die Bewegung unter den Kolhs im Jahre 1850 nicht auf, sondern nahm zu. In immer größeren Schaaren kamen die Hülfesuchenden aus Nähe und Ferne. „So lange Du redest, sagte Einer, ist mein Herz bei Deinem Wort, ich wollte es käme in mein Herz für immer, es ist frohe Botschaft." Ein Anderer meinte: „Noch ists nicht in mir, doch wenn ich immer wieder komme zu hören, sollte es nicht endlich ins Herz dringen?" Auch jene Glieder der königlichen Familie, von denen schon die Rede war, besonders der Lal Bisnathsah und sein Bruder (vergl. den Abschnitt: „Noch einige Natives"), die sich eines Processes wegen in Ranchi aufhielten, sprachen laut ihre Bewunderung des Evangelii aus. An den Kranken wurden sehr erfreuliche Erfahrungen gemacht, Erfahrungen, die Aehnlichkeit haben mit den Krankenheilungen der Bibel. Die unermüdlich helfende Liebe der Missionare zog mehr noch, als ihr Wort, zu dem Glauben an den Heiland, der die Mühseligen und Beladenen ruft. Conrad, „der Missionsdoctor," behandelte im ersten Halbjahr 1850 nicht weniger als 5705 Personen nnd fügte der leiblichen Arzenei stets auch die geistliche hinzu. Arme holten täglich im Missionshause ihre Almosen; sie wurden nie entlassen, ohne auch das Brod des Lebens mitzubekommen. So glichen die Missionsstationen oft Lazarethen und Armenhäusern. Dazu wurden die Reisen nicht unterlassen. In weitem Umkreise um Ranchi und Lohardagga war der Saame ausgestreut. Warum ging er nicht auf? Was war der Grund, daß trotz aller oft herzerfreuenden Zustimmung zum Evangelio doch keiner der Kolhs sich wahrhaft bekehren wollte?

n wir jetzt die Missionsberichte der ersten 5 Jahre lesen,
ns ein stetiger Fortschritt in der Wirksamkeit der Predigt
. Kolhs ganz unzweifelhaft entgegen, und wir meinen,
lben hätte auch die Arbeits- und Hoffnungsfreudigkeit der
e wachsen müssen. Doch dem war nicht so. Vielleicht
n wir, die wir jetzt aus der großen Erndtezeit zurück-
as allmähliche Keimen und Sprossen unter der Erde besser
die Entwicklung mit andern Augen an, als die, welche
n der Arbeit selbst standen. Ihnen, die schwere aufrei-
beit thun mussten, ihnen, die sich so sehr nach einer recht
Frucht sehnten, und doch keine wirkliche Bekehrung wahr-
ihnen ists wohl nicht zu hoch anzurechnen, wenn sie den
der da nicht zu sehen braucht, zu verlieren drohten und
gar alle Hoffnung auf Erfolg wirklich aufgaben.
ist der vermeintlichen Fruchtlosigkeit ihrer Predigt, diesem
Kreuze eines Boten Gottes, hatte sich in diesen 5 Jahren
manches andre Kreuz auf ihre Schultern gelegt. Schickte
hnen auch zum Unterhalt, was er schicken konnte, und
nen auch fromme Engländer, besonders die treue Familie
m, in oft staunenswerther Weise die Sorgen der Nahrung
uchen, doch wars oft durch rechte Nothzeiten hindurchge-
Das Wort, das Goßner den ersten Missionaren einst ins
gerufen: „Wollt ihr Herrchens sein?“ hatten sie oft in
merung auffrischen müssen. Dann hatte auch Krankheit
eine reiche Erndte unter ihnen gehalten. Bis zum Jahre
ren fünf Brüder und eine Schwester gestorben. Der erste,
s 1846 dem Fieber erlag und auf dem Gottesacker zu
beerdigt wurde, war der Oekonom Janke gewesen. Nicht
den 14 zu den Kolhs gesandten Missionaren, waren dem
u geblieben. Eine Zeitlang waren immer nur so viele
m den andern Leidenden treue Krankenpfleger zu sein.
n alles schwere Schläge gewesen, die wohl an der frischen
ng, mit der sie das Werk begonnen hatten, zehren konnten.
die richten, die auf der einen Seite nur Arbeit, Opfer,
nd Trübsal sahen, auf der andern aber nichts von dem

Segen bemerkten, der im Missionswerk allerdings auch dem Märtyrerthum verheißen ist, und darum müde wurden? Gott der Herr hat diese Muthlosigkeit vielleicht auch gerade deshalb zugelassen, um die herrliche Erweckung, die unmittelbar darauf folgen sollte, so recht als sein Gnadenwerk hinzustellen, und den Arbeitern handgreiflich zu zeigen, daß da, wo sie nichts als Tod sehen, Er doch durch seinen Geistesodem Leben über Leben schaffen kann.

Aus ihrem Kleinmuth heraus schrieben die Brüder im Jahre 1850 an Goßner: „Die Kolhs bekehren sich nicht, alle unsre Arbeit ist umsonst, wir wünschen uns ein anderes Arbeitsfeld zu suchen, wo wir mit größerer Hoffnung arbeiten können." —

Das aber war nicht nach Goßners Sinn. Er kannte die Wege seines Gottes besser, als seine Missionare. Sein Glaubensmuth war nicht gebrochen. Mit Dank gegen Gott lesen wir seine, eine rüstige Fortsetzung des Werkes fordernde Antwort, ohne die in der That wohl alle Arbeit vergeblich gewesen wäre: „Ob sich die Kolhs bekehren, oder nicht bekehren, das sei Euch ganz gleich; wollen sie das Wort nicht annehmen, so mögen sie sichs zum Gericht hören. Ihr aber betet und predigt ruhig fort, und wir hier wollen auch mehr beten."

Goßners Weisung wurde befolgt. Ruhig und geduldig setzten die Brüder ihre Arbeit fort, aber beteten mehr. Jeden Montag Abend kamen sie zusammen und flehten zu dem Herrn um Ausgießung des heiligen Geistes.

Wunderbar rasch ward ihr Gebet erhört.

Unter dem Stamme der Uraus lebten vier begüterte Grundbesitzer, die sich schon längst nach dem Frieden der Seele gesehnt, den ihnen ihr Kolh-Glaube nicht geben konnte. Sie hatten sich deßhalb der Hindu-Secte der Kapirpanths angeschlossen, aber die ascetischen Uebungen, regelmäßigen Gebete, strengen Fasten, die ihnen ihr Guru vorschrieb befriedigten sie auch nicht. Da wies sie ihr Guru (vergl. d. Abschn.: „Einige andre Natives") selbst zu den Missionaren, von denen er einst ein Buch erhalten hatte. Ein Proceß in Land-Angelegenheiten führte sie gerade jetzt zu längerem Aufenthalt nach Ranchi und gab ihnen Gelegenheit die Predigt öfters

hören. Die erfahrene Bedrückung mochte dazu kommen, ihre erzen für die Wahrheit noch empfänglicher zu machen. Wie schwer s aber für ein Heidenherz wird, sich in Demuth unter das Kreuz Christi zu beugen, das sollte hier recht offenbar werden. Wie oft ie auch am Gottesdienst Theil genommen und mit den Missionaren geredet hatten, — daß sie Sünder seien, die der Erlösung bedürften, das wollten sie nicht zugeben. Endlich, endlich, und zwar bald nach Beginn der wöchentlichen und sicher auch täglichen Gebete der Missionare, brach bei ihnen das Eis, sie gaben zu, daß sie Sünder seien und bekannten ihren Glauben an Jesum. Die Missionare frohlockten, endlich! endlich! — und doch kam ihr Jubel noch zu früh.

Wer sich nur etwas vergegenwärtigen kann, wie schwer sich ein Heide, der bisher blos in sichtbaren, sinnlichen Dingen gelebt hat, zu den übersinnlichen Vorstellungen von einem unsichtbaren Gott und Heiland mag erheben können, der wird das Folgende begreifen und darin nicht den Beweis eines Mangels an Aufrichtigkeit oder tieferen Sehnens finden. „Ja," sagten sie, „wir glauben an Jesum, aber wollen ihn nun auch gern sehen." Man forderte sie auf, regelmäßig der täglichen Bibelstunde beizuwohnen. Sie thaten es. Das Wort gefiel ihnen immer besser, aber sie blieben dabei: „Wir wollen Jesum sehen." Stundenlang unterredeten sich die Missionare mit ihnen über diesen Punkt, das Ende war immer: „Zeigt uns Jesum, so genügt uns." Scheltend und zürnend, daß ihnen ihr Wunsch nicht erfüllt wurde, gingen sie endlich fort, fort auch von Ranchi. Doch es ließ ihnen keine Ruhe, — sie kamen wieder und quälten von neuem: „Wir wollen Jesum sehen." Ein Bruder nahm sie mit in seine Stube, kniete sammt ihnen nieder und betete, der Herr möge ihnen doch Licht und Gnade schenken. Das Gebet machte einen tiefen Eindruck auf sie, ernster und nachdenklicher als je schieden sie und — ließen sich an den nächstfolgenden Sonntagen nicht wieder sehen.

Da schien denn wieder einmal eine frohe Hoffnung vernichtet zu sein. Die Leute wollten offenbar von ihrem Vorhaben nicht abstehen; — oder waren sie wirklich unfähig auch ohne Sehen zu

glauben? Wohl konnte man auf den Gedanken kommen, denn bald kamen auch drei andere Kolhs, wandten sich nach vielem Suchen und mancherlei Streit dem Evangelio zu, aber stellten ebenfalls die Forderung, man solle ihnen Jesum zeigen.

Da aber kamen die vier ersten zurück, von ihrem alten Wunsche verlautete nichts mehr, dagegen baten sie nach einer langen Unterredung mit den Brüdern, dem englischen Gottesdienste beiwohnen zu dürfen. Schien auch dies Begehren wunderlich, da die Leute kein Wort Englisch verstanden, so wurde ihnen doch gewillfahrt, und siehe, freudestrahlend kamen sie aus der Kirche: „Nun sind wir befriedigt und wünschen nichts mehr als Christen zu werden.“ Jetzt wurden ihre Gedanken offenbar. Sie hatten gewähnt, die Missionare mißgönnten ihnen nur den Anblick Jesu, den sie gar wohl ihren leiblichen Augen hätten zeigen können. Als sie aber sahen, daß auch die Engländer, denen man Jesum doch sicher nicht vorenthalten hätte, in ihrem Gottesdienste nichts anderes thaten als singen, beten und hören, da wurden sie überzeugt, daß man Jesum überhaupt nur mit dem Auge des Glaubens sehen könne, nicht mit dem leiblichen. Die Folge war, daß sie nun um Unterricht und Taufe baten.

Nun galts noch den Kampf wegen der Kaste. Fünf Wochen dauerte er. Endlich siegte ihr Glaube auch über diesen letzten Feind. Wieder an einem Sonntage aßen sie zum ersten Male mit den Christen. Das war ein Schritt von der allergrößten Wichtigkeit. Die anwesenden Kolhs, meist Diener, waren über das, was vor ihren Augen geschah, so verwundert, daß sie kaum zu athmen wagten. Es war, als ob ein Gewitter sich über dem Hause zusammenzöge, so beklommen war Allen zu Muthe. Das Essen wurde aufgetragen, die Brüder sprachen das Tischgebet — und in Gottes Namen theilten die Männer die Mahlzeit mit den Christen. Damit waren aber nun auch alle Bedenken überwunden. Nach dem nothwendigen Unterrichte konnten sie getauft werden. Das war am 9. Juni 1850. Die Männer hießen Kasu, Bandhu, Gurha und Navin Porin (Neumann).

Missionar Schatz schrieb an Goßner: „Sie müssen ein Freuden-
ed mit uns singen, ja nah und fern rühmet den Herrn, ein Ho-
anna dem Herrn! Die Kohlen sind entzündet, — die Kolhs
eben sich herumgewandt, das Alte ist vergangen, das Neue hat
ngefangen; also ein neues Lied, sie wollen nun. Der 9. Juni
ar ein wichtiger, ein großer Tag für uns. Ach! wie so oft
ufzten wir, wie zuvor, so auch an diesem Tage mit der Loosung
er Brüdergemeinde, Richter 6, 17: Herr, habe ich Gnade vor
ir gefunden, so mache nur ein Zeichen, daß Du es seist! — Da
m das Zeichen." —

Goßner hatte schon längere Zeit vorher seinen Missionaren das
ort aus Jesaia 43 geschrieben: „Gedenket nicht an das Alte und
chtet nicht auf das Vorige. Denn siehe, Ich will ein Neues
achen, jetzt soll es aufwachsen, daß ihr erfahren werdet, daß
ch Weg in der Wüste mache und Wasserströme in der Einöde.
enn Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde
eben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten. Dies Volk
abe Ich mir zugerichtet, es soll Meinen Ruhm erzählen!" Kurz
orher aber, ehe Goßner die Freudenbotschaft aus Indien bekam,
atte er eines Morgens zu einem naheſtehenden Freunde geäußert:
Ich habe die ganze Nacht für die Brüder in Ranchi beten müssen;
ir werden bald gute Botschaft kriegen."

3. Die Kolh-Mission und der Aufstand des Jahres 1857.

Wenn im Frühling die Saaten üppig wuchern, die Bäume an der Blüthe stehen, in Flur und Wald das neue Leben so recht voll hervorbrechen will, — da kommen die wilden Stürme des April und die kalten Tage des Mai. Der ungeduldige Mensch, der die Schöpfung womöglich mit einem Schlage im Blüthenschmuck sehen möchte, pflegt darüber zu klagen. Und es ist wahr, manches Blümlein, das etwas vorzeitig sich ans Licht der Frühlingssonne gewagt, wird durch die Stürme geknickt, mancher frischgrüne Sproß welkt unter dem ertödtenden Froste wieder dahin. Dennoch aber ist auch hierin lauter Weisheit und Güte. Was würde aus der Erndte werden, wenn die Saat sich nicht in den rauhen Tagen kräftigte? Welch' unreine Luft würde Mensch, Thier und Pflanze umgeben, wenn nicht die Stürme jene schädlichen Dünste vertrieben, welche die Frühlingssonne neben dem jungen Leben aus der feuchten Erde hervorzulocken pflegt?

Gerade dieselben Gnadenwege finden wir in der Geschichte des Reiches Gottes, und die Mission unter den Kolhs ist nicht die letzte, die das deutlich beweist.

Vor uns liegt eine Karte der Mission vom 1. Novbr. 1856. Was ist da alles in den 6 Jahren seit den ersten Bekehrungen aufgeblüht und emporgewachsen! Neben der Mutterstation Ranchi-Bethesda sind noch fünf entstanden, die wie blühende Töchter die Mutter umgeben. Schon 1850 konnte 12 Stunden südwestlich von Ranchi die Station Govindpur gegründet werden; westlich liegt Lohardagga, östlich Purulia, nördlich Hazaribagh, und zwischen dieser und der Station Ranchi die zu letzterer gehörige Außenstation Pithuria. Den lieblichsten Anblick aber gewähren die zahl-

reichen Dorfschaften, die, zum Zeichen, daß getaufte Christen in ihnen wohnen, mit einem Kreuze geschmückt sind. Man zählt ihrer 56, meist westlich von Ranchi unter dem Stamme der Uraus, unter ihnen das Dorf Cotta, das bereits für seine 16 Christenfamilien ein eignes Gotteshaus hat, in welchem einer der Erstlinge, Neumann, täglich Bibelstunde hält.

Aber auf die 56 Dörfer beschränkt sich der Einfluß des Evangelii durchaus nicht. Hin und her im Lande wohnen die Inquirers, die Angeregten, welche die Taufe suchen und im Taufunterricht stehen. Die todte Masse der Kolhs ist in Fluß gekommen. Die Bewegung ist in vollem Gange und hat sich bereits auf die Mundaris ausgedehnt.

In den letzten Jahren wurden durchschnittlich 200 jährlich getauft. In der kalten Zeit des Jahres **1856** wurden sonntäglich 40, 50, 60 und mehr durch die Taufe der Gemeinde hinzugethan. Im April desselben Jahres zählt die Gemeinde an **Getauften 266 Erwachsene und 200 Kinder**, 800 stehen mit der Mission in Berührung. Von fern her, meist 12 Stunden weit, kommen die Eingebornen nach Ranchi in die Kirche. Schon 1853 konnte von den bekehrten Kolhs gesagt werden: „sie treiben das Werk fast noch mehr als die Missionare," so eifrig waren sie, auch Andere zum Heil zu führen. Der erste eingeborne Katechist, Christopal mit Namen, ist angestellt, er erhält an Gehalt 13½ Rup. vierteljährlich und zu Weihnachten ein neues Kirchenkleid. Vierzehn Aelteste ordnen in den Dörfern die christlichen Angelegenheiten.

Auf der Station Ranchi hat eine schöne, große Kirche gebaut werden können. Sie trägt den Namen Christus-Kirche und hat 13,000 Rup. gekostet. Am 18. Novbr. 1851, als die Gemeinde noch wenig zahlreich war, wurde der Grundstein gelegt. Da aber allerorten sich die Sehnsucht nach dem Evangelium regte und wohl 100 Inquirers, darunter ganze Familien, vorhanden waren, auch der alte Goßner einen schönen Bau wollte, der dem Herrn Jesus unter den Heidentempeln Ehre machte, glaubte man die Kirche auf 800 Personen einrichten zu müssen. Aber siehe, als man nach mühseliger Arbeit — die Missionare mußten die Hauptarbeit beim

Bau zum Theil selbst besorgen — Weihnachten 1855 in das neue Gotteshaus einziehen durfte, da zeigte es sich schon als zu klein für die ganze Gemeinde.

Die Schule in Ranchi steht in Blüthe. Ein Goßnerscher Missionar, der am Ganges steht, nennt sie eine Musterschule. Etwa 80 Kinder, meist christlicher Eltern, erhalten in ihr Unterricht in Katechismus, biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen ꝛc. Für Heranbildung eingeborner Lehrer und Katechisten ist eine Selecta eingerichtet worden. Aber auch die Schule ist noch zu klein. 400 schulfähige Kinder zählt die ganze Gemeinde, und die Missionare rathschlagen, wie sie diese alle in die Schule ziehen und die Eltern willig machen können, ihre Kinder vom 8ten oder 9ten Jahre ab zu senden.

Ein Bericht, den der am Ganges stationirte Missions-Superintendent Sternberg über einen Besuch bei den Kolhs im März 1856 an den Vater Goßner einsendet, kann den gesegneten Fortgang der Kolh-Mission nicht genug preisen. Er sagt unter Anderem: „Ich kann übrigens in der Hauptsache sehr kurz sein. Die Mission der Brüder in Ranchi ist mit einem Worte eine Mission, wie sie sich ein jeder Missionar wünscht. Hier ist ein Volk, weder so verfeinert, wie die Hindus und Chinesen, noch so verwildert, wie die Australier, ein Volk von guten, natürlichen Anlagen, sowohl am Leib, als am Geiste, versunken zwar in die Gewalt der natürlichen Lüste der gefallenen Menschennatur, doch aber darin nicht noch mehr befestigt und bestärkt durch eine verworfene Götterlehre oder eine alle Gottesfurcht überklügelnde Philosophie, auch nicht in Banden gehalten durch eine interessirte Priesterschaft oder falsche Heiligkeit; — und unter dieses Volk ist das Evangelium von der Gnade gefallen und hat in den Herzen der Leute gezündet, so daß von dem Tage an, da die Erstlinge aus diesem Volke die Liebe Gottes erkannt und angenommen haben, das Feuer dieser Liebe von einem zum andern, vom näheren zum ferneren, von Dorf zu Dorf fortgezündet hat, bis daß jetzt die dort umher gesammelte Gemeinde nicht nach Einzelnen, sondern nach Hunderten gezählt wird, und gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß im Verlaufe nicht vieler

Jahre der ganze Stamm der Kolhs der Gemeinde zugethan werden wird. — An dem Sonntage, wo ich bei ihnen war, standen 75 Seelen vor dem Taufstein — Greise und Jünglinge, alte Mütterchen und Mütter mit säugenden Kindern auf dem Schooß, oder vielmehr auf dem Rücken. — Wie unser einem, der sich wohl ein Jahr lang mühen muß, ehe er einen einzelnen Täufling erlangen kann, bei einem solchen Anblick zu Muthe wird, können Sie sich vorstellen. — Dabei ist zu bemerken, daß die Tauf-Candidaten nicht so schnell und übereilt zur Taufe zugelassen werden; sie haben gewöhnlich mehrere Jahre nach ihrer Meldung darauf zu warten und Proben ihrer Aufrichtigkeit durch Ablegung gewisser heidnischer Gebräuche und Laster zu geben. — Die Brüder reichen ihnen blos Geistliches und befassen sich mit dem Irdischen gar nicht. Letzterer Punkt kann nur von dem recht gewürdigt werden, der unter Hindus und Muhamedanern (oder auch Juden) zu thun hat, und, sowie er einen kommen sieht, der Christ werden will, sogleich nach seinem Beutel greifen, ihn aufthun und dem Manne zu essen geben muß, oder für seinen Unterhalt anderweitig zu sorgen hat. — Ich war mit Bruder Schatz auf zwei Dörfern, wo einige ihrer nächsten Bekehrten wohnen; da sieht man es beim ersten Blick an ihrem Benehmen, ihren Gesichtern, ihren Häusern, daß eine geistige Veränderung zum Besseren mit ihnen vorgegangen ist." — Von einem Besuch des Gottesdienstes in der Christus-Kirche schreibt er: „Das war wirklich eine Freude, obwohl der Ausdruck „Freude" beinahe zu matt ist. Denn als ich in dem weiten, lichten, von Säulen getragenen hohen Raume saß und unter Orgelbegleitung und Choralgesang mit mehreren hundert christlichen Kolhs und 75 Täuflingen Gott mit Loben und Preisen anbetete, ward ich ganz aus dem finstern Heidenlande in ein Christenland versetzt und dachte unwillkürlich mehrere Male an Sie, und wünschte, wenn Sie das nur einmal mit ansehen könnten, Sie würden dann doch mit Augen sehen, daß Ihre Mühe, Gebet und Flehen für die Heiden nicht vergeblich gewesen ist."

Goßner begleitet diesen Bericht Sternbergs in der Biene mit den Worten: „Laßt uns dem Herrn die Ehre geben, ihm

gebührt sie ganz allein, und unsere Brüder in Ranchi-Bethesda werden das erkennen und vielmehr an das denken, was sie nicht gethan haben und was sie noch hätten thun können und sollen, so wird ihnen der Herr auch noch mehr Gnade geben und noch größeren Segen schenken. Uebrigens freut es uns, daß sie in ihrem Bericht über ihre Wirksamkeit nicht zu viel, sondern eher zu wenig sagten, denn das haben wir nie so gehört von ihnen, was nun Andere von ihrer Mission sagen. Das ist außer der Mode. — Missionsberichte werden gewöhnlich sehr geschmückt, Gott weiß, was wahr ist."

Etwas später schreibt derselbe: „Da die Fischer so im Zuge sind, so helft ihnen das Netz ziehen — betet! Wir müssen alle die Kolhs kriegen, der Teufel soll keine Gräte behalten, als etwa die der Heiland wegwirft, weil sie faule Fische sind und nichts taugen."

Im Frühjahre des Jahres **1857**, das so schweres Leid über Indien bringen sollte, wuchs die Gemeinde besonders mächtig empor. In den ersten drei Monaten des Jahres konnten 185 getauft werden. Die Kolhs kamen dörferweise, und so groß war der Zudrang zum Taufunterricht, daß die Knaben der ersten Schulklasse beim Einprägen des Katechismus mit beschäftigt werden mussten. Der Saal, der früher zur Kirche diente, passte nur noch so eben für die gewöhnlichen Morgen- und Abendandachten. Die große Christus-Kirche war auch in der Regenzeit so besucht gewesen, wie an Festzeiten. Es standen in der Gemeinde **mehr als 900 Getaufte** und weit über 2000 Taufcandidaten.

Da, als das Werk so schön gedieh, brach die verhängnißvolle Revolution aus.

Wie in Indien überhaupt, so hatte es auch im Lande der Kolhs nicht an dem fernen Grollen gefehlt, das die Annäherung dieses Gewitters verkündigte.

Von vorn herein sei bemerkt, daß die christlichen Kolhs sich an dem Aufstande nicht betheiligt haben, sie waren im Gegentheil die Verfolgten. Die Empörer waren die Muhamedaner und Hindus, die Feinde der Engländer also zugleich auch die Feinde der Kolhs. Von ihnen hatten sie ja seit Jahrhunderten schon schwere

drückungen zu erfahren gehabt, und nie hatte es, besonders den risten gegenüber, den Zemindaren und Thikadaren an Vorwänden ehlt, auf die erbarmungsloseste Weise zu wüthen.

Jetzt aber nahmen diese Verfolgungen einen Charakter und e Ausdehnung an, daß man merken musste, es war ein Plan inter, und auf nichts Geringeres ging die Absicht, als die ssionare mit allen Christen entweder aus dem Lande zu jagen r todtzuschlagen. Anfangs schien es, als ob das Einschreiten Regierung die Hauptfeinde etwas in Schach hielte. So war Thakur, der vor Anderen mit Morden und Schnauben gegen die risten wüthete und 1855 auch mit einer großen Schaar Be- ffneter den Missionar Herzog überfallen und so geprügelt hatte, dieser besinnungslos niedersank und für todt gehalten wurde, gen Erpressung zu einem Schadenersatz von 300 Rup. verurtheilt bedroht worden, bei Wiederholung am dürren Ast (Galgen) gehängt zu werden. Das hatte etwas geholfen. Doch lange ten diese Einschüchterungen nicht vor. Bald ging die Christenver- gung mit doppelter Kraft wieder los. Da wird den Christen das Feld, auf dessen Ertrag sie gerechnet, vom Thikadar ab- rndtet, bald das Vieh geraubt, hier wieder Haus und Hof an- ündet, daß der arme Besitzer als Bettler fortziehen muß, jenem d ein Kind für eine Hexe erklärt und jämmerlich geprügelt, dort rden andere überfallen und, nachdem sie ausgeplündert sind, tig geschlagen und ins Gefängniß geführt, oder auch sie werden schlich angeklagt des Zemindar Acker abgeerndtet zu haben, und geht es fort — eine traurige Kette schwerster Verfolgungen. In em Berichte finden wir eine ganze Liste solcher Bedrückungen; erhalb eines Monats waren es ca. 20 Fälle, die den Missionaren Ohren kamen. Dann wurden in mehr als 30 Dörfern die risten auf einmal angefallen und mit Mißhandlungen und Be- ckungen aller Art heimgesucht. Die Zemindare hielten unter sich nferenzen, wie sie die christliche Bewegung unterdrücken könnten; n ihnen ausgehend läuft die Parole von Mund zu Mund: „Hin- s mit den Christen und mit den Missionaren, hinaus!" Dazu klagen die vereinigten Landbesitzer die Missionare beim Gouvernement

in Calcutta, als seien sie an dem ganzen Lärm Schuld und r
durch die Predigt des Evangelii alle Ordnung und bestehe
Rechte nieder. Selbst die englischen Herren in Ranchi, die
am Missionswerk leider nur zu unschuldig waren, werden mit
klagt, als leisteten sie den Christen Vorschub und stünden mit
Missionaren in heimlichem Bunde. — Diese Klagen fielen
freilich in den zwei hohen Gerichtshöfen durch und fanden
bei dem Gouverneur, an den man sich schließlich wendete, k
Aufnahme. Aber dem schärferen Blicke blieb es doch nicht
borgen, sie waren nebst all den thatsächlichen Bedrückungen, die
gar nicht geahndet werden konnten, nur das Vorspiel eines
viel ernsteren schrecklicheren Dramas, zu dem sich der Vorhang
heben sollte.

Im Frühjahr 1857 brach denn auch wirklich, wie befür
wurde, der allgemeine Aufstand los. Seinen Herd hatte e
Bengalen und den nördlichen Provinzen. Seine ausgesproc
Tendenz ging dahin, alle Europäer und Christen auszurotten
an Stelle der gestürzten englischen Regierung die alte muham
nische Herrschaft wieder aufzurichten. Das Schlimmste war,
die meisten eingebornen Regimenter zu den Aufständischen ü
gingen.

Auch in der nächsten Nähe von Ranchi, in Duranda, ga
sonirten Regimenter der Eingebornen. Noch verhalten sie sich,
das ganze Land der Umgegend, ruhig. Aber was kann nicht s
der morgende Tag bringen? Große Sorge erfüllt deßhalb
Herzen der Missionare, seitdem sie vom Ausbruch der Rebel
Kunde erhalten. Jeden Tag erwarten sie, daß es auch bei ih
losgeht. Die Erzählungen von den Greueln, die Muhamed
an Christen ausgeübt, lassen sie für sich mit Schaudern Aehnli
fürchten. In täglichen Betstunden, zu denen sich Groß
Klein versammelt, wird der Herr um Abwendung der Ge
gebeten. Für den Fall einer nöthigen Flucht ist Alles in
reitschaft gehalten. Die meisten englischen Familien sind be
nach Calcutta in Sicherheit gebracht. Die Brüder wollen so l
wie möglich ausharren. Doch haben auch sie die Frauen

inder unter dem Schutz einiger Missionare eine Strecke weit auf chsenwagen fortgeschickt, an einem geschützten Orte den Gang der reignisse abzuwarten und im Falle der Noth einen Vorsprung u haben.

Da kommt die Kunde, daß Delhi, die alte muhamedanische önigsstadt, in der auch jetzt wieder der muhamedanische König uf den Thron gesetzt war, gefallen und dem Drachen der Revo- ution damit der Kopf zertreten ist. Ein „Gott sei Dank" nach em andern steigt aus den Herzen der Bedrängten. Sie hoffen un bleiben zu können. Nach 4 Tagen kehren die Flüchtlinge aus hrem Zufluchtsorte in den Bergen zurück. Das köstliche Werk leibt ungestört, die Missionsstationen unverwüstet, — so hoffen sie. Besonders groß ist die Freude, daß sie nun nicht nöthig haben, die 100 Schulkinder zu ihren Eltern entlassen zu müssen. Dreimal chon waren sie im Begriff gewesen es zu thun. Aber die Kinder atten so rührend gebeten, dableiben zu dürfen. „Warum wollt hr uns fortschicken," hatte eins unter Zustimmung der andern esagt, „unser Platz ist hier bei Euch, und wo Ihr bleibt, bleiben ir auch." Wie schön also, daß der Wunsch der Kinder erfüllt erden konnte! —

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer! Man hatte ich sehr geirrt, wenn man dachte, mit dem Falle von Delhi sei un Alles zu Ende. Auch Chutia Nagpur sollte noch in den Flammen des Aufstandes brennen.

Zuerst gings in Hazaribagh los. Rebellische Sepoy-Regi- enter kamen an, mit ihnen machten die zwei Compagnien der Stadt gemeinsame Sache. Glücklicher Weise erhielt Missionar H. Batsch von der Annäherung der Empörer früher Nachricht, als die n Hazaribagh stehenden Soldaten, und konnte mit den Seinigen liehen. Noch bei der Flucht war es ihm schwer zu glauben, daß ie nächste Sonne über Trümmer und Aschenhaufen untergehen würde. Aber schon nach 4 Tagen kam die traurige Kunde, daß azaribagh geplündert und niedergebrannt sei. Sie selbst kamen ach einer beschwerlichen Reise, die sie theils zu Pferd, theils auf

einem Elephanten, glücklicher Weise aber bei gutem Wetter machen mussten, am 3. August wohlbehalten in Calcutta an.

Einige Tage nach H. Batsch mussten sich auch die Brüder in Ranchi auf die Flucht begeben. Dieselben meuterischen Soldaten, die Hazaribagh geplündert, kamen nun auch nach Ranchi, sich durch die dort stationirten Regimenter zu verstärken und dieselben Schandthaten zu verüben.

Am 31. Juli Abends versammelten die Missionare noch einmal alle in Ranchi anwesenden Christen, beteten mit ihnen, legten den Stand der Dinge ihnen auseinander und entließen sie nebst den Kindern in ihre Dörfer. Nachdem sie nun noch Wächter bestellt, das Missionseigenthum so lange als möglich zu bewachen, ergreifen sie den Wanderstab, und wie sie vor 12 Jahren gekommen waren, so ziehen sie jetzt wieder ab, arm, jeder nur ein Bündelchen auf der Schulter. Ihre Flucht fiel in eine sehr ungünstige Zeit, in den schwersten Monat der Regenzeit.

Was sie auf ihrer Flucht durchzumachen hatten, vermochten sie nicht zu beschreiben. 26 Meilen weit mussten sie gehen, ehe sie zur Eisenbahn kamen, in einer weglosen Gegend, über Berge, durch Schluchten, angeschwollene Flüsse und dichte Wälder hindurch, bald unter heftigen Regengüssen, bald in brennender Sonnenhitze, immer mit denselben Kleidern, die nach dem Durchwaten der Flüsse oder nach den heftigen Regengüssen am Leibe wieder trocknen mussten. Oft gings bis unter die Arme in die Flüsse hinein, und das noch dazu bei Nacht. Zuletzt galt es barfuß zu laufen, denn Schuh und Strümpfe gingen in Stücke. Und doch wurde keiner von ihnen krank.

Von Purulia, wo sie vorbei kamen, nahmen sie Missionar Brandt und Familie mit, kurz vor dem auch dort ausbrechenden Aufstande, und kamen nach manchen Schwierigkeiten, die sich besonders dem Fortschaffen der Frauen und Kinder in den Weg legten, endlich auf der Bahnstation Ranneganj an. Durch viele Liebe unterstützt, gelangten sie von dort aus nun rasch nach Calcutta, woselbst sie am 7. August mit den Geschwistern aus Hazaribagh zusammentrafen.

Da saßen sie denn nun, wie sie sich ausdrückten, an den Kassern von Calcutta und weinten, wenn sie an Chutia Nagpur dachten; da saßen sie und seufzten: „ach, daß die Hülfe aus Zion über Israel käme, und der Herr sein gefangnes Volk erlöste!“

Und was ging indessen in Chutia Nagpur vor? —

Nachdem die Stadt Ranchi durch die Sepoys geplündert, das Gefängniß geöffnet, der 150,000 Rup. betragende Schatz im Gerichtshause geplündert war, zog der wüste Haufe auch nach der Missions-Station. Vor allen Dingen wollte man die Kirche zerstören. Kanonen wurden aufgepflanzt und gegen das schöne Gebäude abgefeuert. Aber Gott der Herr schützte seinen Tempel. Von den 4 Kanonenschüssen, die man abfeuerte, traf nur einer, der wenig Schaden anrichtete. Auch das Innere der Kirche wurde nur geplündert, nicht zerstört. Stühle wurden fortgeschleppt, der Kronleuchter gestohlen, die Orgel vernichtet, deren Verlust sich allerdings auf 3000 Rup. belief, sämmtliche Fenster, soweit man sie erreichen konnte, zerschlagen, kein Stiftchen und Häkchen in dem Holzwerk gelassen, — aber das Gebäude selbst blieb verschont.

Die Beschießung der Kirche war für den Pöbel das Signal, auch über die andern Missionshäuser herzufallen. Die wachehaltenden Diener konnten es nicht hindern. Bald gesellten sich auch die Soldaten zu den Plündernden. Und nun gings nach kurzer Unterbrechung die ganze Nacht hindurch an ein vollständiges Ausräumen. Alle nicht unbedeutenden Vorräthe, alle Möbel und Eisensachen wurden fortgeschleppt, so daß auch nicht die Spur von Utensilien mehr in den Häusern blieb. Selbst die Nägel wurden aus den Wänden gezogen, und wos nicht anders ging das Holz dazu gespalten. Vorgefundene Bücher zerriß man, Fenster und Thüren wurden ausgehoben und fortgeschafft. Nicht einmal die Gartenzäune ließ man ganz. Die leeren Räume dienten anfangs den Soldaten als Quartiere, später Kühen und Ochsen zum Aufenthalt.

Aehnlich wie in Ranchi wurde auf den übrigen Stationen gewüstet.

Viel schlimmer als den Gebäuden gings aber den armen eingebornen Christen. Gegen die wurde eine wahre Hetzjagd los-

gelassen. Besonders die Gemeinde-Aeltesten mussten Entsetzliches leiden. Daß die Christendörfer und Christenhäuser, soweit die Empörer zu ihnen gelangen konnten, von Grund aus geplündert, die armen Kolhs all ihrer Habe, ihrer Kleider, Früchte, Geschirre, ihres Viehs beraubt wurden, verstand sich von selbst und war noch nicht das Schlimmste. Wer fliehen konnte floh natürlich. Aber welch eine Flucht gerade in den schwersten Tagen der Regenzeit! Sechs Wochen mussten die Flüchtlinge in Wäldern, Bergen und Höhlen zubringen, ohne Lebensmittel als Wurzeln und dergl. Mit einem der Aeltesten waren mehr als 100 Kinder. Viele der Vertriebenen starben, noch mehr wurden krank und siechten dahin.

Wer von den Feinden ergriffen wurde, hatte Mißhandlungen und Verspottungen der rohesten Art zu erleiden. Der bekannte Neumann verlor all sein Vieh, 200 Rup. und alle seine Vorräthe. Man ergriff seine alte Mutter, seine Frau und Kinder, schlug sie mit Stöcken und Schuhen, nahm sie einige Stunden weit mit fort und ließ sie dann in ihrem Elend liegen. Sie sollten bekennen, wo Neumann die ihm zur Verwahrung übergebenen Missionsgelder versteckt hätte. Die Kinder bekamen in Folge der vielen Schläge geschwollenen Leib und Fieber. Das Haar fiel ihnen ganz aus. — An einem andern Orte hatte man alle Christen gebunden und geschlagen. „Nun singet uns doch eins von euern Liedern," rief man ihnen spottend zu, „lehrt uns etwas aus dem Worte; ja, wo ist nun euer Jesus, was ists nun mit eurer Lehre, wo sind eure Lehrer nun?" — In Kharha hatte der Zemindar einen Christen gefangen in Fesseln gelegt und nach Palkot geschleppt, um ihn dort dem Hauptgötzen zum Opfer zu bringen. Man warf ihn in die Vorhalle des Tempels und band ihn noch mit Stricken von der Decke aus um die Hüften fest. In der Nacht fand er aber Gelegenheit die Stricke loszumachen und, während seine 5 Wächter schliefen, zu entfliehen. Um sich der Fesseln zu entledigen, hatte er sich selbst verwunden müssen. — Besonders furchtbar wüthete der Thakur von Hattia, ein naher Verwandter des Königs. Gleich bei Ausbruch des Aufstandes schickte er an alle Zemindare, Thikadar

d dergl. schriftliche Ordre, vor allen Dingen die Christen um-
bringen. Auf Missionar Schatz und einen englischen Beamten
tte er es vornehmlich abgesehen. Auf die eingebornen Christen
umann, Teble und Nathanael war ein besonderer Preis gesetzt.
er sie einbringe, sollte ein Dorf und noch 2000 Rup. obenein
alten. Die Haut der Männer hatte er zum Trommelfell be-
mmt, und das solle eine gute Trommel heißen, über die er solch
Fell spannen könne. Nach ihrem Tone sollten die Töchter der
risten, die er fangen werde, schon gut tanzen lernen. — Nur
König von Palkot hatte noch gegen die Ausrottung der Christen
denken gehabt. Dem Thakur schrieb er, daß er nichts gegen
selbe habe, wenn sie an einem Tage zu Stande kommen könne.
dies aber nicht möglich wäre, so unterbliebe sie am besten ganz.
nn Wenige würden doch übrig bleiben und dann bei den Eng-
dern ihr Recht suchen. „Die Engländer," schrieb man ihm
eder, „sind alle geflohen." „Was macht das," antwortete der
nig, „so lange wir nicht alle ihre Köpfe haben, will ich nicht
uben, daß ihre Herrschaft ein Ende hat." — Diese Warnung
g doch etwas beigetragen haben, daß man das Leben der Christen
nigstens nicht auf einmal zu nehmen versuchte. Man schickte dem
nige auch von dem Raube, unter Anderem Decken aus der Kirche,
er er wollte nichts annehmen. Auf die Warnung des Königs
beschloß nun der Haupträthelsführer zu schlagen, aber nicht zu
wunden und nicht zu tödten. Mit Stock-, Faust- und Schuh-
hlägen gings dafür aber um so teuflischer los. Einige starben in
lge derselben, Viele bekamen ihr Lebtag zu leiden. Unter den
rangsalen und Entbehrungen — nur 2 Christendörfer blieben
schont — ist ein gut Theil der Christen entschlafen, sie wurden
istens durch Fieber, Ruhr und Cholera, die in Folge der An-
engungen kamen, hingerafft.

Endlich war der Aufstand besiegt und die Missionare durften
rückkehren. Durch Gottes Gnade war keiner von ihnen ums Leben
ommen, konnten alle wieder in ihre Thätigkeit eintreten. Nach
ästen suchten sie das Zerstörte wieder herzustellen. Doch war
unmöglich, alle früheren Stationen wieder in Angriff zu nehmen.

Die Verluste, welche das Missionseigenthum erlitten, beliefen sich zu hoch. Nur Ranchi wurde deßhalb von den Brüdern besetzt. Hier aber gings sofort wieder frisch an die Arbeit. Das ist ja Christenart, daß man sich im Werke des Herrn durch keine Störungen irre machen läßt; man weiß, Gottes Gedanken müssen doch ausgeführt werden, und Gottes Wege führen doch zum Ziel, auch wenn sie Schreckenswege scheinen.

Das konnten die Missionare so recht an den Christen erkennen, über denen das Wetter der Revolution sich am schlimmsten entladen hatte. Ihnen war der Aufstand eine schwere aber heilsame Feuertaufe gewesen. Sie hatten sich in derselben bewährt und den Beweis geliefert, daß der Tempel Gottes in Chutia Nagpur nicht aus Holz, Heu und Stoppeln, daß er aus Gold, Silber und Edelstein aufgebaut war. Nicht zum Abfall, sondern zur Befestigung im Glauben hatte den christlichen Kolhs die blinde Wuth der Feinde gedient. Eine jener Verfolgten, die all ihr Erspartes verloren hatte und blutig geschlagen worden war, wurde später gefragt, ob die Narben auf ihrem Rücken es ihr nicht Leid gemacht hätten, Christin geworden zu sein; sie antwortete: „Sollte ich dies Wenige für meinen lieben Herrn Jesus nicht gern leiden, der für mich so viel gelitten hat?“ — Ein Anderer hatte unter schweren Martern gesagt: „Jab tak swas rahega, main apne Jsu ko na chorunga, solange noch ein Odem in mir ist, will ich meinen Jesum nicht verlassen.“ Keiner, sagten die Missionare, ist unter ihnen, der da klagte und murrte.

Was diese ihre Beständigkeit besagen will, werden wir recht erkennen, wenn wir uns die schlimme Lage vergegenwärtigen, in der sie sich befanden. Ihre Missionare und die Engländer waren vertrieben, das ganze Land in den Händen derer, die schon seit Jahren Rachepläne geschmiedet. Was sollte aus ihnen werden, wenn die Engländer nicht wieder Herren des Landes wurden? Welch schwere Kämpfe mögen sie da zu bestehen gehabt haben! Wie heiß werden ihre Gebete gewesen sein!

Der Herr aber, den sie angerufen, hatte ihre Gebete gehört und bei ihnen gestanden. Sie hatten erfahren, wie treu er ist, und

daß er von der Gewalt der Verfolger befreien kann. Das Band ihrer Gemeinschaft war nun durch die gemeinschaftliche Noth inniger, denn zuvor, ihr Vertrauen auf den Herrn stärker, denn je. Mit Bewunderung schauten ihre heidnischen Stammesgenossen auf sie und ihren Glauben.

Weit entfernt darum, daß der Zug der Heiden zu dem Evangelio durch den Aufstand eine Schwächung erfahren hatte, wurde er nun erst recht stark. Das Blut der Märtyrer ward auch hier der Saame der Kirche. Noch war in Chutia Nagpur die Ordnung keineswegs völlig hergestellt, weil die Regierung, einen neuen Aufstand fürchtend, die aufrührerischen Hindus nicht energisch zu züchtigen wagte, — noch trieben es die Zemindare mit Rauben und Erndteabschneiden arg, ja man behauptete, sie hätten es noch nie so arg getrieben und wären noch nie so stark gewesen, — noch ließen es die Hindus an drohenden Reden nicht fehlen, und schien das Feuer nur unter der Asche zu glimmen — da hatten sich im Spätherbst schon wieder 150 heidnische Kolhs zur Aufnahme in die Gemeinde gemeldet, bereit die entstandenen Lücken wieder zu füllen.

So zog nach dem tosenden und brausenden Gewitter Gott der Herr den Friedensbogen seiner Gnade wieder über dem Lande der Kolhs in die Höhe, und gerade die sich verziehenden dunkeln Wetterwolken mussten dazu dienen, daß dieser Friedensbogen um so lieblicher strahlte und Viele zum Bunde des Friedens lockte.

Bald nachdem Chutia Nagpur zum Frieden zurückgekehrt, am 30. März 1852, ging der Mann zum ewigen Frieden ein, der die Botschaft vom wahren Frieden übers Meer dorthin gesendet hatte — der alte Vater Goßner.. Wir freuen uns, daß er in den letzten Wochen seines Lebens noch die fröhliche Kunde von dem Siege erhalten, den der Glaube seiner Kolhs über die Welt mit ihren Schrecken und Aengsten davongetragen. Sein letztes Wort, das er in der Biene und gerade über diesen Sieg seines Werkes in Indien geschrieben, möge als sein Testament bei allen Freunden des Reiches Gottes unvergeßlich sein: Auf denn Geliebte! Der Herr hat geredet, lasst uns hören! Lasst uns aber

auch nicht still sitzen, sondern bereit sein etwas zu thun — nämlich wieder aufzubauen und weiter auszubauen, bis der herrliche Tempel des Herrn auch in Indien vollendet dasteht, und wir ausrufen können: Siehe da, siehe da! —

4. Zehn Jahre des Wachsthums.

Marc. 4, 26—29.

Kein Prediger des Evangeliums, auch kein Missionar darf sich die Erfolge seiner Thätigkeit als Verdienst zurechnen. Denn was thut er? Er streut den Saamen des göttlichen Wortes in die Herzen und erndtet dann die reifen Garben — das ist Alles. Das Keimen, Wachsen, Blühen, Fruchtbringen geschieht „von selbst." —

Ganz frappand tritt uns diese Wahrheit in der Mission unter den Kolhs entgegen, und vornehmlich in den zehn Jahren von 1857 bis 1867. Da rauschte der Geist Gottes durch das Volk hindurch, und weckte in viel tausend Heidenherzen die Sehnsucht nach dem Reiche Gottes, und machte das Wort von Jsu Massih, dem rechten Helfer in Noth, Elend und Tod, lebendig, und ließ den Glauben reifen zu dem festen Entschlusse, Götzendienst und Kaste wegzuwerfen und sich taufen zu lassen. Ein Dorf nach dem andern, eine Gegend nach der andern wurde erweckt. Schaarenweise strömten die Heiden nach Ranchi zum Unterricht, die Tauf-Candidaten zur Taufe. Das Bild vom Wachsthum will schier nicht ausreichen, den Andrang zum Evangelio richtig zu bezeichnen. Er war zu gewaltig, zu plötzlich, zu massenhaft. Es war ein Schauspiel, als wären die Wasser eines Flusses aufgestaut gewesen, nun auf einmal bräche der Damm, und mit großem Brausen stürzte der Wogenschwall in das neugegrabene Bett.

Und was hatten die Missionare dazu gethan? Wenig oder gar nichts. Sie hatten bis zum Jahre 1857 treulich und allerdings unter vielen Mühseligkeiten das Wort gepredigt, davon aber, daß seitdem ihre Thätigkeit eine noch vielseitigere und angestrengtere geworden wäre, ist nichts zu lesen. In dem Maaße, in welchem

die religiöse Bewegung unter den Kolhs zunahm, nahm vielmehr ihre Säemanns-Arbeit ab. Mehrere Stationen waren aufgegeben, eine ganze Anzahl Missionare auf den Rath der älteren seit dem Revolutionsjahre in andere Missionen übergegangen; nur eine Hand voll geistlicher Ackersleute stand noch in Ranchi, von ihnen noch dazu ein Theil gewöhnlich auf Urlaub oder krank. An Predigtreisen wird nicht groß mehr gedacht. Man bleibt vorzugsweise fest auf der Station sitzen, entweder unlustig zum Reisen, oder außer Stande dazu, weil man alle Hände voll mit der Erndtearbeit: der Vorbereitung zur Taufe und der Taufe selbst zu thun hat. In der That, während die Erde von sich selbst hervorbrachte Gras, Aehren und darnach den vollen Weizen in den Aehren, — da schlief der Säemann.

Furchtbar hatten im Aufstande des Jahres 1857 die Mächtigen im Lande gegen die armen Kolhs, besonders die christlichen, gewüthet. Es war aber nicht gelungen, sie von ihrem Glauben abzubringen. Im Gegentheil, die Zeit der Trübsal war für die Christen eine Zeit innerlicher Bewährung, Läuterung und Stärkung gewesen. Immer tiefer waren sie ins Gebet getrieben worden, immer fester hatten sie sich an den Herrn, den einigen Helfer, und an einander angeschlossen. Da kam die Besiegung der Rebellion. Es war nicht anders möglich, sie wurde von den armen gemarterten Christen als eine Hülfe von oben und Erhörung ihrer Gebete mit Lob und Dank begrüßt. „Jesus ist unser einiger Retter" das stand ihnen fester denn je. „Im Christenthum ist Heil und Hülfe für uns, sonst nirgend" — diese Ueberzeugung brach sich mit Macht auch unter den Heiden Bahn.

Dazu kam ein Anderes. Den armen Christen, die fast all ihre Habe eingebüßt hatten, war ihr Verlust durch die englische Regierung reichlich erstattet worden, und mit der Regierung wetteiferten jetzt reiche Privatleute, die christlichen Kolhs mit Wohlthaten zu überschütten. Zu Dienern und Arbeitern wünschte man nur Christen. Die Beamtenstellen des Gerichts und der Polizei sollten womöglich nur mit Christen besetzt werden. Am liebsten hätte man auch das eingeborne Militair nur aus Christen bestehen gewusst.

England hatte gesehen, wohin es mit seiner falschen religionslosen Politik gekommen war, jetzt schien es sich auf die Wurzeln seiner Kraft zu besinnen. Bisher von der englischen Regierung gänzlich ignorirt, wurden die eingebornen Christen jetzt mit besonderer Liebe behandelt.

Es ist nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen sich die religiöse Bewegung unter den Kolhs mit vielen unlautern Motiven vermischte. In den irdisch gesinnten Heidenherzen konnte sich das Wort von der Erlösung nicht in seiner ganzen Hoheit und Lauterkeit spiegeln, es wurde unwillkürlich ins Sinnliche, Weltliche herabgezogen. Was sie von Anfang an gefühlt, daß nur das Christenthum sie vor völligem socialen Untergange bewahren könne, das ward ihnen jetzt zu immer festerer Gewißheit. Wie das geschehen könne, — darüber dachten die Verschiedenen wohl verschieden. Keinenfalls hats bei den edleren Gemüthern an einer geistigen Auffassung gefehlt. Bei der Mehrzahl aber und besonders unter den Häuptern der Dörfer und Stämme verbreitete sich folgende Form des Gedankens: „Wir wollen dem Teufelsdienst den Abschied geben, Christen werden, uns unterrichten lassen, uns mit Hülfe der Missionare von den ungerechten Bedrückungen der eingewanderten Hindus befreien und das Land, das uns ungerechter Weise in den letzten Jahren geraubt ist, wieder in Besitz nehmen."

So geschah es, daß schon im **November des Jahres 1858**, also ein Jahr erst nach Beruhigung des Landes, aus den 50 Christendörfern des Jahres 1857 nicht weniger als **205** geworden waren. Am **Weihnachtsfeste** desselben Jahres waren gegen 1500 zur Kirche nach Ranchi geströmt. Die Station war 4 Tage lang ein großes Heerlager, die ganze Kirche gedrängt voll, 250—300 Personen mussten draußen bleiben. Ueber 150 Familien meldeten sich während des Festes zur Taufe und brachen die Kaste. Am Neujahrstage und Sonntag darauf wieder gegen 60 Familien, am 4. Januar 12. Im Ganzen gehörten jetzt schon **270 Dörfer** zur Mission. Man fürchtete, daß der ganze Volksstamm der Mundari sich auf einmal dem Christenthum zuwenden werde. Ein Christ aus der südlichen Gegend Nagpurs sagte: „Wir fürchten uns sehr,

daß auch die Zemindare jetzt kommen werden, um Christen zu werden; aber sie werden doch ihr Rauben nicht aufgeben wollen, und das wird dann für uns desto schlimmer werden." Ein anderer, der schon Jahre lang mit der Mission in Verbindung gestanden, aber durch die Kaste sich von der Taufe zurückhalten ließ, äußerte: „Es sieht jetzt das ganze Volk auf Euch, und das thun Alle miteinander, und Jeder fragt, was will das werden? Es ist auch nicht Einer, der nicht einsieht, daß es gut ist ein Christ zu sein. Sie wissen nur nicht — die aus den hohen Kasten der Hindus — wie sie über die Schwierigkeit der Kaste kommen sollen. Es kommen Alle und das bald, aber erst wird es Wirren geben."

Mit der letzten Ansicht hatte der Mann, — es war der Lál Bisnathsah — leider nur zu recht. Es konnte nicht ausbleiben, daß die thörichten Hoffnungen, die Vielen sich an die Annahme des Christenthums knüpften, zu bösen Auftritten führen mussten.

Zuerst kams zu Conflicten in den südlich von Ranchi gelegenen Districten Sonepur und Govindpur. Auf die dort wohnenden Mundaris hatte sich die Bewegung vorzugsweise erstreckt. Es war der alte Streit mit den Zemindaren, der die Veranlassung gab, und zweifelsohne lag auch auf deren Seite die meiste Schuld. Ihnen war es ein Dorn im Auge, daß so Viele Christen wurden, denn sie fürchteten mit Recht, daß die Kolhs, aus ihrer geistigen Stumpfheit herausgerissen, nicht mehr so geduldig wie bisher sich würden brandschatzen lassen. Unter einander eng verbunden streuten sie fälschlicher Weise Anklagen über Anklagen gegen die Christen aus und überfielen raubend ein Dorf nach dem andern.

Aber auch die Christen waren nicht ohne Schuld. Manche mögen sich wohl durch ihr Christenthum vom Gehorsam gegen die Obrigkeit, — und zu der gehörten doch in gewissem Sinne auch die Zemindare — entbunden erachtet haben. Anderen werden die Feindseligkeiten der Landherrn eine willkommene Gelegenheit gewesen sein, sich gegen sie aufzulehnen. Jedenfalls ertrugen sie nicht das Kreuz in christlicher Weise, sondern setzten sich nun im Bunde mit ihren heidnischen Volksgenossen zur Wehr, verjagten die angreifenden Zemindare und machten große Beute an Pferden, Waffen und

Gefangenen. Daß sie letztere Klagend bei Gericht ablieferten, half ihnen wenig, das durch die Zemindare gegen sie eingenommene Urtheil der englischen Beamten zu ihren Gunsten zu ändern. Die Begeisterung der Regierung für die Christen war überhaupt nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Dazu kam, daß seit der Revolution die englischen Magistratsbeamten in Ranchi so häufig gewechselt hatten, daß keiner die Zustände des Landes genau kannte! In den Augen des Departements-Commissioners, der kein Herz für die Christen hatte, galten sie als Rebellen. Und als Rebellen gestattete er sie zu behandeln. Das traurige Schauspiel einer Christenverfolgung unter obrigkeitlicher, unter christlicher Autorisation ward aufgeführt. Das Rauben und Plündern von Seiten der Zemindare war zum Entsetzen. Den Frauen wurden die Kleider vom Leibe gerissen, so daß sie nackt sich im Stroh bergen mussten. Die Männer wurden gefangen fortgeführt, an den Orten ihrer Gefangenschaft aber in den Stock gelegt. Das Geraubte theilte man unter die plündernden Banden oder brachte es in die Vorrathshäuser der Zemindare. So ging es 14 Tage lang, Nacht für Nacht. Rauben, Plündern, Häuser abbrennen und Leute auffangen war an der Tagesordnung. Die Christen waren voll Furcht und Schrecken. Sie schliefen des Nachts nicht in ihren Dörfern, sondern flüchteten in die Wälder. 20 Dörfer wurden ausgeplündert, über 100 Christen gemartert, einige erschlagen.

Alle Vorstellungen der Missionare bei dem Commissioner halfen nichts. Der war wüthend auf die Christen und hatte schon gleich Anfangs, als die Missionare noch gar nichts von den Unruhen wussten, nach Calcutta berichtet, die Christen in Sonepur seien widerspenstig, gehorchten Niemand, der ganze District sei im Aufruhr. Nur mit Mühe wurden die Christen, die mittlerweile gehört hatten, die Plünderung und Verfolgung sei gegen die Ordnung und gegen die Proclamation der Königin, von offnem Aufstande gegen die englische Obrigkeit zurückgehalten.

Endlich, nachdem die Verfolgung sich auch auf benachbarte Gegenden ausgedehnt hatte, begab sich der Commissioner selbst nach dem Schauplatz der Aufregung. Dadurch gelang es, nach und nach

wieder Ruhe herzustellen. Dem Thakur (König) von Govindpur, der am meisten gegen die Christen gewüthet hatte, ward die Gerichtsbarkeit genommen und noch dazu, weil er einige Erschlagene heimlich hatte vergraben lassen, eine Strafe auferlegt. Von beiden Theilen, Heiden wie Christen, kamen mehrere ins Gefängniß.

Mit tiefem Schmerz blickten die Missionare auf diese und ähnliche, noch öfters sich wiederholende Vorgänge. Voll Theilnahme für das traurige Loos der Kolhs und trotz der Ueberzeugung, daß die größere Schuld bei den Zemindaren liege, konnten und durften sie doch diese Art von Bauernkrieg nicht billigen. Entschieden mussten sie sich von diesem Thun und Treiben lossagen.

Aber hätten nicht all diese traurigen Auftritte vermieden werden können? Warum machte man nicht fleißiger Reisen nach jenen Gegenden? Warum gründete man nicht zwei oder drei Außenstationen? Warum suchte man nicht durch persönlichen Verkehr die Christen vor Thorheit zu bewahren, mit Rath und That zu unterstützen, und die ganze Bewegung in ein richtiges Fahrwasser zu leiten? — Wir wissen, daß der Mission vielfach die Unterstützung von der Heimath aus fehlte, und daß die Arbeit auf der Station die Kräfte der Missionare sehr in Anspruch nahm. Trotzdem können wir die Ueberzeugung nicht unterdrücken, daß auch die damaligen Missionare von Schuld nicht frei waren. Es war die Zeit, wo mehrere von ihnen anfingen mit den von der Regierung gezahlten Entschädigungsgeldern sich Privatbesitz zu beschaffen. Hatten sie dazu Zeit, so hätten sie für die seelsorgerliche Pflege der Gemeinden erst recht Zeit haben müssen.

Die Wirkung des Aufstandes war, wie zu erwarten stand, für die jungen Christengemeinden sehr unheilvoll. Eine Art gesetzlosen Zustandes war eingerissen. Von geregelter Aufsicht und der Predigt des Wortes Gottes waren sie fast ganz losgekommen. Fast in allen Dörfern hatte man wieder angefangen Branntwein zu trinken. Es that darum Noth, die alte, in der Conferenz der Missionare noch weiter ausgebildete Gemeindeordnung einzuführen und streng zu handhaben. Es wurden dazu mehr Aelteste gewählt, und jedem Aeltesten noch Gehülfen beigegeben, man nahm auch Bedacht darauf,

daß in den Aeltestendörfern Kapellen erbaut, und in der Seminar-klasse zu Ranchi junge Leute zum Predigtamt ausgebildet würden.

Der Zudrang der Kolhs zum Reiche Gottes hatte inzwischen nicht abgenommen, er war immer stärker geworden, gewiß ein Beweis, daß es den Kolhs mit ihrem Christwerden um noch Höheres zu thun war, als um die Gunst und Hülfe der Engländer, denn sonst hätten sie jetzt, da sie von den Engländern nicht Hülfe erhalten hatten, sondern niedergedrückt waren, sicher die Meldungen zur Taufe unterlassen. Aber sie kamen nach wie vor. Im **Mai 1859** kann man etwa **600 Dörfer** zählen, in denen solche wohnen, die entweder schon Christen sind, oder mit den Christen nach Bruch der Kaste Gemeinschaft haben. Ende desselben Jahres sind es schon 800 Ortschaften. Der Besuch der Kirche ist stets ein sehr großer. Auch die Engländer kommen theils aus wahrem Interesse, theils angelockt durch das wunderbare Schauspiel, in den Gottesdienst der Eingebornen. Die Kolhs wandern bis 12 Meilen weit zur Kirche. Kein Tag vergeht, daß sich nicht neue Taufcandidaten melden. Familienweise erbitten sie die Taufe und stellen stets das Kommen noch Anderer in Aussicht. Etwa **1600 getaufte Erwachsene** und ebensoviel Taufcandidaten gehören zur Gemeinde. Es wächst, es wächst rapide. Einer wirbt den Andern, Einer zieht den Andern mit. Es ist eine Ueberfülle des Segens, unter der mit Recht gefürchtet wird, daß das Netz zerreiße. Denn der Fischer sind so wenig. Sechs Missionare (Schatz, Brandt, Bohn, F. und H. Batsch, Herzog) oder eigentlich nur vier, da zwei auf Urlaub in Deutschland waren: — was war das unter so Viele?!

Am 18. **Januar 1861** konnten die Missionare F. Batsch und Brandt, die sieben Monate vorher nach Europa gekommen waren, den zahlreichen zur Abordnung neuer Missionare (Onasch und Flex) anwesenden Festgenossen erzählen, daß die Kolh-Mission in **mehr als 900** von den 4500 **Dörfern** Chutia Nagpurs Erweckte habe, daß **18 — 20,000 sich zur Mission hielten,** und **1900 — 2000 getauft** seien. Erst am Sonntage vor seiner Abreise habe Batsch 113 auf einmal getauft, und sie könnten Schaaren taufen, hätten sie sich nicht zur Pflicht gemacht, alle Taufcandidaten einer strengen

Prüfung zu unterwerfen. Neue Missionare seien nöthig, neu Stationen müssten angelegt, ein Seminar zur Bildung eingeborne Prediger und Lehrer gebaut werden. „Ihr müsst uns helfen, u des Herrn Jesu willen, sonst nimmt Er den Segen weg."

Als neu zu gründende resp. wiederaufzunehmende Stationen wurden Hazaribagh unter den Santals, Purulia unter Bengalen Chaybassa unter den Larkas in Aussicht genommen. In Itki sollt eine Kirche gebaut werden. Doch gings mit Ausführung dieser Pläne langsam. Der Sommer brachte wie in ganz Indien, s auch unter den Kolhs eine große Hungersnoth. So groß war de Mangel, daß man das junge durch die ersten Regengüsse hervor gelockte Gras verzehrte. Reichere genossen Viehfutter und dazu um es für Menschen schmackhaft zu machen, ein Paar Körnche Salz und eine Pfefferschote. Diese durch die fortgesetzte Verfolgun der Zemindare gesteigerte Noth trieb Tausende zur Auswandrung Dazu kam mit eintretender Regenzeit noch Cholera und Viehseuch Das war eine neue Gelegenheit für die Christen sich zu bewähren den Heiden ein erneuter Weckruf zur Buße, den Missionaren ein ernste Mahnung, sich der zerstreuten Christen seelsorgerlich anzu nehmen. Es ist zu constatiren, daß auf Seiten der Christen i dieser Zeit schöne Beweise von Gottergebung und Gottvertrau gegeben wurden.

Ende des Jahres wurde die seit dem Aufstande verlassen Station Hazaribagh wieder aufgenommen. Im Mai 1862 waren Missionar H. Batsch und Onasch bereits in voller gesegneter Thä tigkeit. Die dort ansässige Bevölkerung besteht aus Santals und Hindus. Doch auch viele Kolhs werden durch die Theeplantagen der Gegend herbeigezogen, bilden aber allerdings nur eine wechselnde Bevölkerung. Unter ihnen war im April 1863 eine Gemeinde von 116 Gliedern gesammelt, 80 Erwachsene und 36 Kinder, darunter 56 Erwachsene und 34 Kinder getauft. Die Schule zählt 23 Schüler. Die Station stand völlig selbständig neben Ranchi.

Zu dieser letzteren gehörte nach wie vor die Hauptmasse der christlichen Kolhs. Im Jahre **1862** wurden dort **814 getauft**, nämlich 437 Erwachsene, 257 Kinder derselben und 120 Kinder

aus der Gemeinde, confirmirte 154, aufgenommen 7. Die Zahl der **Getauften** überhaupt betrug 2689. Vornehmlich beschäftigten sich die Missionare mit dem Unterricht der Taufbewerber. Auch die Schule forderte die Arbeitskraft mindestens eines Bruders. Missionar Flex hatte sie übernommen. In 4 Klassen getheilt, zählte sie in der ersten 10, der zweiten 11, der dritten 11, der vierten Klasse 30 Knaben.

Anfang 1864 standen in Ranchi mit der Nebenstation Pithuria fünf Missionare: Fr. Batsch, Brandt, Herzog, Bahn, Flex. In Hazaribagh mit der Außenstation Suomi: H. Batsch und Onesch. Außerdem war zum Andenken an den warmen Freund Gehners und treuen Förderer der Mission, den heimgegangenen König Friedrich Wilhelm IV. die Station Paruhia unter den Bengalen gegründet und mit dem am 2. Nov. 1863 von Berlin aus abgeordneten Brüdern Didlaukies, Krüger und Strefferath besetzt worden.

Die Gemeinde zu Ranchi hatte sich **1863** wieder um 1296 Getaufte vermehrt, zählte **3907 getaufte** und **974 confirmirte Gemeindeglieder.** 625 Familien hatten in diesem Jahre dem Heidenthum entsagt. Die zahlreichen zur Station gehörigen Dörfer waren in Parochieen eingetheilt, der Kreis Sonepur in 40, von denen 30 Aelteste hatten, der Kreis Dösa in 12, Belkad in 8. Im Ganzen hatte die Gemeinde Ranchi 65 Aelteste, 6 Dorfkapellen, 6 Dorfschulen. Die Schule in Ranchi zählte 67 Knaben.

Schon diese Zahlen beweisen es, wie gar unzulänglich die Arbeitskräfte für das große Erndtefeld waren. Das wird uns aber noch ausdrücklich bestätigt. 65 Gemeinden hatten um Lehrer gebeten, ohne daß sie welche erhalten konnten. Viele Kinder, die in die Knabenanstalt zu Ranchi wollten, mussten abgewiesen werden. Die Missionare seufzten unter der Arbeitslast. Woher sollte man Arbeiter in die Erndte, woher die Geldmittel nehmen, deren man bedurfte?

Dieser Nothstand hatte wohl den Bischof von Calcutta veranlasst, im April 1864 in Ranchi einen Besuch zu machen, und über denselben an das Curatorium in Berlin einen Brief zu schreiben. Er war Zeuge gewesen, wie 143 Kolhs durch die Taufe in die

Kirche Christi aufgenommen wurden, 1200 am Sonntage im Gotte
dienst waren, 600 das heilige Abendmahl empfingen. Alles, w
er sah, stimmte ihn zu Worten der Anerkennung, aber auch
dem Bekenntniß, daß eine Unterbrechung dieses Werks ein wahr
Unglück sein würde, ein Ereigniß, welches jeden Gläubigen m
Schmerz und mit Schaam erfüllen müsse. Das Werk dürfe nic
allein nicht unterbrochen, es müsse noch weiter ausgedehnt werde
In dem Schreiben an das Curatorium bittet er nun, die Kol
Mission entweder mit aller Kraft in die Hand zu nehmen, ode
wie es ja Absicht und Wunsch des Pastor Goßner gewesen sei,
der Missionsgesellschaft der englischen Kirche zu übergeben.

Gewiß dankt es jeder Freund der Kolh-Mission dem Cur
torium, daß es dem Ansinnen des Bischofs wiederstanden und die
„Perle der Missionen," wie sie damals von den Engländern g
nannt wurde, der deutschen Christenheit und dem Einflusse deutsch
Glaubens erhalten hat. Es hat damit auch ohne Zweifel im Sin
ihres Stifters gehandelt.

Allerdings hat der selige Goßner kurz vor seinem Tode dur
Missionar Schatz ein Schreiben an die kirchliche Missionsgesellscha
nach London gesendet, und in demselben die Kolh-Mission de
Engländern angeboten, indessen hat er das offenbar unter de
Druck seines hohen Alters und im Vorgefühl seines nahen Tode
wie in der Befürchtung gethan, die durch den Aufstand 1857 ge
störte Ordnung werde nicht sobald wieder hergestellt, und dadurc
die Fortsetzung des Werkes für Deutsche fast eine Unmöglichkei
werden. Er selbst hat auch wohl bei Lebzeiten diesen Gedanken
noch aufgegeben, denn als sein Tod herannahte (er starb am 30
März 1858) und sein Brief aus England noch keine Antwort er
fahren hatte, forderte er den Generalsuperintendent Büchsel auf,
nach seinem Tode die Leitung zu übernehmen[1]. Jedenfalls war

1) Die Londoner hatten erst die christlichen Missionsfreunde in Calcutt
um Rath gefragt und den Rath erhalten: „Lasst die deutschen Missionare
wie sie sind mit ihren Missionen und lasst sie ihnen. Wollt Ihr etwa
thun, so gebt ihnen hin und wieder eine Unterstützung, aber englische
Missionare und eine englische Mission werdet Ihr nie daraus machen." Dem
gemäß hatten sie auch geantwortet.

damit dem unter Direction des Generalsup. Büchsel stehenden Curatorium das volle Dispositionsrecht über die Kolh-Mission, ihr Vermögen und ihre Beamten übertragen, und selbst wenn Goßner bis zuletzt den Wunsch der Abtretung gehabt hätte, durfte daraus weder damals noch später ein Argument gegen die Entscheidung des Curatoriums hergeleitet werden.

Nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung der Vorgänge, die wir in der folgenden Nummer erzählen werden, ist übrigens, daß die damaligen Missionare ihre Freude über die Ablehnung des bischöflichen Vorschlags in dem Jahresberichte 1864 mit den Worten aussprachen: „Die deutsche Kirche will unsre Mission nicht fahren lassen, das lasse der Herr gesegnet sein!" und daß in der „Biene" 1865 pag. 120 der Missionsinspector Prochnow auf Wunsch der Brüder in Indien aussprechen mußte, sie hätten stets gewünscht, daß die Mission eine deutsche bleiben möge. — —

So demüthigend nun auch das Anerbieten des englischen Bischofs für die deutsch-evangelische Kirche war, so brachte es doch der Mission manchen Segen. In Calcutta nämlich bildete sich unter Engländern und Deutschen ein Hülfsverein, an dessen Spitze die Herren Brandis und Schröder. Durch denselben sind von da ab nicht blos alle ankommenden Missionare freundlich aufgenommen und gastlich bewirthet, sondern auch namhafte Geldbeitrage nach Ranchi gesendet worden. In einem Schreiben vom 28. Febr. 1865 zeigt der neue Verein seine Constituirung dem Curatorium an und spricht aus, daß es gar nicht sein Zweck sei, von Calcutta aus die Missionare in ihrem Thun und Treiben zu beeinflussen, — ihre alleinige Absicht sei, das Werk durch Erlangung größerer Mittel zu fördern. Dafür erbitte er die Mitwirkung des Curatorii, mit dem er seinerseits in herzlichem Einverständnisse und in Gemeinschaft thätig sein wolle. Ebenso heißt es in einem Aufrufe dieses Vereins vom 1. Mai 1865: „Wir werden uns bestreben, in jeder Beziehung im Einverständnisse mit dem Berliner Curatorium zu handeln, dessen Arbeiten wir auf alle Weise unterstützen werden."

Unstreitig hat auch in Deutschland der Brief des engl. Bischofs beschämend und anregend gewirkt. Wenigstens haben sich seit jener

Zeit die Einnahmen der Missionskasse in etwas, wenn auch noch lange nicht den Bedürfnissen entsprechend gemehrt.

Wie hatte sich unterdessen der Zustand der Mission im Jahre **1864** gestaltet? Aeußerlich ganz besonders glänzend. Dieses Jahr bezeichnete den Höhepunkt des Wachsthums. Das Erndtefeld rauschte und wogte in weitester Ausdehnung. Konnten doch gegen **2100 getauft** werden, 1170 Erwachsene, 930 Kinder darunter, 195 Christenkinder, so daß nun die Mission **5923 Getaufte** zählte, welche unter 64 Aeltesten standen, von 14 Katechisten bedient und in 11 Dorfschulen (270 Schulkinder) unterrichtet wurden. Die Kirche zu Itki, die zweite unter den Kolhs, die erste auf dem Lande, war fertig geworden und als Dreieinigkeits-Kirche eingeweiht. Sie hatte nebst Schulhaus 2350 Rup. gekostet. Am 30. Januar hatte die Grundsteinlegung des Seminars stattfinden können. Die Schule in Ranchi wurde von 70 Knaben und 36 Mädchen besucht. In der Seminar-Klasse befanden sich 15 junge Leute. Die Berichte über den sittlich-religiösen Zustand der Gemeinde verhehlen nicht, daß zu der Gemeinde manche gehören, die Unkraut unter dem Waizen zu nennen seien, und die alle Sünden aufwiesen, vor denen die apostolischen Briefe warnten, auch durch Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft sich nicht bessern ließen. Dann gebe es wieder schwache Seelen, halbe Christen, die sehr der Erziehung bedürften und mit viel Weisheit, Demuth, Liebe, Geduld und Kraft müssten getragen werden. Doch hätte die Mission auch viele, sehr viele, von denen sie hoffe, daß ihre Namen im Buche des Lebens geschrieben ständen. Sie zeichneten sich aus durch ihren Bekenntnißeifer selbst unter den härtesten Verfolgungen, durch ihr Gebet und ihren Hunger nach Gottes Wort, der sie viele Meilen weit zum Gottesdienst nach der Station triebe. Die Katechisten, deren Zahl um 4 vermehrt war, werden als eifrige und bescheidene Leute geschildert, die während der Probezeit mit einem Gehalte von 3 R., als fest Angestellte mit 5 Rup. monatlich vorlieb nähmen, während sie anderswo 10 Rup. verdienen könnten.

In Hazaribagh konnten in diesem Jahre die Erstlinge der geistlichen Erndte unter den Santals eingebracht werden. Vergl. *dazu den* Abschnitt: „Einige andere Natives" unter c. —

Wieder jedoch hatte die Mission im Jahre 1864 empfindlichen
erlust an Arbeitskräften. Missionar Brandt, der „Meistersänger
r Mission," war ein ganzes Jahr lang krank gewesen und starb
m 17. Juni. Missionar Flex schied aus und wurde Aufseher in
iner Theeplantage. Den Ausfall zu ersetzen, gingen indeß im
lovember wieder neue Brüder hinaus: Pastor Struve aus Schlesien,
örresen und Pohlenz. Missionar Bohn wurde ordinirt.

In Folge dessen konnte die Station Chaybassa in Singbhum
fgenommen und zunächst dort für 1800 Rup. ein Haus gekauft
rden. Sie bekam den Namen Elisabethpur. Wollte man das
ndringen der Baptisten in Nagpur verhindern, so musste man
dort niederlassen, obgleich die Lage des Ortes sehr heiß war,
d nur wenig Christen sich in der Gegend befanden. Chaybassa
rde mit Missionar Struve besetzt, der zuerst in Purulia ge-
sen war.

Somit waren endlich die 4 Stationen im Gange, auf die
on seit 1845 die Blicke der Missionare gerichtet waren: Ranchi,
rulia, Hazaribagh und Chaybassa.

Im Jahre **1865** machte sich bereits bemerkbar, daß die
uthen der großen Bewegung sich zu verlaufen anfingen. Dennoch
nten **782 Erwachsene, 700 Kinder und 309 Christenkinder**
tauft werden, zusammen **1791**. Die Gemeinde Ranchi zählte
t **7828 Getaufte**, von denen aber etwa 300 als Auswanderer
s Land verlassen hatten oder zu den andern Stationen gehörten.
s inquirers (Fragende) meldeten sich 376 Familien. 230 Per-
ren wurden confirmirt, die Summe der Abendmahlsgenossen
rug 1457. Die Dorfschulen unterrichteten etwa 300 Kinder,
Seminarklasse zu Ranchi zählte 19 junge Leute, die 4 übrigen
chulklassen 79 Kinder.

Das Jahr 1866 sah wieder neue Arbeiter in der Erndte unter
n Kolhs. Am 7. Oct. 1865 waren Pastor Jellinghaus und
konom Uffmann abgeordnet worden. Leider aber war auch ein
oßer Verlust zu beklagen. Missionar Struve in Chaybassa, der
in letzter Zeit besonders der hungernden und kranken Heiden
t großer Aufopferung angenommen hatte, erlag am 20. August

der Cholera. Börresen und Skrefsrud verließen die M
und arbeiteten fortan, unterstützt von einzelnen Missionsfreu
als Missionare in der Nähe von Calcutta.

Getauft wurden **1866** zusammen **1001** Seelen, nämlich
Erwachsene, 278 Kinder, 231 Christenkinder, so daß nach Ab
von 172 Gestorbenen die Gemeinde **8657 Getaufte** zählte.
Abendmahlsgemeinde mehrte sich um 256. Im Kosthause
Ranchi gabs 80 Knaben und 36 Mädchen. Die 10 Dorfschule
hatten 200 Schulkinder. 20 Katechisten wurden zur Arbeit a
den Stationen, aber auch zu Predigtreisen, ja zu Sendungen üb
die Landesgrenze hinaus, z. B. nach Assam benutzt, um dort d
versprengten Christen aufzusuchen und zu stärken.

Die Hazaribagh-Gemeinde bestand aus 89 Personen, obgle
im Ganzen 138 Seelen bis jetzt getauft waren, — ein Umstan
der sich aus der geringen Stetigkeit der dortigen Bevölkerun
erklärt. Communicanten waren 18 Männer und 14 Frauen.

In Chaybassa gabs 60 Gemeindeglieder, 30 Getaufte, 3
Ungetaufte. Die Schule besuchten 13 Kinder.

Vergleichen wir diese statistischen Notizen mit denen des Jahr
1864 und 1865, so ist ein Rückgang in dem Missionswerke auge
scheinlich. Von den Missionaren wurde er durch den Hinweis a
die große Hungersnoth erklärt, von der Indien 1866 heimgesuc
wurde. In der That war diese auch schrecklich. In der Provi
Manbhum starben von den 600,000 Einwohnern 30,000. D
Station Purulia speiste täglich 2000 Arme.

Letztere Station erhielt einen Zuwachs dadurch, daß ihr d
blühende Christengemeinde Illu-Jarcho, deren Vater der Hinduchri
und später ordinirte Hülfsprediger Paulus Nemo war, mit etw
400 Christen, meist bengalischer Abkunft, zugetheilt wurde. D
Schule dieser Station wurde von 120 Kindern, zum guten Th
Waisenkindern besucht.

Wir haben bisher der Geldmittel keine Erwähnung getha
mit denen das Werk betrieben wurde, und müssen das nachhole
Daß eine so umfangreiche Mission einen bedeutenden Geldaufwa
erforderte, liegt ja auf der Hand. Die Missionare bedurften ein

Gehaltes, und zwar eines um so größeren, je größere Pflege des Leibes die Arbeit nöthig machte, die auf ihnen lastete. Kirchen-, Schul- und Wohnhäuser mussten gebaut, Katechisten und Lehrer besoldet, die Kinder der Kostschule, die nur 3 Rup. jährlich zahlten und 36 Rup. kosteten, erhalten werden. Dazu war man verpflichtet die Kinder der Missionare in der Heimath zu erziehen und den Missionar-Wittwen Pension zu zahlen. Und nun die Ausstattung und Aussendung neuer Missionare! Und neben der Kolh-Mission ie am Ganges! Und daheim das Missionshaus mit seinem Personal nd seinen Zöglingen! Wie vielseitig und groß also die Ansprüche t die Missionskasse!

Und diese? Geben wir einen kurzen Ueberblick über ihre nnahmen, so wird leicht in die Augen springen, daß ihr Wachs- um mit dem der Arbeit in Indien und den Ansprüchen, die an gemacht wurden, schlechterdings nicht im Verhältniß stand.

Die Einnahme der gesammten Goßnerschen Mission betrug:

1858 : 4,901 Thlr.
1860 : 17,468 „
1861 : 20,185 „
1862 : 17,472 „
1863 : 18,482 „
1864 : 24,332 „
1865 : 28,630 „
1866 : 49,822 „
1867 : 23,465 „

Hierbei ist zu bemerken, daß der Kassenbestand eines jeden ahres, mit Ausnahme von 1866, das durch Schenkung ungenannter ngländer eine außerordentliche Einnahme von 27,378 Thlr. zu rzeichnen hatte, der Einnahme des nächsten Jahres zugerechnet ist, nd daß kein geringer Bruchtheil der Einnahme (ca. 10,000 Thlr.) uf die gleichfalls von Goßner gegründete Mission unter den Kirhus m Ganges abgegeben werden musste.

Gewiß, es war nicht zu verwundern, daß die E t diesen Einnahmen nicht unbedeutende Beiträge iederholt die Ansicht aussprachen, Deutschland h

noch Geld, eine Mission, wie die unter den Kolhs entsprechend durchzuführen, und daß auch von den Arbeitern im Werke immer und immer wieder die Bitte um namhaftere Unterstützung ausgesprochen wurde.

Aber konnten denn die eingebornen Christen nichts thun? Nein, nichts Nennenswerthes. Allerdings wurden sie um so mehr dazu angehalten, als der Zuwachs der Gemeinde jetzt schon die Gründung einer sich selbst erhaltenden, selbständigen Nationalkirche fest ins Auge fassen hieß. Alljährlich wurde das Thema der Beitragspflicht der Gemeinden auf den Conferenzen sämmtlicher Gemeindeältesten und Katechisten, die nach dem Erndtefest im Januar stattzufinden pflegten, behandelt. Die Leute zeigten sich auch zum Geben willig, — aber über den Bau von Kapellen, einen geringen Beitrag zum Unterhalt der Lehrer und Katechisten und ähnliche kleine Zahlungen konnte mans nicht hinausbringen. Die Leute waren zu arm. „Schafft uns Sicherheit für unser Land, unser Vieh, unsre Erndten — und wir wollen von Herzen beisteuern, jetzt können wir es nicht" — das war stets ihr letztes und allerdings durchschlagendes Wort.

Unter diesen Umständen musste immer lauter an die Missionsliebe der deutschen Christen appellirt werden. Es war dankenswerth, daß auch 1865 zwei Mitglieder des Hülfscomités in Calcutta, Herr Dr. Brandis und Herr Schröder, ihre Reise in Deutschland dazu benutzten, die Gewissen nach dieser Richtung hin zu wecken. Auf ihre Anregung zumeist ist auch die Gründung eines deutschen Hülfsvereins für die Kolh-Mission zurückzuführen, der am 12. Febr. 1866 seinen ersten Aufruf von Berlin aus erließ und bis jetzt in Segen gewirkt hat. Dieser Hülfsvereins, der hervorragende und einflußreiche Glieder der preußischen Landeskirche zu seinen Mitgliedern zählt und auch in Petersburg einen Vertreter hat, schloß sich an das Hülfscomité in Calcutta an, „weil dieses die Mission unter den Kolhs ausschließlich unterstützte, während das Curatorium zu Berlin auch andere vom seligen Goßner gestiftete Missionen förderte und leitete," hat sich aber seit dem Jahre 1868

von demſelben wieder getrennt und iſt in engere Verbindung mit dem Curatorium getreten.

Es bleibt uns noch übrig, über das Jahr **1867** zu berichten. Auch in dieſem Jahre noch blieb die Gemeinde der Kolhs im Wachſen, wenn auch das Jahr 1864 bei weitem nicht erreicht urde. Wiederum wurden in Ranchi **607 Erwachſene, 214 inder** und **323 Chriſtenkinder**, alſo in Summa **1144 getauft**, daß nach Abzug von 120 Todesfällen der Zuwachs dort 1024 trug. **Die Geſammtzahl der Getauften aller Stationen war ſo nun ca. 10,000**, unter dieſen 2231 volle Gemeindeglieder. e Zahl der Communicanten in Ranchi, die ſich auf 14 Feiern des l. Abendmahls vertheilte, belief ſich auf 4150. Katechiſten hatte n Ende des Jahrs leider blos 19, doch war Hoffnung, ihre Zahl d auf 30 zu bringen. Als Miſſionare ſtanden in Ranchi: der nior der Miſſion Fr. Batſch, dann Bohn (auf Urlaub in der imath) Didlaukies und Jellinghaus.

Station **Chaybaſſa** zählte 121 Seelen, von denen **71 getauft**, noch nicht getauft waren. Unter den letzteren befand ſich der ſtling der Larkas, die übrigen waren eingewanderte Mundaris. ch Struves Tode wurde Chaybaſſa durch den nichtordinirten iſſionar Krüger verwaltet.

Hazaribagh, wo die Miſſionare H. Batſch und Pohlenz und e Braut des verſtorbenen Paſtor Struve, Mary Prochnow beiteten, hatte **99 Getaufte** und 29 Ungetaufte. Die Communi- ntenzahl des Jahres belief ſich auf 316. Die zweiklaſſige Schule ſuchten 40 Kinder.

Purulia wurde von dem 1865 ordinirten Miſſionar Onaſch d dem Miſſ.-Gehülfen Uffmann bedient und hatte **219 getaufte** d 21 ungetaufte, ſich auf 15 Ortſchaften vertheilende Gemeinde- ieder. 1867 waren 60 Perſonen getauft und 33 confirmirt rden. Communicantenzahl: 118.

Das war der Zuſtand der Miſſion Ende des Jahres 1867: el Arbeit, aber wenig Arbeiter; viele Bedürfniſſe, aber geringe ittel; eine große Chriſtenzahl, aber nicht überall Leben; immer ch Zudrang der Heiden zum Evangelio, aber im Abnehmen begriffe

Daheim war im Juni 1867 die Leitung der Mission aus den Händen des Missionsinspector Prochnow in die des früher Goßnerschen Missionars, Pastor Ansorge aus Waldenburg in Schlesien übergegangen. Mit dem Wechsel der Personen hatte aber nicht die Ueberzeugung gewechselt, daß die Kolh-Mission aus allen Kräften unterstützt, und besonders für Zuführung theologisch-gebildeter Arbeiter gesorgt werden müsse, die mit weiterem Blick die Bewegung leiten und besonders die literarischen Bedürfnisse der Mission befriedigen könnten. Zwei Theologen hatten sich auch gefunden. Sie wurden am 24. Oct. abgeordnet und kamen den 24. December in Ranchi an. Es waren der Pastor Karl Häberlin, Sohn des verstorbenen Goßnerschen Missionars Dr. Häberlin, und der Predigtamtscandidat Alfred Nottrott. Mit ihrer Aussendung beginnt eine neue Periode in der Geschichte der Kolh-Mission.

5. Ein schweres Jahr und dessen Folgen.

Apostelgesch. 15, 39.

Es giebt kein menschliches Unternehmen, dem nicht Sünde anhaftet, so hoch und herrlich es auch in seinen Beweggründen und Zielen sein möge. Auch die Missions-Unternehmungen der Kirche machen davon keine Ausnahme. Schwachheiten, Verkehrtheiten, Selbstsucht, Untreue können sie in reichem Maaße aufweisen. Ja es scheint, als ob gerade die Arbeit der Mission, die so viele Lichtseiten, so viele Beweise der Liebe, Aufopferung, Hingebung und Geduld dem Auge darbietet, nach einem verborgenen Gottesgesetze auch recht tiefe und dunkle Schatten zeigen solle. Die Vorwürfe, welche Gegner der Mission vorbringen, sind ja freilich nur zu oft in ihrer Abneigung gegen diese heilige Gottessache selbst begründet, oder wenigstens durch dieselbe gefärbt und verbergen schlecht die grundsätzliche Feindschaft gegen das Evangelium, — oft aber beruhen sie allerdings auf Thatsachen und könnten durch kundige Missionsfreunde noch um ein Bedeutendes vermehrt werden. Das darf Niemand leugnen, dem es ernstlich um das Reich Gottes zu thun ist.

Wenn wir aber auch den Schaden Adams in der Mission offen zugestehen und aufdecken müssen, was folgt daraus? Zweierlei, wie uns dünkt.

1) Unser Eifer für Mission muß tiefer gegründet sein, als daß er durch menschliche Schwachheiten, die sich in der Missionsarbeit zeigen, erschüttert oder wohl gar ertödtet werden könne, er muß in Gottes ausdrücklichem Befehl ruhen und in dem herzlichen, durch die Liebe Christi geweckten Erbarmen mit der Noth der Heidenwelt. Wer sich nur durch menschliche Vorzüge und Tugenden,

die ein Missions-Unternehmen aufzeigt, zur Mitarbeit bestimmen läßt, dessen Treue wird nur zu bald wankend werden.

2) Wenn trotz der Sünden, die Missionaren anhaften, und trotz der Verkehrtheit, mit der die Ausbreitung des Reiches Gottes etwa betrieben wird, dieses selbst doch seinen herrlichen Fortgang hat, so ist das ein schlagender Beweis, daß die Missionssache wahrlich nicht von Menschen, sondern von Gott ist. Menschenruhm muß deshalb schweigen, aber um so lauter die Ehre des Herrn gepriesen werden, der auch da noch Alles wohl macht, wo die Menschen es böse machen, und selbst die widrigen Winde benutzt, das Schifflein seiner Kirche immer weiter und weiter dem Hafen des ewigen Friedens entgegen zu führen.

Das wollen wir festhalten bei Betrachtung des dunkeln Bildes, das wir aus der Geschichte der Kolh-Mission jetzt aufrollen müssen.

Der alte Vater Goßner war kein Freund von Statuten und Instructionen. Er wollte in der Mission Alles auf den Glauben und die freie Liebe gestellt wissen. So bei der Arbeit daheim. Als es sich 1842 darum handelte, für seine Mission Corporationsrechte zu erwerben, da mußte er ja freilich dem Könige Friedrich Wilhelm IV. Statuten einreichen, aber diese Statuten waren mehr eine erbauliche Darlegung des Geistes, in dem sein Werk betrieben werden solle, als die Thätigkeit genau regelnde Bestimmungen. Noch viel weniger gab er seinen Missionaren bestimmte Instructionen, nach denen diese in ihrem Verhältniß zu einander und zu dem heimischen Vereine und dessen Leiter sich hätten richten müssen. Goßner selbst war die lebendige Instruction für seine Schüler. Er beherrschte sie mit seiner Autorität und lenkte sie durch seinen Geist. Wie gewaltig er sie anzufassen wußte, wie ihm aber auch vor der Sache die Form völlig in den Hintergrund trat, das lehrt uns ein Schriftstück, das in der Biene 1860, S. 2 „Goßners Instruction für seine Missionare" genannt ist, und also lautet: „Wenn jeder Bruder nur eine Heidenseele erobert, erbetet und gewinnt, welch ein Gewinn! Und das müssen sie: sagen Sie allen und jedem, daß, wenn nicht jeder einige Hindus mit in den Himmel bringt,

verde ich sie ewig schelten als Taugenichts. Es soll jeder so
e auf seinem Angesicht liegen und weinen und flehen vor den
hbohrten Füßen Jesu, bis er einen oder mehrere Heiden selig
tet hat, — und das wird stets wiederholt, so bekommt man
tzt ganze Heerden. Auf! Brüder! ihr sollt euch nicht allein
ohne Beute vor mir blicken lassen, wenn ich euch im Himmel
ersehe, ihr dürft schon nicht hinein in den Himmel, wenn ihr
allein ohne Heiden kämet, ihr müßt Leute mitbringen. Das
kt euch! — nun frisch daran! „Ihr Brüder wohlan, das
ibe euer Plan: nicht fröhlich zu sein, es gehen denn
haaren zum Leben hinein!" Man kann alles erbeten, —
tt hats gesagt — bittet, so wird euch gegeben. Sollte er was
en und nicht halten? O, daß euch meine Stimme erreichte!
daß ich alle Tage euch in die Ohren und Herzen schreiben und
echen könnte: Glaubet, hoffet, liebet, betet, brennet und scheinet,
kt die Todten auf! Haltet an am Gebet, ringet wie Jacob,
set nicht ab, — verflucht ist, wer das Werk des Herrn lässig
ibt. — Seid nicht Wolken ohne Wasser, nicht zweimal erstorbene,
fruchtbare Bäume, sondern Pflanzen der Gerechtigkeit; — Para-
s-Bäume, die alle Monate Früchte tragen. — Auf, auf! Brü-
seht, der Herr kommt und wird jeden fragen, wo hast Du die
iden-Seelen gelassen? Dem Teufel? Geschwind suchet, suchet
elen — und kommt nicht ohne sie vor sein Angesicht; er nimmt
h nicht an. Welcher unter euch die Heiden-Seelen verloren
n lässt, geht selbst verloren. — Merket das! — Das predigen
e, lieber Bruder Sternberg, den Brüdern alle Tage und seien
e immer gesegnet in Jesu. Amen."

So lange Goßner lebte, reichte solche Instruction zur Noth
s. Es war das auch die Zeit der Gründung und ersten Ent-
klung der Nagpur-Mission, und als solche naturgemäß nicht für
cielle Instructionen geeignet. Die Zügel des Regiments mußten
solchen Zeiten so locker als irgend möglich gehalten wer-
. Den Arbeitern mußte bei den noch unbekannten und viel-
h sich ändernden Verhältnissen die freieste Bewegung gewahrt
iben.

Ganz anders gestaltete sich indeß die Lage nach Goßners T
Da übernahm ein Curatorium die Leitung, dem zwar einige M
glieder zugehörten, die Goßner selbst schon bei Organisirung d
Vereins 1842 hinzugezogen hatte, das aber wesentlich aus Perso
bestand, die bisher noch in keinem näheren Verhältnisse zu de
Missionaren gestanden hatten. Keinenfalls wenigstens besaß dies
Curatorium die väterliche Autorität des alten Goßner. Dazu hatte
der Strom in Chutia Nagpur bereits sein Bette gefunden, die
Missionsarbeit hatte einen festeren Charakter angenommen, die Ver-
hältnisse waren bekannter, die Aufgaben vielseitiger geworden.
Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo die Ordnung der Arbeit
dem Belieben der Missionare benommen und in die feste Schranke
einer speciellen Organisation gefaßt werden mußte.

Leider war jedoch diese Verpflichtung nicht zeitig genug erkannt
worden. Wohl aus Pietät gegen den seligen Goßner hatte man
dessen Art und Weise des Missionsbetriebes noch länger als ein
Jahrzehnt nach seinem Tode in Uebung behalten. Es hatte an der
Erkenntniß gefehlt, daß Goßners Persönlichkeit die Schwächen seiner
Praxis ergänzte, ohne Goßners Persönlichkeit aber die Form seines
Wirkens der Mission geradezu schädlich werden mußte.

An Mahnungen, dringenden Mahnungen, ein strafferes Regi
ment einzuführen, hatte es indessen nicht gefehlt.

Ein Missionar läuft große Gefahr, die Erfolge seiner Arbeit
sich selbst als Verdienst zuzuschreiben und in Selbstüberhebung di
liebevolle Rücksicht gegen seine Mitarbeiter, sowie die Abhängigkeit
zu vergessen, in der er zu der heimischen Christenheit und seiner
heimischen Behörde steht. Dieser Gefahr siegreich zu widerstehen
hatten viele der Kolh-Missionare nicht die sittliche Kraft. Beson
ders die Leiter des Werkes in Indien hatten unter der liebevollen
und nachsichtigen Verwaltung des Berliner Curatorii sich nach und
nach eine Stellung angemaßt, die dem Curatorium das Heft völlig
aus der Hand zu entwinden und die heimische Christenheit in die
unwürdige Stellung einer bloßen Zahlungs-Maschine herabzu
drücken drohte.

Als im Jahre 1861 das Curatorium an Stelle des ausgeschiedenen Missionar Schatz den trefflichen Missionar A. Sternberg als Leiter der Mission vom Ganges nach Ranchi versetzen wollte, und dieser den Brüdern in Ranchi seine Bestallung einsandte, erwarteten sie ihm: sie hätten einstimmig beschlossen (mit Ausnahme des Missionar Onasch) seine Bestallung nicht anzunehmen, das Curatorium in Berlin habe ihnen ohne ihren Willen keine Missionare zu senden, auch über keins der dortigen Häuser zu verfügen; er möge sich die Kosten der Hinreise sparen, er werde kein Haus offen finden, und sie wünschten nicht weiter mit ihm über die Sache zu verhandeln. — An das Curatorium in Berlin schrieben sie bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Ihre Theilnahmsigkeit, die Sie uns selbst bezeugen können, und Ihre Handlungsweise, wie dieselbe Ihr letzter Brief darstellt, sind der Art, daß wir Ihnen die schmerzliche, aber bestimmte Erklärung machen müssen, von jetzt an unsre Verbindung mit Ihnen als gelöst anzusehen. Daß Sie in Ihrem Briefe an Bruder Sternberg sagen: „Wir legen die detaillirte Ausführung und Anordnung der Missions-Angelegenheiten in Ihre Hände," ist eine unerhörte Anmaßung, denn Sie können doch nur „„legen,"" wenn Sie zu legen etwas haben. Wir können Ihre Anordnungen für unsre Mission nur im Wege der Berathfragung der darin arbeitenden Brüder acceptiren." —

Missionar Sternberg schrieb über dieses Verhalten der Missionare: „Es kann freilich nicht so bleiben. Wenn unser Comité sich dergleichen gefallen lassen kann, dann hat es mit seinem Regiment ein Ende. Mich selber graut nun auch noch mehr, zu solchen Brüdern hin zu gehen, die mich so grob behandeln."

Sternberg hatte ganz recht, aber das Curatorium [illegible] sieder Nachsicht und drang nicht durch. Allerdings [illegible] mitenten Missionaren in einer Conferenz zu Calcutta [illegible] 862) bedeutet, daß ihre Behauptung, das [illegible] Ranchi gehörten ihnen, ganz grundlos [illegible] m Gesetze des Landes Eigenthum des [illegible] ß dieses auch ein unbestrittenes Recht hat.

der Mission zu bestellen, — aber der Geist der Ueberhe
war damit nicht aus ihnen gewichen, scheint vielmehr durch
Nachsicht des Curatorii, das die Berufung Sternbergs zum
genten der Kolh-Mission zurücknahm, und durch das Verhalten
Engländer, die damals schon eine übertriebene Vorliebe für
Missionare zeigten, genährt worden zu sein.

Offenbar aus derselben Ueberhebung ist die Thatsache zu erk
ren, daß, trotzdem die Vermehrung der Arbeiter dringendste Not
wendigkeit war, doch von der ganzen Reihe von Missionaren,
nach Ranchi zur Hülfe geschickt worden waren, fast kein einzig
ankommen konnte. Es war allen unmöglich, mit dem Senior d
Mission und dessen Freunden in ein wahrhaft collegialisches Ve
hältniß zu kommen, sie hatten alle über Willkür, Lieblosigkeit u
Zurücksetzung zu klagen, und erfuhren bei ihrem Austritt aus d
Mission noch den Schmerz, daß ihnen in der „Biene" Buße na
gerufen wurde. Selbst eine so milde Persönlichkeit, wie Past
Struve, hat laute Klagen über die ihm widerfahrenen Zurücksetzu
gen nicht unterdrücken können. Er war für das Seminar
Ranchi bestimmt gewesen, wurde aber durch die dortigen Missiona
nach der Station Chaybassa gedrängt, wo er nur zu bald d
Klima erlag.

So standen die Sachen, als Ende 1867 die beiden Theolog
Häberlin und Nottrott nach Chutia Nagpur kamen. Die bes
Vorsätze, Frieden zu halten, hatten sie mitgebracht, doch auch ihn
wurde, wie so vielen ihrer Vorgänger, mit großem Mißtrau
begegnet, und eine wahrhaft brüderliche Gemeinschaft mit den ält
Missionaren unmöglich gemacht. Sie aber ließen sich nicht unt
drücken und verdrängen, sondern wahrten sich ihre Stellung u
drangen auf Abstellung verschiedener Mißbräuche, die sich ein
schlichen hatten. Des lange ertragenen Druckes müde, schlossen s
ihnen die Missionare Jellinghaus und Didlaukies an.

Aber diese Sucht der alten Missionare, die Alleinherrschaft
behaupten, war nicht der einzige Grund, der eine Organisation
dringendem Bedürfnisse machte. Dem Curatorium war nie üb
die Verwendung der nach Ranchi gesandten Gelder ein vollständ

Nachweis geliefert worden. Ohne auch nur in Berlin zu fragen, hatte man ein umfangreiches, weltliches Geschäft, das Zemindariat über 21 Dörfer übernommen, ein Geschäft, auf dem bei den Kolhs ein großes Odium haftet, und das für die so nöthigen, seelsorgerlichen Pflichten die Zeit rauben mußte. Ferner hatten jene Missionare in ihrem Berufe sich Privat-Eigenthum erworben und gepflegt, auf eigne Rechnung Feldwirthschaft getrieben, für sich Grundbesitz erworben und von alle dem nie ein Wort verlauten lassen. Sie waren wohlhabende Leute geworden. — Einer von ihnen hatte in der Agra-Bank und Bengal-Bank ꝛc. 10,000 Rup. — und doch klagten sie immer über ungebührlich geringe Geld-Unterstützung, und waren noch nicht zufrieden gewesen, daß ihre Töchter bis zum 14ten, ihre Söhne bis zum 16ten Jahre auf Missions-Kosten in Deutschland erhalten, auch den Söhnen, falls sie Begabung zeigten und gute Zeugnisse aufzuweisen hatten, über das 16te Jahr hinaus noch jährliche Gratificationen gewährt wurden, ja hatten sogar behauptet, das Curatorium ließe sie hungern. — Endlich war auch die Missions-Arbeit selbst, wie es ja nach dem Angeführten nicht anders sein konnte, nicht so betrieben worden, daß nicht die empfindlichste Schädigung des Werkes befürchtet werden mußte: der seelsorgerliche Besuch der Christen-Dörfer war lässig betrieben, die meisten Dörfer seit 7 Jahren nicht besucht worden; die Ausbildung der Katechisten erwies sich als völlig ungenügend; obgleich schon vor 20 Jahren ein Engländer die eigentliche Kolh-Sprache bearbeitet hatte, war doch diese Spur nicht weiter verfolgt, sondern immer noch in der, nur einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Männern, den Frauen aber gar nicht verständlichen Hindi-Sprache gepredigt worden — alles Umstände, die es nur zu gut erklärten, daß die Gemeinden der christlichen Kolhs vielfach nur den Christennamen, von christlichem Geist und christlicher Zucht aber sehr wenig aufweisen konnten.

Diesen Thatsachen gegenüber, die aber zum Theil erst bei der späteren Visitation ans Licht kamen, war nun die Pflicht, durch genaue Organisation die Missions-Thätigkeit zu regeln, eine unabweisbare geworden. Ihr wurde genügt durch das Organisations-

Statut vom 12. Juni 1868. Die wichtigsten Bestimmungen de
ben sind folgende:

An der Spitze der Mission steht ein vom Curatorium zu B
auf je 3 Jahre gewählter und aus einem Präses, General-Kas
und Schriftführer bestehender Vorstand. Derselbe leitet, jedoch
allen Stücken unter Verantwortlichkeit gegen das Curatorium,
ganze Kolh-Mission nach ihrer innern und äußern Seite.
zur Seite steht die alljährlich einmal sich versammelnde Gene
Conferenz sämmtlicher Missionare, welcher vom Vorstande alle
tigeren Sachen, wie ernste Fälle der Disciplin über einzelne
sionare, größere Unternehmungen, Anlage neuer Stationen, G
dung von Stiftungen und Anstalten ꝛc., ehe die betreffenden An
beim Curatorium gestellt werden, vorgelegt werden müssen, und
in brüderlicher Weise das Wohl und Gedeihen der ganzen Mi
zu berathen hat. Analog dieser General-Conferenz versammeln
die Missionare jeder Station monatlich zu einer Stations-C
ferenz, auf der die Angelegenheiten der einzelnen Stationen bera
werden. Auf Grund ihrer Beschlüsse wird jeden Monat dem C
torium und jedes Jahr der General-Conferenz ein Bericht ei
sendet, die dann ihrerseits dem Curatorium den Jahres-Be
erstattet. — Der General-Kassirer hat sämmtliche Einnahmen
Mission zu verrechnen, und darf kein Missionar Liebesgaben an
men, über die er nicht der Kasse Anzeige macht. Die monatli
Geldsendungen an die einzelnen Stationen finden nur auf
vorher eingesandte Monats-Bill hin statt. Die General-Kasse
jährlich einmal durch den Präses und Schriftführer in Gegen
aller Ranchi-Brüder revidirt, dem Curatorium alljährlich die R
nung über alle Ausgaben, wie der gesammten Mission, so der
zelnen Stationen eingereicht. Das Seminar wird von einem be
dern Rector und Conrector geleitet und steht nach seinen pädag
schen, wie ökonomischen Angelegenheiten nicht unter dem betre
den Stations-Vorsteher, sondern direct unter dem Vorstande,
General-Conferenz und dem Curatorium. Der Rector hat zug
die Oberleitung des gesammten Schulwesens der ganzen K
Mission.

Um dieses Statut, das ganz geeignet ist ein gedeihliches Zu-
ammenwirken aller Kräfte zu ermöglichen, einzuführen, zugleich
m in einer ersten umfassenden Visitation den Gesammtzustand der
Mission zu erkunden und die entstandenen Differenzen auszugleichen,
andte das Curatorium seinen Secretär nach Indien. Dieser
ersammelte dazu nach vorhergegangener Orientirung in Ranchi
nd nach Visitation der übrigen Stationen am 19. November 1868
ine General-Conferenz nach Ranchi und lud zu derselben auch
ach vorhergegangener Verabredung einen Deputirten des Hülfs-
omités zu Calcutta.

Die Conferenz begann unter traurigen Auspicien. Die offen-
bare Abneigung und das unverkennbare Mißtrauen, das von den
„alten" Missionaren dem Commissarius entgegengebracht wurde, ließ
das Schlimmste fürchten.

Leider war diese Befürchtung nur zu begründet. Die „Alten,"
denen es offenbar ausgemachte Sache war, die Organisation nicht
anzunehmen, ließen es gar nicht zu einer eingehenden Berathung kommen.

Nach Gesang und Gebet hielt der Missions-Inspector eine
Ansprache, zeigte den Missionaren, wie durch das bereits vor langen
Wochen ihnen übersandte Organisations-Statut das Curatorium
Ordnung, Einigkeit, Offenheit, Brüderlichkeit und gesegnetes Wirken
herbeiführen wolle — verlas dann feierlichst das Organisations-
Statut und erklärte im Namen des Curatoriums, daß somit jetzt
dasselbe für die Mission unter den Kolhs in Kraft trete. Als er
über die Missionare ersuchte, das ihnen übergebene gedruckte Exemplar
mit ihrer Namensunterschrift versehen ihm zu übergeben, erhoben
ch die Gegner, die Hut und Stock gar nicht erst aus der Hand
legt hatten, und schrieen: „Erst das sagen, worüber uns die jungen
rüber in Berlin verklagt haben!" Zehn Minuten lang entstand
n eine furchtbar stürmische Scene. Auch kein Wort des Friedens
rte man. Sie stürmten zum Saale hinaus. — Und am Abend
vor hatte der Inspector im Aufblick zum Herrn die Visitation mit
erlichem Gottesdienst in der Christuskirche eröffnet! —

Alle Versuche, die alten Missionare zur Versöhnlichkeit zu
wegen, waren vergebens.

Nicht günstiger war der Verlauf der Verhandlungen, als dieselben nach der Ankunft des Calcuttas Comité-Mitgliedes wieder aufgenommen wurden. Die Differenzen wurden im Gegentheil immer größer, denn jener Herr aus Calcutta stellte sich in offenbarer Partheilichkeit auf Seite der Widersetzlichen. Dreimal wurde die Hand zur Versöhnung geboten, dreimal wurde sie abgelehnt. Die Conferenz ging auseinander, ohne daß die Alten die Organisation annahmen.

Diejenigen, die das Statut annahmen, waren die Missionare Onasch, Uffmann, Häberlin, Jellinghaus, Didlaukies, Nottrott, Voß und Hahn. Verworfen wurde es von Fr. Batsch, Heinr. Batsch, Herzog, Pohlenz (der später jedoch zurückgetreten ist), Krüger und Bohn, welcher letztere in Berlin unterschrieben hatte, dann aber auf Missionskosten nach Indien zurückgereist und auf Seite der Gegner getreten war.

Das waren traurige Tage, diese Tage der Conferenz. Ein Missionar schreibt über dieselben: „Laß mich schweigen über diese Tage, aus denen ein jeder von uns eine Wunde im Herzen mit nach Hause nimmt, wer weiß, ob nicht fürs Leben."

Nicht genug aber, daß die alten Missionare das Organisationsstatut anzunehmen sich weigerten, und dadurch sich eines schweren Ungehorsams gegen das Curatorium, ihre rechtmäßige und zu Einführung jener Organisation vollkommen berechtigte Behörde, schuldig machten, sie nahmen auch keinen Anstand, den Streit sofort in das Herz der Gemeinde hineinzutragen. Die Zöglinge der Schul- und Erziehungsanstalt in Ranchi wurden angetrieben, die Anstalt zu verlassen, und ausdrücklich veranlasst, die ihnen von der Mission angeschafften Kleider mitzunehmen.

Ja sie errichteten sogar, ohne die Antwort auf ihren nach Berlin gesandten Protest abzuwarten, mitten im Gebiete der Ranchi-Station eine Gegenmission und fingen an, gleichzeitig mit den Gottesdiensten der Christus-Kirche an anderer Stelle Predigten zu halten und die Glieder der Gemeinde von der Christus-Kirche ab und ihrer Predigt zuzuwenden. Das war nun nicht mehr blos Wider-

zlichkeit, das war eine offene Kriegserklärung, die thatsächliche rennung der genannten Missionare von der Goßnerschen Mission.

Fragen wir nun nach den Gründen, durch die jene Leute sich i diesem verhängnißvollen Verhalten bewogen sahen, so sollte man nken, es habe sich um die allerwichtigsten Dinge gehandelt, es üssten die Ehre des Herrn, die heiligsten Güter des Glaubens, es Bekenntnisses, der Verfassung, des Cultus und der Sittlichkeit uf dem Spiele gestanden haben. In ihren eigenen Berichten ist ber von alledem überall nicht die Rede, sondern als die einzige rsache ihres Benehmens stellen sie selbst thatsächlich nur das auf, aß „ihre Ehre sei verletzt worden." Was sie auch an einzelnen Beschwerden gegen die jüngeren Missionare, gegen die Einführung es Organisationsstatutes, und in Sonderheit gegen die Zusammensetzung des neu zu erwählenden Vorstandes, sowie gegen den Commissarius des Curatoriums in ihrer nach Berlin gesandten Rechtfertigungsschrift vorgebracht haben, es läuft Alles auf die Klage hinaus: Wir sind die Gründer dieser blühenden Kolhmission nd sind nicht entsprechend unseren Verdiensten behandelt worden, nsre Ehre ist verletzt.

Bei dieser die Stellung eines Missionars und besonders den Geist Goßnerscher Missionare so gründlich verleugnenden Gesinnung, ar es nur zu gerechtfertigt, daß das Curatorium auf ihre die Rücknahme der Organisation, die Entlassung des Inspectors und ie Versetzung einiger Missionare fordernden Vorschläge nicht einging — enn dabei wäre eben Alles beim Alten geblieben, und die Leitung er Kolhmission factisch den Händen des Curatorii entwunden ewesen — sondern daß der bereits geschehene Austritt der Missionare ls eine vollendete Thatsache angenommen wurde. Auch ein für ie alten Missionare vollständig Parthei nehmendes Schreiben des ülfsvereins in Calcutta konnte und durfte darin nichts ändern.

Und doch wäre der schwere Riß vielleicht wieder geheilt, wären e angestellten Vermittlungsversuche noch mit Erfolg gekrönt worden, enn sich nicht ein Mann eingedrängt hätte, der schlechterdings zu kein Recht hatte. Das war der englische Bischof Milman aus alcutta, ein Anhänger der Puseyitischen Richtung in der englischen

Hochkirche. Auf Wunsch der in Ranchi und Umgegend wohnen Engländer, die im Verein mit dem Hülfscomité in Calcutta sechs ausgetretenen Missionare sofort nach ihrem Austritte unterstützt hatten, begab sich der Bischof nach Ranchi und nahm dort von den sechs renitenten Missionaren abgefasste und von Christen mit unterschriebene Adresse in Empfang, in welcher demüthig um Aufnahme in die englische Kirche baten. Den gebliebenen Brüdern, die geglaubt hatten dem Bischof ihre wartung machen zu müssen, ertheilte er die Weisung: die getretenen seien im Recht, sie sollten ihnen die Missionsge ausliefern.

Sobald das Curatorium die erste Kunde davon erhielt, protestirte es gegen diesen eigenmächtigen Eingriff des Bischofs. Aber ehe noch der Protest in seinen Händen sein konnte, und trotz einer vom Commissarius des Curatorii eingelegten Verwahrung ordinirte der Bischof bei einem zweiten Besuche in Ranchi, am 16. April 1869, die drei Missionare, Gebrüder Batsch und Bohn zu Priestern und den Nationalgehülfen Luther zum Diaconus der englischen Kirche und nahm eine Versammlung von etwa 300 Kolhs-Christen durch Ertheilung der Firmelung in dieselbe Kirche auf.

Die neugewonnenen Glieder der englischen Kirche und mit ihnen das Gebiet der Mission überhaupt wurden nun vom Bischof der Londoner Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums im Auslande (Society for the propagation of the Gospel in foreign ports) übertragen, die nach ihrer leider viel geübten Praxis auch hier mit Freuden bereit war zu erndten, wo sie nicht gesäet hatte.

Man hat allgemein anerkannt, und auch die öffentlichen Blätter haben es zugegeben, daß dieses Verfahren des Bischofs eine große Uebereilung war, — die Aufnahme der alten Missionare in die englische Kirche und damit die Errichtung der Gegenmission waren indeß nun vollendete Thatsachen. Was bereits am 1. Dec. 1868 Missionar Sternberg nach Berlin schrieb, das hatte sich bewahrheitet: „Das eigentliche Ziel der Brüder, wenigstens der Leiter unter ihnen, scheint mir zu sein: Losreißung der Kolh-Mission von der Berliner Gesellschaft und Anschluß an eine englische Gesellschaft.

Der Bischof hatte noch die Freundlichkeit unter dem 4. Mai dem Curatorium Mittheilung von seinem ungerechten Uebergriffe in fremdes Arbeitsgebiet zu machen und noch dazu um die Auslieferung der den ausgetretenen Missionaren „nach natürlichem Rechte gehörenden" Missionsgebäude, sowie um Abberufung der treugebliebenen Brüder, die er anders zu beschäftigen gern mithelfen wolle, zu ersuchen — indeß das Curatorium blieb fest bei seiner Pflicht, welche ihm die Erhaltnng der Kolh-Mission für die deutsch-evangelische Kirche deutlich vorschrieb. Das gelang ihm ja freilich nicht, den Bischof und die Ausbreitungsgesellschaft zum Rückzuge zu bewegen, dafür hatte es aber neben dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung die Genugthuung zu sehen, daß der bei weitem größeste Theil der christlichen Kolhs nicht angrezi wurde, d. h. zur englischen Kirche übertrat, sondern seinem deutschen Sarkar (Curatorium) treu blieb.

Letzteres hatte um so größere Bedeutung, als die Gegenmissionare alle möglichen, erlaubte und unerlaubte Mittel anwendeten, die Gemeinden zur Untreue zu verleiten. Zunächst hatten sie bereits vor des Bischofs zweiter Anwesenheit in Ranchi an sämmtliche Christen ein Circular erlassen, in dem sie alle Christen, besonders die Communicanten einluden, sich in Ranchi einzufinden, um den Bischof zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Die deutsche Station, hieß es in demselben, sei nicht im Stande, die Mission länger zu erhalten, auch sei es der letzte Wille ihres Stifters, des Pastor Goßner gewesen, daß die Mission einmal der englischen Kirche zufallen solle (vergl. II, 4). Das Circular entblödet sich nicht, den Bischof Milman von Calcutta „den Herrn über alle Gemeinden in ganz brittisch Ostindien" zu nennen und zu behaupten, demselben sei „die ganze Gemeinde nun im Namen Jesu Christi übermacht worden." Ein ähnliches Schreiben, das unter dem 18. März nach Manbhum gesandt wurde, lautete am Schluß: Wer in der englischen Kirche Ruhe und Gewißheit (thikana = sichere Stellung) sucht, der wird zu mir hierher kommen, wer dies nicht wünscht, wer wird dem Trost geben? Unser Wunsch ist, daß die Gemeinde Ruhe und Friede und Gewißheit finde, bis jetzt ist dies nicht gewesen, jetzt wirds werden." Was aber war der Erfolg

dieser Schreiben gewesen? 7000 Seelen, sagten die Ausgeschiedenen, ständen ihnen zur Seite, aber bei jener feierlichen Aufnahme in die englische Kirche waren nach Augenzeugen mit Einschluß der Kinder nur etwa 300 anwesend. Selbst den Engländern fiel das auf, so daß sie den einflußreichen Patron der Gegenmission, Colonel Dalton, frugen: „Wo sind aber Ihre 7000?" — Diese geringe Anhänglichkeit der Kolhs an Batsch war auch kein Wunder.

Je weniger indeß die Kolhs Lust zeigten, freiwillig den Ausgeschiedenen zu folgen, um so mehr Mittel wurden aufgeboten, sie zu nöthigen. Die Missionare, welche jahrelang die Station nicht verlassen hatten, waren auf einmal außerordentlich reiselustig und zogen in der drückendsten Hitze hin und her in den Dörfern. Katechisten wurden ausgesandt, die Gemeinden zu bearbeiten. Sie suchten natürlich ihre Herrn und Meister zu überbieten und versprachen geradezu den Beistand der Gegenmission in den Landstreitigkeiten. Auch an Drohungen gegen die Treubleibenden, ja selbst an Androhungen von Schlägen gegen die Missionare ließen sie es nicht fehlen. Die englischen Beamten boten all ihren Einfluß auf, den sie besonders über angesehene Christen hatten. So ging bald die Parole durch das Land: „Die Engländer sind die Herren bei uns, ihre Kirche ist die wahre, wollt ihr Schutz gegen die Bedrückungen, hier allein könnt ihr ihn erhalten."

Nur ein einziges Beispiel. Wir werden später in dem Abschnitt über nationale Helfer von der Taufe des Manki von Katbari erzählen. Auf diesen Manki, sowie auf dessen Bruder Andreas Kaptain, einen sehr gebildeten jungen Mann, der bereits das Amt eines Katechisten verwaltete, hatte man die größesten Hoffnungen gesetzt. Da kam die Gegenmission und riß den Manki mit seiner Familie und der gesammten Katbari-Gemeinde zu sich hinüber.

Von Ranchi aus war der Manki bearbeitet worden. Da er unmittelbar unter dem Gouvernement stand, kann man sich leicht denken, mit welchen Mitteln. Man hatte ihm gesagt: „Krügers Gemeinde ist die englische Gemeinde, wenn Du nicht in die tritt, bist Du kein Freund der Obrigkeit." Es ist ihm gewiß schwer geworden, seinen aufrichtig geliebten Lehrer zu verlassen. Aber

as thut nicht ein Native, wenn er den Rest seiner fürstlichen Stellung zu verlieren fürchtet! Der Manki schwur sogar nach Aufforderung einen Eid auf das Neue Testament, daß er zur Gegenmission sich halten wolle. Weihnachten 1868 feierte er, einer Einladung folgend, bereits mit den Engländern in Ranchi. Noch aber kam die Katbari-Gemeinde, des Manki Frau an der Spitze, in großem Zuge nach Chaybassa zum Fest. Es war das letzte Mal. Dem Drängen des Manki konnten die Christen nicht widerstehen. Mukti, seine Frau, war die letzte, die abfiel. Auch Andreas hielt nicht Stand. Sein Bruder hatte ihm die Alternative gestellt: entweder Du verlässest den Saheb, oder Du verzichtest auf Dein Vermögen." —

Die Verwirrung, die durch die Agitation der Gegenmission angerichtet wurde, war eine erschreckliche. Die Aufrechterhaltung der nöthigen Zucht wurde durch die laxere Praxis erschwert, die von den Gegnern gehandhabt wurde. Ein Beförderer der Gegenmission bewirthete die eingeladenen Christen selbst mit Branntwein. Mit der Ertheilung der heil. Taufe nahm mans jetzt weit weniger streng als früher. Zum Bau von Kapellen wollten die Umwohner von Patrasburj keinen Pfennig beitragen; wenn sie zur Gegenmission gingen, sagten sie, erhielten sie dieselben umsonst. Streit in den Familien beizulegen, war unmöglich. Der Theil, welcher Unrecht bekam, ging sofort zur Gegenmission. In Chaybassa wurden Kinder aus der Schule genommen, weil den Eltern durch Emissäre der Gegenmission gesagt war, sie litten dort Hunger. Zwei Familien gingen über, weil Missionar Krüger der einen ein neues Haus und einen Ochsen, der anderen zwei Ochsen geschenkt hatte. Schulkinder der ausgeschiedenen Partei schimpften und verfolgten die der anderen, ja sogar ihre früheren Lehrer.

Und nun, welches Wirrsal herrschte erst in den Köpfen der Eingebornen! Wo blieb für die einfachen, unwissenden Leute der Halt, wenn die ausgetretenen Missionare ihnen das Gegentheil von dem sagten, das die treugebliebenen verkündigten, und früher sie selbst behauptet hatten? Jene ermahnten der alten Kirche, in der sie getauft worden, treu zu bleiben, — diese nannten die englische

die wahre. Jene sagten, das Curatorium werde alle Kräfte aufbieten, um für sie zu sorgen, ihnen Schulen und Kirchen bauen, — die Gegner hielten ihnen vor, daß sie sämmtlich von Rechts wegen dem Bischof zugehörten und auch bereits überwiesen seien. Jene lehrten, daß die Confirmation, welche sie von ihnen empfangen, sie berechtige, zum Tisch des Herrn zu gehen, — die Agenten der andern Mission erklärten aber, daß sie noch einmal vom Bischof confirmirt werden müssten, ehe dies geschehen könne. Jene bauen eine neue Station und sagen den Leuten, daß dies zu ihrem Besten geschehe, — die andern behaupten, die Mission sei jetzt getheilt, und jener District gehöre ihnen. So geschah es, daß die Christen nicht wussten, was sie glauben sollten, an allem irre wurden, und daß das Christenthum selbst Schaden litt.

Es ist ja wahrlich keine Freude, von den traurigen Folgen des Golmal so viel zu erzählen, viel lieber zögen wir über dieses Nachtstück einen Schleier, aber die Pflicht der Wahrhaftigkeit verlangt, daß wir auch hier nichts Wesentliches dem Leser vorenthalten. Und darum muß wenigstens noch angedeutet werden, daß unsre deutsche Mission auch in äußeren Dingen damals großen Schaden litt. Einmal blieben die Missionsgaben, die bisher aus Indien selbst in die Kasse geflossen, fast ganz aus, oder kamen vielmehr den Gegnern zu Gute, dann wurde von diesen auch mancherlei Besitzthum vorenthalten, das entweder gar nicht, oder erst später in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurückkam.

Wie aber ergings in dieser Zeit den Missionaren, die treu zum Curatorium standen? O unsäglich trübe! Von der indischen Presse wurden sie, der Commissar des Curatoriums an ihrer Spitze, geradezu schmachvoll behandelt. Der englische Gouverneur versuchte den treuen, gewissenhaften und vielgeprüften Missions-Inspector sogar als einen Aufwiegeler des Volks ins Gefängniß zu bringen, Schulknaben der Gegenmission warfen ihn mit Steinen, Katechisten derselben Partei drohten ihn durchzuprügeln. Das musste ihm um so schmerzlicher sein, als die moralischen Urheber nicht schwer zu errathen waren. Hatten doch die alten Missionare ihn vor Katechisten und Christen verächtlich zu machen gesucht und sogar den

ländern gesagt, er sei nicht Theologe, sei nicht ordinirt. Alle
lichen Beschuldigungen wurden auf die treuen Missionare gehäuft.
sam und verlassen, nur auf ihren Gott und den Glauben, daß
Wahrheit doch siegen müsse, gestützt, hatten sie einen Riesenkampf
kämpfen. In einem Berichte über das Jahr 1869 sagen die
ssionare von Ranchi: „Wir gestehen offen, wir fühlen die Ent-
ung aller Sympathie, aller christlichen Theilnahme gegen unsre
sion hier schmerzlich. Unsre Stellung in Indien ist ohne glei-
. Seit 15 Monaten haben wir hier gegen furchtbaren Wider-
d ohne allen Beistand angekämpft." Niemand hat uns geholfen.
mand hat uns Rath ertheilt. Wahrlich! Wir suchen nicht das
rige. Thäten wir es, so würden wir uns nicht hier befinden.
ist das Werk des Herrn, für welches wir hier arbeiten und
ken." Und daß dieses Werk des Herrn so beschädigt, so dem
geiz und der Herrschsucht Weniger geopfert wurde, das war der
rste Stachel für ihren Schmerz. Ein Missionar schreibt:
Wovon Du noch keine rechte Ahnung hast, das ist von dem
merz und der Noth, die wir durch die Gegenmission haben.
s kommt daher, weil Du nicht wissen kannst, wie uns eine jede
ele, die wir durch des Herrn Gnade aus dem Feuer haben reißen
sen, ans Herz gewachsen ist. Darum ist auch der Schmerz groß,
n man erfahren muß, wie diese und jene den niedrigsten Ver-
rungskünsten erliegend uns den Rücken dreht, wie gewissenlose
nschen die Perlen nehmen und vor die Säue werfen, und wie
er elende Golmal oder Streit zersetzend in den Christengemeinden
kt."

Die einzige Erquickung war dabei, daß doch im Ganzen nur
kleiner Bruchtheil der eingebornen Christen von ihnen abfiel.
h den Berichten der Gegner hätte man ja freilich glauben können,
sei aus, ganz aus mit der deutschen Mission — aber in Wahr-
standen doch $^2/_3$ wenn nicht $^3/_4$ der Gemeinden auf ihrer Seite.
rulia blieb vorzugsweise durch die Treue des National-Gehülfen
lus Nemo von den Wirren des Streites ganz verschont. In
ybassa hielten sich von den 560 Christen nur 71 zur Gegenmission,
unter diesen standen 30 als Diener ꝛc. in Abhängigkeit von

Missionar Krüger. Während im Jahre 1868 die ungefähr 10,000 Seelen zählende Nagpur-Gemeinde durch die Taufe um blos 764 vermehrt worden war, konnte nach der Trennung 1869 die evangelisch-deutsche Mission 1143 Seelen taufen, obgleich sie bei der Prüfung der Taufcandidaten sehr sorgfältig zu Werke ging. Die Zahl der Communicanten belief sich auf 3042, 200 Familien meldeten sich zur Aufnahme in die Gemeinde. Im Jahre April 1871 bis dahin 1872 zählte die Gegenmission nach ihren eignen, gewiß nicht zu niedrig angebenden Berichten über 5000 getaufte Christen und hatte 269 Heiden mit ihren Kindern im Laufe des Jahres getauft, die deutsch-evangelische Mission dagegen zählte in Nagpur etwa 17,000 Christen und hatte im Ganzen etwa 2000 Seelen getauft.

Wie war dieses so über Erwarten günstige Resultat zu erklären? Nächst Gottes Gnade und der schon angeführten geringen Sympathie der Kolhs für den Leiter der Secession müssen wir auch noch den conservativen Sinn der Kolhs in Rechnung ziehen. Sie waren gewöhnt, sich als Kinder ihrer „Väter" in Berlin (Curatorium) zu betrachten, sie waren gewöhnt an die alten Stationen, sie waren gewöhnt an die hergebrachten Ordnungen, — und dabei blieben sie. Als Missionar Bohn einem Aeltesten sagte: „Wenn ihr nach Ranchi geht, so geht nicht mehr in die alte Kirche, sondern zu Batsch ins Zelt. Batsch ist der Hirte der Gemeinde, ihm gehört sie und nicht den andern Sahebs", antwortete dieser: „Meine alte Kirche werde ich nicht verlassen, da hat mich mein Heiland taufen lassen, da hat er mir so viele Jahre seinen heiligen Leib und sein Blut dargereicht und meine Seele gestärkt und erquickt; warum soll ich einem Menschen, der nach eignem Willen fortgeht, nachlaufen?" — Aehnliche Aeußerungen sind wiederholt gethan worden. Einsichtigeren Gemeindegliedern blieb auch durchaus nicht verborgen, auf welcher Seite das Recht, auf welcher das Unrecht war, wie sie auch den Widerspruch, der in den Reden der ausgeschiedenen Missionare im Verhältniß zu ihren früheren Behauptungen lag, gar wohl merkten. Daß das, was früher recht gewesen war, auf einmal unrecht sein sollte, wollte ihnen gar nicht einleuchten. Dazu ver-

lte auch das würdige Verhalten der treugebliebenen Missionare ht Eindruck zu machen. Sie hatten sich nicht verleiten lassen, öses mit Bösem zu vergelten und dieselben Wege zu betreten, die n den Gegnern zur Gewinnung von Anhängern gegangen wurden. reimal ungerechter Weise vor Gericht gezogen, haben sie das ruhig ragen, und in der Ueberzeugung, daß der Gerichtshof der letzte rt sein müsse, wo ein Missionar sich sehen lassen dürfe, ihrerseits e richterliche Untersuchung beantragt. Ebensowenig haben sie die ügel der Zucht lockerer gehalten oder den Uebertritt zum Christen- um erleichtert, — im Gegentheil, es wurde, wo es irgend ging, enger genommen, als bisher.

Es versteht sich ganz von selbst, daß die treugebliebenen Mis- onare auch ihrerseits durch umsichtige, rastlose, treue Arbeit Alles aten, die Nachtheile der Spaltung auf ein möglichst geringes Maß urückzuführen.

Auch sie besuchten die Christengemeinden fleißig, theilten ihnen as Wort, spendeten ihnen die Sacramente und vermahnten sie, er deutschen Kirche treu zu bleiben. Und nicht nur die nahe elegenen, sondern vorzugsweise diejenigen besuchten sie, die zu ent- ernt wohnten, um auf den Stationen seelsorgerliche Behandlung zu rfahren. Etwa 500 christliche Dörfer Nagpurs wurden so im Jahre 1869 bereist. Diese Reisen verursachten freilich bedeutende Geldkosten, erwiesen sich aber als ein besonders geeignetes Mittel, die wahren Zustände der Gemeinden kennen zu lernen und die oft recht schwachen Christen im Glauben zu befestigen und zu fördern.

Daneben wurde durch Gründung neuer Stationen dafür gesorgt, daß ein größerer Theil der Christen, als bisher an den regelmäßigen Gottesdiensten Theil nehmen, und die Missionare in nähere Berührung mit den Gemeinden kommen konnten. Für das große Gebiet der Uraus und Mundaris (Chutia Nagpur proper) in dem 9—10,000 Christen ungefähr 800 Dörfer bewohnten, hatte in der Zeit seit dem Aufstande 1857 bis zur Trennung nur die eine Station Ranchi bestanden. Das war viel zu wenig und mit ein Grund gewesen, daß, während die Zahl der „Bekehrten" zunahm, das innere Leben der Christen in Verfall gerieth, und

jene 10,000 nur eine „Heerde getaufter Menschen“ genannt w
konnte. Die 7 Dorfschulen, die paar Kapellen, die wenigen
chisten, die diesem Uebelstande abhelfen sollten, konnten nur
nützen. Deßhalb war man darauf bedacht, einen großen Thei
Nagpur-Gemeinde an verschiedene Nebenstationen zu vertheilen.
Gründung von Patrasburj im Januar 1869 war der erste S
dazu. Eine andere Station, Govindpur (Goßnerpur) wurde d
in Angriff, und eine dritte, Lohardagga, in Aussicht genommen

Außerdem wurden solche Orte, wo eine große Anzahl Chr
wohnte, mit Kapellen versehen, und die meisten von diesen Katech
und Aeltesten übergeben, denen die Pflege der täglichen Ge
versammlungen und der Sonntagsgottesdienste oblag. Die
chisten wurden außerdem beauftragt, die Kinder zu einer passe
Tageszeit im Lesen und Schreiben zu unterrichten, so wie auch
Katechismus zu lehren. Solche Kapellen besaß die Mission
1869 nahezu 50. Eine Schwierigkeit lag aber in der Beschaf
der nöthigen Katechisten, denn die Mehrzahl der früheren hatt
Mission mit den ausgetretenen Missionaren verlassen. Ind
hatte ein Aufruf, der sich besonders an die Gemeindeglieder ric
die früher die Schule besucht hatten, den Erfolg, daß sich
Leute zum Katechistendienst meldeten, als man brauchen ko
Vierzig junge Leute, von denen $^2/_3$ die Schule in Ranchi be
hatten, konnten im Dec. 1869 zu weiterer Ausbildung ausgen
werden. Auf das Andringen der Gemeinden, die gegen die ei
bornen Agenten der Gegenmission Schutz verlangten, und weil
Gegner von den wichtigsten Punkten Besitz zu ergreifen suc
wurde jedoch diese Katechistenschule wieder aufgelöst. Mit
Schülern besetzte man an einem Tage 20 Plätze, nahm aber s
wieder 20 neue Katechisten an, die den Kern einer zweiten K
chistenschule bildeten. So in Nagpur. In Singbhum gab
Katechisten, in Manbhum 3 Dorfkirchen, einen ordinirten eingebo
Hülfsprediger und mehrere Gemeindeälteste.

Wie die meisten Katechisten, waren auch bis auf 2 sämm
eingeborne Lehrer und fast alle Knaben und Mädchen der E
hungsanstalt zur Gegenmission hinübergezogen worden. Bei

ue der meisten Gemeinden hatte es indeß keine Schwierigkeit
e Kinder zu erhalten. Bald waren wieder 150 Knaben und
Mädchen in der Ranchi-Schule. Aber die zwei treugebliebenen
rer reichten eben nur für 2 Klassen, die übrigen Klassen
ssten anfangs mit nicht seminaristisch gebildeten jungen Männern
tzt werden, an deren Stelle jedoch allmählig einige von den
heren Lehrern traten, die aus freiem Antriebe die Gegenmission
der verlassen hatten. Die Arbeit in der Schule war in der
ten Zeit eine recht schwierige. Theils waren die Kinder ohne alle
rbereitung frisch aus der Wildniß gekommen und gewöhnten sich,
ältere und eingewohnte fehlten, schwer an die nöthige Ordnung,
theils wurden sie durch die Kinder der Gegenmission, die sich
g und Nacht heimlich auf die Station schlichen, vielfach verführt,
daß in jener Zeit 50 Knaben fortliefen, entweder nach Hause
er zur Gegenmission, wo ihnen größere Freiheiten gestattet wurden.
n 2. Halbjahre hörte dies jedoch auf, auch gelang es allmählich
s Knaben, welche früher in der Schule gewesen waren, eine obere
lasse einzurichten, in der Geographie, Geschichte, Arithmetik und
sonders ein tieferer Religionsunterricht ertheilt wurde. Ebenso
urden die Lehrer durch einen Cursus in Arithmetik, in Hindi, in
r Exegese des Neuen Testaments, in Dogmatik und in Abfassung
rzer Predigten weiter gebildet.

Von ganz bedeutendem Segen war der Eifer, mit dem sich die
issionare fortan auf Erlernen und Benutzen der Kolh-Sprache
gten. Durch eine in Mundari und Urau abgefasste Taufliturgie
urde den Taufcandidaten die feierliche Handlung, die sie für immer
m Heidenthum loslöst, verständlicher und wichtiger als bisher.
it sichtbarer Freude nahmen die Leute diese Aenderung auf. In
trasburj wurde das Hindi gänzlich abgeschafft, und das Mundari
s Kirchensprache eingeführt. Als vor 10 Jahren die ersten Tauf-
didaten aus dieser Gegend nach Ranchi kamen und in der Kirche
e Predigt im Hindi mit anhörten, verstanden sie nur das einzige
rt Shaytan (Teufel), das oft wiederholt wurde, und erzählten
n Kameraden nachher, daß der Saheb den Teufel tüchtig aus-
olten habe, damit er sie in Ruhe lasse. Jetzt verstanden sie

die ganze Predigt, und die Worte konnten tröstend und heil
in ihre Herzen bringen. In Chaybassa wurde die Sprache
Larkas, das Ho, benutzt, zunächst in den Katechisationen. Die
here Gleichgültigkeit der Zuhörer verwandelte sich dadurch plö
in die lebendigste Aufmerksamkeit. Insbesondere zeigten sofort
Frauen eine Theilnahme am Unterricht, wie man solche vorher
gesehen hatte. Bald wurde auch im Ho gepredigt und ge
Die Katechisten hatten bisher fließend im Hindi beten können,
nicht im Ho: Beweis, daß ihre Gebete auswendig gelernt w
und nicht aus dem Herzen kamen. Ebenso war auch der Kir
gesang bisher vielfach ein äußerliches Werk gewesen. Darum
den Lieder in die Kolhsprache übersetzt und neue gedichtet.
dies Alles verlor der Gottesdienst das Gepräge eines römisch-k
lischen, er wurde national, verständlich, wirksam.

Auch die Zahl der Missionare, die durch den Austritt
„Alten" auf 8 gesunken war, hatte sich unterdessen um 2 verm
Missionar Flex ließ sein hohes Gehalt als Theeplantagenauf
und kehrte wieder in die Arbeit zurück, aus der er einst verd
worden war. Er erhielt am 25. April 1869 durch Pastor Au
die Ordination. Missionar Kampffhenkel, der bisher am Go
gestanden hatte, wurde unter die Kolhs versetzt. — Vergessen w
wir auch nicht, daß alle die Anstrengungen, die die Missionar
Regeneration des Missionswerkes machten, nicht unwesentlich
die Organisation gefördert wurden, die bald nach der Trem
definitiv eingeführt worden war. Sie erwies sich als ein
Band unter den Missionaren, das ebenso die Alleinherrschaft
Einzelnen, als die Zersplitterung der Kräfte verhinderte.
gedeihliches brüderliches Zusammenwirken aller Missionare mit
verschiedenen Gaben und Kräften wurde durch sie ermöglicht,
nung und Gesetzmäßigkeit hergestellt, den eingebornen Christen
wünschenswerthe Mitwirkung gestattet. Auf Grund der Organis
führte Missionar Onasch das Amt des Vorsitzenden, Miss
Häberlin war Secretär, und Flex hatte die Kasse.

So konnten denn Ende 1869 die Missionare mit Lob
Dank gegen Gott auf eine heiße Arbeitszeit zurückblicken. Der

hatte ihnen durchgeholfen. Das Gedeihen der evangelisch-deutschen Mission war der Sieg, den Gott der Herr der Wahrheit und Treue beschenkt hatte.

Nach und nach hatten sich auch immer mehr Stimmen erhoben, die das Verhalten der ausgetretenen Missionare und vornehmlich das willkürliche Eingreifen des Bischofs von Calcutta verurtheilten. Zeitschriften in England und Deutschland erklärten sich entschieden für das Curatorium zu Berlin und die ihm treu gebliebenen Missionare. Ein früherer englischer Beamter, dem die alten Missionare viele Förderung und Freundlichkeit zu verdanken hatten, reclamirte ein von ihm geschenktes, aber von den abtrünnigen Missionaren als ihnen gehörig zurückgehaltenes Besitzthum ganz entschieden als Eigenthum der Mission. Viele von den verführten Gemeinden kehrten zu ihrer alten Kirche zurück. Ja, — und das war wohl das schlagendste Zeugniß gegen die Ausgetretenen — einer ihrer Genossen, Missionar Pohlenz verließ die englische Mission und bat unter dem 15. Februar 1870 das Curatorium um Verzeihung und Wiederaufnahme, was ihm auch gewährt wurde. — Indessen Eins änderte sich nicht, sondern ist bis diese Stunde geblieben: Die Spaltung in der Mission unter den Kolhs, und dadurch *zwei Missionen, zwei sich gegenüberstehende evangelische Missionen.*

Das ist schmerzlich. Blicken wir aber jetzt, wo die Gemüther beruhigter und die Verhältnisse geklärter sind, auf jenes schwere Jahr zurück, so ist es uns doch unmöglich, blos Schaden zu sehen, wir erkennen auch schon den Gewinn, den es gebracht hat. Wieder einmal ist das Josephswort in Erfüllung gegangen: „Ihr gedachtet mir böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie nun am Tage ist, zu erhalten viel Volks." Das Jahr 1868 mit seinen Ereignissen war eine Krisis, ein Gottesgericht über die ganze Missionsarbeit unter den Kolhs. Durch dieselbe hat Gott der Herr die Sünden und Fehler, mit denen jene Mission und ihre Missionare behaftet waren, richtend aufgedeckt. Allen Menschenruhm hat er vernichtet. Tief wurden alle Arbeiter am Werk gedemüthigt. Schmerzhafte Wunden haben sie aus dem heißen

Kampfe mitgebracht, Wunden, die wohl hienieden nie ganz heilen werden. — Aber das ist unsres Gottes Art, daß er erst demüthigt, wenn er erhöhen will. Und erhöhet hat er das herrliche Werk der Kolh-Mission so recht sichtbarlich. Größer, geistiger, evangelischer hat er es aus dem Läuterungsfeuer hervorgehen lassen. Die Mission hat durch jenes schwere Jahr entschieden mehr gewonnen als verloren. Ein anderer Geist ist in die Arbeit gekommen. Rüstiger, selbstloser, geistlicher wird gearbeitet. Die Christengemeinde, die wesentlich blos eine Taufgemeinde war, hat seitdem angefangen eine Gemeinde der Heiligen zu werden. Daß all diese Fortschritte auch ohne jene Krisis hätten stattfinden sollen, das wird Niemand leugnen; ob sie ohne dieselbe geworden wären — wer will das sagen! —

Und auch der Gegensatz der zwei evangelischen Missionen — sollte er nicht dem Werke zum Heil ausschlagen können? Ja wohl, für viele Christen wird er eine Klippe sein, an der sie scheitern — für andere aber auch wieder ein Prüfstein, ob das Herz fest ist, und ein Mittel, sich des eigenen Glaubens recht gewiß zu werden. Ebenso können die beiden Missionen sich nun gegenseitig controliren, ob sie treu sind, ihre Gaben austauschen, sich in ächt christlichem Wetteifer zu rechtem Fleiße anspornen. Und auch die heimischen Christen, die hinter den Arbeitern dort draußen stehen, müssen sie jetzt viel lauter denn früher den Weckruf hören: Betet, arbeitet, thut Gutes ohne müde zu werden!

So sind wir der guten Zuversicht, gerade wie einst die Trennung der Apostel Paulus und Barnabas der Welt zum Segen gereichte, so werde auch diese Trennung der Kolh-Mission, so tief schmerzlich sie auch an und für sich ist, unter Gottes segnender Gnadenhand für Indiens Heidenwelt zu immer größerem Heil ausschlagen. Gott walt's! —

6. Von Station zu Station.

Jesaias, 41, 17—20.

Wie sieht es denn gegenwärtig in der deutsch-evangelischen Kolh-Mission aus? Wir glauben diese Frage am besten beantworten zu können, wenn wir den freundlichen Leser auffordern, mit uns eine kleine Rundreise von Station zu Station zu machen. Sehr zu statten würde uns dabei eine Karte kommen, die nicht nur die Lage der Stationen uns angäbe, sondern auch die Ausdehnung der einzelnen Kolh-Stämme und die Verbreitung des Christenthums veranschaulichte, sowie über die Lage der einzelnen Diöcesen, Kapellen und Christendörfer genaue Angaben böte. Die Anfertignng einer solchen Karte ist aber in der kurzen Zeit, die uns für die Zeichnung unsrer Bilder zugemessen war, nicht möglich gewesen. Wer mit uns wandern will, der nehme deshalb die bereits vorhandene Karte[1] zu Hülfe, und findet er sich nicht genügend darauf zurecht, so hoffe er mit uns, daß die nächste Zukunft eine bessere bescheere.

Auf Reisen läßt man sich nicht blos die Namen der einzelnen Orte nennen, die man berührt, merkt sich ihre Lage und betrachtet ihre Umgebung, sondern hats auch ganz gern, wenn etwas über ihre Entstehung und Geschichte erzählt wird. Auch nach dieser Seite hin wollen wir versuchen ein Cicerone zu sein, und wenn dabei einiges statistisches Material mit unterläuft, so hoffen wir, wird das als nöthig erachtet und auch freundlich mit hingenommen.

---

1) Karte der Chota Nagpoor-Mission, im Goßnerschen Missionshause zu Berlin für 5 Sgr. zu haben.

Wir beginnen aber billiger Weise bei der Haupt- und Mutt
Station, bei Ranchi.

Die Stadt Ranchi liegt im Quellgebiet des Subanrekha a
einem Plateau, das in liebliche wohlcultivirte Thäler eine we
schöne Aussicht bietet. Als die Hauptstadt des Departements Chu
Nagpur ist sie der Sitz des obersten Regierungsbeamten[1], gege
wärtig des Colonel Dalton, und vieler anderer, europäischer Unte
beamten. Die 5000 Einwohner der Stadt bestehen vorzugsweis
aus Hindus und Muhamedanern, nur zum geringeren Theile aus
Kolhs. Die einstöckigen, meist aus Lehm, selten massiv gebauten,
doch aber mit Ziegeln gedeckten Häuser stehen an breiten, freundlichen
Straßen. Für die Verschönerung des bereits von Natur schönen
Ortes haben besonders englische Beamte viel gethan. Einer der-
selben legte Kaffeegärten und Theeplantagen an, ließ einen großen
Teich ausgraben und erbaute an demselben eine große Badehalle
für Eingeborne. Leider erbaute derselbe auch einen Siwa-Tempel,
der allerdings der Stadt zur Zierde gereicht, das tieferblickende
Auge des Christen jedoch nur beleidigen kann.

Eine prächtige Allee von Mango-Bäumen verbindet die Stadt
mit der $^3/_4$ Stunden entfernten Militairstation Duranda.

An dieser Allee liegt die Missionsstation Ranchi, mitten inner
zwischen der Stadt und Duranda.

Von der Gründung der Station Ranchi, oder wie ihr christ-
licher Name heißt, Bethesda, ist schon in Nr. 1 dieser Abtheilung
berichtet, auch ihre Geschichte ist theilweise in dem Vorhergehenden
gegeben, es erübrigt also nur, die Station zu beschreiben und von
der zu ihr gehörenden Gemeinde die nöthigen Notizen zu geben.

1) Der Commissioner von Nagpur hat die Verwaltung und Rechtspfleg
über die Districte Ranchi, Chaybassa, Purulia und der angrenzenden mehr
oder weniger selbständigen Königreiche, als: Banai, Kainjur, Moharbunj
Dhalbhum ꝛc. Unter ihm stehen die Deputy-Commissioner, so für Sing
bhum Dr. Hayes. Er selbst steht unter dem Lieutenant-Governor der
Präsidentschaft Bengalen, dieser unter dem General-Governor oder Vice
König in Calcutta. Man unterscheidet Chutia Nagpur im engeren und im
weiteren Sinne. Letzteres umfasst den ganzen Verwaltungsbezirk des Com
missioners.

Nehmen wir unsern Standpunkt vor dem Wohnhause des ersten Missionars, so sehen wir über grüne Rasenplätze hinweg und durch eine schöne, etwa 1000 Schritt lange Allee hindurch, gerade vor uns die große, Weihnachten 1855 eingeweihte Christuskirche. Sie ist ein schönes Gebäude im gothischen Stil, dem aber leider noch die Thurmspitze fehlt. Links von uns liegt wieder die Wohnung eines Missionars, weiter hin, etwa an der Mitte der Allee, noch eine solche, in deren Nähe die großen Fremdenhäuser, die den zum Gottesdienste und Unterricht kommenden Eingebornen, Herberge bieten, dann die Wohnung der zur Station gehörenden Katechisten und in der Nähe der Kirche noch ein Wohnhaus. — Rechts von der großen Allee und unserm Standpunkte zunächst ein Haus, in welchem Betsaal, Schulzimmer und Wohnung für einen Beamten, dann ein großer Garten, hinter dem Reisfelder, und endlich das am 30. Januar 1864 gegründete schöne massive Seminar-Gebäude mit seiner von hohen Säulen getragenen Veranda, gerade gegenüber der Christuskirche. Rechts von den Reisfeldern sehen wir noch ein Haus für Waisenkinder nebst Lehrerwohnung, ein Wohnhaus und einige Nebengebäude [1].

Dieser große Häusercomplex entspricht nun der Bedeutung, welche die Station hat und noch mehr früher hatte. Ranchi ist der Vorort der gesammten Kolh-Mission, hier wohnen die meisten Missionare, hier ist das Centrum des gesammten Schulwesens, hier wird die jährliche Generalconferenz abgehalten.

Gegenwärtig stehen in Ranchi allerdings blos drei Missionare und ein Hausvater, nämlich:

1) Missionar Oscar Flex, ein Schlesier, ordinirt, verheirathet, geordnet 1861, trat 1864 aus und 1869 wieder ein, Generalassirer im Vorstand, geb. 2. Aug. 1840.

2) Missionar Christian Friedrich Sternberg, zweiter Sohn des Heiland Missions-Superintendenten Sternberg, geb. den 10. Jan.

---

1) Ein schön ausgeführtes großes Tableau, auf welchem die Hauptgebäude der Mission, ist für 15 Sgr. im Gohnerschen Missionshause zu Berlin zu haben.

1850 in Arrha am Ganges, abgeordnet am 25. November 1872, als Geistlicher der preußischen Landeskirche ordinirt, Director des Seminars.

3) Missionar Ferdinand Hahn, ein Brandenburger, geb. 15. Febr. 1846, abgeordnet 7. Aug. 1868.

4) Eduard Reinert aus Elbing, Zögling des Brüderhauses zu Ducherow, Hausvater im Knaben- und Krankenhause, abgeordnet am 24. Sept. 1872.

Zu der ausschließlich aus Uraus bestehenden Diöcese Ranchi gehörten im Jahre 1872 sechs Katechisten, zehn Lehrer, dreizehn Aelteste. Getauft wurden 475 Personen, darunter 269 Christenkinder, als Taufcandidaten aufgeschrieben 420. Confirmirte zählte die Diöcese 2000, das heil. Abendmahl wurde 20 mal und zwar an 1784 Personen ausgetheilt. Zwei mussten excommunicirt, Einige vom heil. Abendmahl zurückgestellt werden. Leider befanden sich mehrere Gemeindeglieder im Gefängnisse, aus ganz Nagpur 8. Gestorben sind 32, getraut 14 Paare. Der sittliche Zustand der Gemeinde wird den Verhältnissen entsprechend als ein guter bezeichnet. Grobe Sünden wurden nur vereinzelt gemeldet, und in einigen Fällen haben die Christen selbst Ordnung geschafft. Allgemein war das Verlangen nach Katechisten und Lehrern, die Noth darin zuletzt so groß, daß zum Unterricht der Frauen Schulmädchen genommen werden mussten. Die Eingebornen steuerten 140 Rup. zum Unterhalt der Mission.

Die 2 Elementarschulen der Station enthielten 120 Knaben und 42 Mädchen.

Von den zwei Seminarklassen zählte die erste 7, die zweite 13 Schüler. Fünf junge Leute sind nach bestandener Prüfung vom Seminar abgegangen und an einzelne Stationen vertheilt, woselbst sie sich ein Jahr lang im practischen Dienst üben und bewähren sollen, ehe ihnen die Ordination zum Predigtamte ertheilt wird.

Seit 1872 befindet sich in Ranchi eine lithographische Presse, bestimmt die in Kolh und Hindi abzufassenden, resp. abgefassten und für die Unterweisung der Erwachsenen und Kinder so nöthigen

Bücher zu vervielfältigen. Dieselbe wird der Hausvater Reinert besorgen.

Ranchi ist auch der Hauptsitz der ausgetretenen und mit der Ausbreitungsgesellschaft verbundenen Missionare, die durch zwei englische Geistliche verstärkt sind. Sie haben eine Kirche und einen Außenplatz gebaut. —

Ebenfalls unter den Uraus arbeitet die 8 Meilen westlich von Ranchi gelegene und mit diesem als Diaconat verbundene Station **Lohardagga.**

Die Stadt Lohardagga, deren Namen auch die Station trägt, ist eine der belebtesten und bevölkertsten in Nagpur. Ihre Lage ist sehr ansprechend. In einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunde zieht sich eine 1—2000 Fuß hohe Gebirgskette hin. Ihre hohe Lage, sowie das Fehlen der sumpfigen dichten Jangels machen sie zu einem für Europäer gesunden Aufenthaltsorte. Das Land ringsumher ist fruchtbar und trägt Reis in Menge. Nach Ranchi führt eine große Straße.

Bereits im Jahre 1848 wurde die Station an Stelle des als ungesund aufgegebenen Domba gegründet. Der werkthätige Missionsfreund Cpt. Hanington in Ranchi hatte dazu der Mission sein dort gelegenes schönes Besitzthum geschenkt. Es bestand aus einem geräumigen Wohnhause mit vollständiger Haus- und Wirthschaftseinrichtung, aus einem großen Garten, der unmittelbar an die Veranda stieß und die schönsten Früchte Indiens trug, der Küche und den nöthigen guten Stallgebäuden. Das einstöckige Haus hatte sehr hohe Zimmer und stach bedeutend ab gegen die elenden Lehmhütten der Eingebornen.

Der erste Missionar in Lohardagga war der arzeneikundige Conrad, der dann auch bald eine große Schaar hülfesuchender Heiden um sich versammelte, so daß die Veranda seines Hauses selten leer von Kranken war, die von nah und fern herbeieilten. — Am 28. Mai 1851 starb dort der fromme Missionar Joh. Börner, den die Heiden wegen seiner Sanftmuth den Mitha Saheb, den süßen Saheb genannt hatten, später auch dessen Tochter. Börner ist wohl der eigentliche geistliche Vater der dortigen Christengemeinde. — Bemerkenswerth für die Geschichte der Station ist noch

eine große Disputation über die Schasters, die 1853 hier zwischen Missionar Conrad und Hindus vor fast 200 Zuhörern stattfand und eine große Aufregung erregte.

Nach dem Aufstande des Jahres 1857, der die Station zerstörte, wurde Lohardagga nicht wieder aufgenommen. Aus welchem Grunde ist nicht bekannt. Die Gemeindeglieder sahen sich nun auf das entfernte Ranchi angewiesen.

Auch nach der Trennung der älteren goßnerschen Missionare war es trotz sehnlichen Wunsches nicht sofort möglich, in Lohardagga eine Station wieder anzulegen. Indessen wurde der Bau immer dringender. Die dort wohnenden Uraus bedurften nothwendig größerer seelsorgerlichen Pflege. Dazu waren auf die Bitten einiger Urau-Christen vom Secretär der Methodisten-Mission in Calcutta vier Missionare dieser Gesellschaft dorthin gesandt. Das konnte und durfte nicht geduldet werden. Man musste den Methodisten zuvorkommen und eine Station anlegen.

Erst Ende 1871 konnte mit dem Bau begonnen werden. Aber auch jetzt fehlten die Kräfte ihn rüstig fortzusetzen, bis endlich Ausgangs 1872 die Station definitiv durch Missionar Lorbeer besetzt werden konnte.

Missionar Lorbeer, geb. am 14. Dec. 1850 zu Wippra bei Sangerhausen, wurde im Jahre 1864 von Berlin aus abgeordnet und stand vorher in Ghazipur am Ganges. Er ist ordinirt und verheirathet.

Am 7. Dec. kam er in Lohardagga an, am 18. folgte ihm seine Familie. Da noch kein Wohnhaus da war, mussten sie anfangs im Zelte leben Jetzt bestehen die dortigen Baulichkeiten aus einer 500 Menschen fassenden Kapelle und der mit dieser unter einem Dache sich befindenden, freilich nicht sehr geräumigen Wohnung des Missionars. Der Bau eines besondern Bangalow für die Missionarsfamilie wird bald dringendes Bedürfniß werden, denn es steht zu erwarten, daß die jetzt noch kleine (500 Seelen) zählende Gemeinde bald sich bedeutend mehren wird.

Im Jahre 1872 hatte die Gemeinde 2 Katechisten, 1 Lehrer, 1 Schule, 5 Aelteste. Zwei Kapellen wurden neu gebaut. Getauft

wurden 91, darunter 3 Christenkinder, Confirmationen fanden nicht statt, das heilige Abendmahl wurde einmal an 40 Personen ausgetheilt, eine Trauung vollzogen, fünf Todesfälle eingetragen.

Der sittlich-religiöse Zustand war derselbe wie in der Ranchi-Gemeinde, ausgeschlossen brauchte Niemand zu werden. Zur Deckung der Gemeindekosten steuerte die Gemeinde 7 Rup.

Wenden wir uns von Lohardagga südöstlich, so kommen wir nach der Station **Govindpur** oder **Goßnerpur**, dem Diaconate des später zu nennenden Patrasburj. Liegen Ranchi und Lohardagga in den nördlichen Winkeln eines gleichschenkligen rechtwinkligen Dreiecks, so bezeichnet Govindpur den südlichen, den rechten Winkel. Es liegt gleich den genannten Stationen noch in Chutia Nagpur, die Gemeindeglieder sind aber vorherrschend Mundaris. Fünf Stunden westlich beginnen die Uraus, welche sich von da nördlich nach Lohardagga hinziehen. Südlich und südwestlich wohnen Karias.

Auch Govindpur ist eine alte Goßnersche Station. Es wurde im December 1850 gegründet und entfaltete bald eine recht erfreuliche Thätigkeit, musste aber leider, wie es scheint aus Mangel an Mitteln, bald wieder aufgegeben werden.

Als Missions-Inspector Ansorge die Kolh-Mission inspicirte, beschloß man Govindpur wieder aufzunehmen. Bei einer Reise, die er im November 1868 dorthin unternahm, fand er noch die alte Stätte, wo einst das Missionshaus gestanden hatte. In der Nähe des Hauses war ein ganz gut erhaltener ausgemauerter Brunnen. Prächtige weißblühende Oleanderbüsche zeigten, wo der Garten gewesen war. Eine Allee von Fruchtbäumen hatte sich auch noch gut erhalten. Der Platz war gut und zur Anlegung einer Station wohlgeeignet. Er ist hochgelegen und wurde von den Engländern für gesund gehalten. Nach Süden hin breitet sich eine herrliche Ebene aus, die von blauen Bergen begrenzt ist.

Govindpur selbst ist ein Marktplatz und liegt am Karo-Flusse, zu dessen beiden Seiten sich Hochebnen erheben. Früher war es die Residenz des Raja von Sonpur, der jetzt in dem $^1/_2$ Stunde entfernten Jeria wohnt.

Das Land ist sehr fruchtbar. Verzugsweise wird Reis cultivirt, aber auch Surguja, ein Oelgewächs, das zur Zeit der Erndte durch Kaufleute aus Bengalen aufgekauft und in Hunderten von Ochsenladungen exportirt wird.

Rührend war die Freude der dortigen Christen, als sie hörten, daß die alte Station wieder aufgebaut werden solle. Eine Anzahl begrüßte den Pastor Ansorge mit Jsu sahay, dankte ihm für den ausgesprochenen Entschluß und begleitete ihn nach dem alten Platze. Es that auch bitter Noth, gerade dort sich wieder anzusiedeln, denn die Umgegend ist mit Christen dicht bevölkert, und der Mangel an Seelsorge hatte bereits üble Folgen gehabt.

Die Verhandlungen mit dem Raja, der anfangs die Station östlich von Jeria erbaut wünschte, konnte Missions-Jnspector Ansorge nicht zum Abschlusse bringen, sie hatten aber schließlich doch das Resultat, daß Missionar Didlaukies noch im Jahre 1869 beauftragt werden konnte, die Station auf dem alten Platze wieder aufzubauen.

Die nöthigen Baugelder gewährte das Vermächtniß des Herrn Baron von Diergardt zu Viersen am Rhein, der in seinem Testamente 5000 Thlr. zum Bau einer Station bestimmt hatte, die den Namen Goßnerpur führen sollte. Die Nachricht kam gerade zur guten Stunde, und Govindpur ward als Goßnerpur wieder neu aufgebaut.

Am 9. Januar 1870 wurde der Grundstein zu dem neuen Missionshause gelegt. Bald auch sammelte sich eine Anzahl Christen zum sonntäglichen Gottesdienste vor dem Zelte des Missionars. Täglich kamen Leute, die Hülfe gegen die Bedrückungen der Zemindare suchten, Reisen mussten gemacht werden, und die Arbeit wuchs in kurzer Zeit so, daß Missionar Voß zur Hülfe nachgesandt werden musste. Dazu kam, daß ganz besonders diese Gegend durch die Gegenmission beunruhigt wurde.

Mitte März 1870 konnte Bruder Didlaukies, nachdem er und seine Familie viel von der Hitze gelitten, in das neue Bangalow einziehen.

Die Zahl der Kirchgänger hatte sich indeß so gemehrt, daß die eine Stube des Hauses nicht mehr zum Gottesdienste ausreichte.

Eine zweite wurde hinzugenommen, aber auch die zwei zusammen erwiesen sich als zu klein. Da wurde bereits am 19. April der Grundstein zu einer Kirche gelegt, deren Bau viel Noth machte, die aber noch vor Beginn der Regenzeit mit Hülfe der Christen und Heiden, auch des Raja von Jeria, unter Dach kam und am 26. Juni durch Missionar Häberlin aus Ranchi eingeweiht werden konnte. Die Kirche ist einfach aber freundlich. 2000 Menschen finden in derselben Platz.

Leiter der Station ist der genannte Missionar David Didlaukies, geb. den 6. Juni 1836 in der Nähe von Stallupönen und im November 1863 abgeordnet, verheirathet und ordinirt. Die Oberaufsicht hat der Missionar von Patrasburj.

Neben ihm steht jetzt Missionar Ernst Wilhelm Huß, geb. den 18. December 1843 zu Kreibau bei Hainau in Schlesien, abgeordnet im März 1869, verheirathet.

Goßnerpur ist die stärkste Gemeinde. Sie zählt an getauften und ungetauften Gliedern ca. 9000 Seelen, darunter etwa 2000 Confirmirte. Hier ist auch jetzt noch der Zudrang der Heiden zum Christenthum am stärksten. Im Jahre 1872 kamen Schaaren, sich zur Taufe zu melden. Viele ins Heidenthum zurückgefallene Familien kehrten bußfertig zurück, 959 Katechumenen und 251 Christen-Kinder konnten getauft, 686 Tauf-Candidaten aufgeschrieben werden.

Und so wars schon im Jahre vorher gewesen. Im September 1871 wurden 400 Christen. An einem Sonntage kam ein ganzes Heiden-Dorf, 20 Familien stark, zur Kirche und meldete sich zur Taufe. Am 20sten Sonntage p. Tr. waren 2000 Christen und auch viele Heiden im Gottesdienste, Montag darauf ließen sich 271 Heiden als Tauf-Bewerber aufschreiben. Die Zahl der im October gewonnenen Christen belief sich auf 584. Zu denen kamen im November 188 hinzu.

Die 436 Dörfer umfassende Gemeinde, die sich nach Süden hin 30 Stunden weit ausdehnt, ist in 45 Prachinschaften getheilt, deren jede einen Aeltesten hat, und besitzt 30 Kapellen, die sämmtlich in den letzten 3 Jahren erbaut sind. Eine Kapelle, die in

Garai, wurde von der Ortsgemeinde, die in Takarma sogar unter fleißiger Mithülfe des heidnischen Zemindar erbaut. Die größesten Kapellen befinden sich in Katanga, acht Stunden südlich, und in Marcha, jene 600, diese 1000 Menschen fassend. An ihnen sind ja ein in Ranchi gebildeter Seminarist, an der letzteren außerdem noch ein Katechist angestellt.

Im Ganzen hat die Gemeinde 14 Katechisten. Eine Stations-Schule fehlt noch, ihr Bau ist aber bereits genehmigt. In den zwei Gemeinde-Schulen wurden im Jahre 1872 durch zwei Katechisten und einen Seminaristen 40 Knaben und 30 Mädchen unterrichtet. Es gab aber dort 1500 schulpflichtige Kinder. Confirmirt wurden in demselben Jahre 119, Abendmahlsfeiern: 13 mit 2866 Gästen, Trauungen: 86, Sterbefälle: 41, Excommunicationen: 1. Die Beisteuer zur Kirchen-Kasse betrug 162 Rup. Der sittliche und sociale Zustand wird nach einem Bericht des Missionars Didlaukies ein im Allgemeinen befriedigender genannt.

An dem Tage, wo diese Blätter erscheinen, wird in dem Bezirke von Goßnerpur, wills Gott, der Grundstein zu einer neuen Station gelegt werden, die den Namen **Matthäuspur** erhalten soll. Südwestlich nämlich von Goßnerpur, ziemlich in der Mitte des Weges nach Palkot, der Residenz des Königs von Chutia Nagpur, liegt der Ort Kilga. Dort oder in dem nahe gelegenen Takarma soll die neue Station gebaut und ebenfalls unter Patrasburj gestellt werden. Die Gegend ist von Uraos bewohnt und ein sehr hoffnungsreiches Missionsfeld. Einstweilen sind dort unter Missionar Kröchers in Patrasburj Leitung und Aufsicht die eingebornen Candidaten Matthiyas und Nathanael stationirt. Später wird die Station voraussichtlich mit dem im September dieses Jahres abgeordneten Missionar Wilhelm Nowack besetzt werden. Nowack ist geboren in Pr. Eylau und war Seminar-Lehrer.

Die nächste Station, die wir auf unsrer Reise berühren, ist **Patrasburj.** Sie ist im Januar 1869 gegründet, um den im südöstlichen Theile Nagpurs wohnenden Mundari-Kolhs näher zu sein, und liegt etwa 7 deutsche Meilen südlich von Ranchi.

Als Missions-Inspector Ansorge am Pfingstmontage 1868 us dem Elisabeth-Krankenhause in Berlin trat, näherte sich ihm n unbekannter Herr und bat um eine kurze Unterredung. In er Wohnung des Inspectors angekommen, legt der Unbekannte n Päckchen mit 3000 Rubel auf den Tisch. Er hatte in seiner ugend durch den seligen Goßner, bei dessen Aufenthalt in Peters- urg, viele geistliche Anregung erfahren und brachte aus Dankbarkeit afür diese große Gabe der Goßnerschen Mission. Es sollte damit ine neue Station gebaut werden. Auf die Bitte, seinen Namen u nennen, sagte er, er danke Gott, daß sein Name im Buche des ammes stehe. Beim Abschied verhieß er noch, daß auch für den ortbau der neu zu begründenden Station gesorgt werden solle.

So wurde die Gründung von Patrasburj ermöglicht, das eben um Andenken an den unbekannten Petersburger Freund seinen amen erhalten hat.

Der Platz, der gewählt wurde, liegt hoch und gesund, wohl m höchsten unter allen Kolh-Stationen. Er gehörte dem Manki on Jiuri, der ihn, freilich nicht aus Liebe zur Mission, sondern m durch Empfang eines Kaufgeldes nicht von seinem Oberherrn, em Raja von Jeria in den Abgaben erhöht zu werden, der Mission zum Geschenk gemacht hat. Es ist eine nahe bei dem orfe Burju gelegene Höhe und führt von Alters her in der undari-Sprache den Namen: kaji sereng pur, d. h. des Wortes elsenberg.

Der Ursprung dieses Namens ist folgender. Der Manki, dem st die ganze Umgebung gehörte, hatte eine große Familie. Es ren mehrere Brüder im Hause. Da sprachen sie untereinander: Brüder, wir sind unserer zu viel hier beisammen, lasset uns das nd unter einander theilen." Und so gingen sie auf die Höhe, n wo sie die ganze Gegend gut übersehen konnten, und auf der lsenplatte dieses Berges hielten sie einen Pantschait, d. h. eine nferenz und theilten das Land unter einander. Hier haben sie s bindende Wort gesprochen. Daher der Name: „Des Wortes lsenberg." Seit jener Zeit versammeln sich alljährlich die undaris auf dieser Höhe und opfern auf dem Felsen.

Welche Prophetie liegt in diesem Namen! Selbst die Eingebornen haben sie gefühlt. Der Gemeindeälteste von Jellingkela, Nathanael, sagte zu Missionar Didlaukies bei der Gründung der Station: „Unsere Väter haben sich damals auf diesem Berge versammelt und mit einander berathen und ein Wort gesprochen, wie sie das Erdreich unter sich theilen, — und nun soll auf dem Berge mit Gottes Hülfe eine Kirche gebaut werden, wo das Wort vom Himmelreich uns verkündigt wird."

Die Station liegt sehr luftig, wodurch sie in der dunstigen Regenzeit vor andern Stationen einen ungemeinen Vorzug hat. In der heißen Zeit jedoch sind die von den Bergfelsen kommenden Winde ebenso heiß und ausdörrend, wie stark und geräuschvoll. Der Blick nach Osten auf die schönbelaubten Berge von Tamar und auf den aus diesen hervorbrechenden, in der Regenzeit gewaltig reißenden und von großen Wasserschlangen unsicher gemachten Tajna-Fluß ist großartig und schön.

Patrasburj liegt weitab von aller Civilisation. Die in seiner Umgebung wohnenden Mundaris haben sich in Bezug auf Sprache und Besitzverhältnisse noch am meisten in ihrer Ursprünglichkeit erhalten. Da sie weniger mit den Hindus zusammenkommen, als die unter Hindu-Zemindaren lebenden Kolhs, so haben sie auch wenig von Sprache und Sitten der Hindus kennen gelernt. Viele verstehen so wenig Hindi, daß sie kaum ja und nein in dieser Sprache sagen können. Auch das Christenthum, das sich bis zum Jahre 1869 hier sehr verbreitete, hat ihren Bildungsstand wenig gehoben. Es ist aber auch gerade unter den Bekennern dieser Gegend am wenigsten Kraft und Leben geworden. Die Missionare von Patrasburj machten nach dieser Seite hin die traurigsten Erfahrungen. Es wurde ihnen je mehr und mehr klar, wie das Christenthum anfangs von den Kolhs dieser Gegend unter der Parole aufgenommen worden ist: „Sahay von den Sahebs, Wiedererlangung aller schon lange verlorenen Besitzungen, wenns sein muß auch durch Meineid; Opposition und Revolution, wenns sei muß auch durch Mord und Todtschlag, und das Alles Prabhu I nam se und Prabhu ki daya se, im Namen des Herrn, durch I

Gnade des Herrn." Darum that denn auch gerade hier die Gründung einer Station bitter noth.

Die Gebäude der Station bestehen aus einem Wohnhause für zwei Missionare mit 5 Stuben, zehn sehr einfachen Lehmhäusern für eingeborne Lehrer und Katechisten, der Dera, d. h. Herberge für die Fremden und einem kleinen, als Schule benutzten Hause. Nach Beschluß vom 1. Mai dieses Jahres soll noch eine Kapelle gebaut werden.

Nachdem der erste Pastor der Station, Missionar Jellinghaus, im Juni 1870 durch Gesundheitsrücksichten genöthigt, sich nach Europa zurückbegeben, wurde die Verwaltung der Station interimistisch dem Missionar Nottrott von Chaybassa übertragen, der zugleich noch seine eigne Gemeinde zu besorgen hatte.

Der gegenwärtige Pastor der Station ist Missionar Wilhelm Kröcher aus Nadrense bei Tantow, ordinirter Theologe, verheirathet, abgeordnet am 27. Sept. 1871.

Neben ihm steht Missionar Carl Kampfhenkel, geb. 6. Juli 1835 zu Niemegk, abgeordnet am 21. Nov. 1864, anfangs am Ganges stationirt. Voraussichtlich ist er jetzt verheirathet. Seine Braut ist im September d. J. zu ihm nach Indien gereist.

Die Gemeinde Patrasburj zählte im Jahre 1872 an Confirmirten 900 Seelen. Getauft wurden 541, darunter 173 Christenkinder, als Taufbewerber aufgenommen 400, confimirt 60, das heil. Abendmahl ausgetheilt an 3103 Personen. Die eingebornen Helfer bestehen aus 13 Katechisten, 3 Lehrern und 26 Aeltesten. 6 Kapellen kamen zu den bereits vorhandenen hinzu. Die Zahl der Kinder in den 6 Schulen betrug 60. Ein Gemeindeglied mußte excommunicirt werden, 64 starben, zur Kirchenkasse steuerten die Christen 143 Rup.

Der sittliche Zustand der dort wohnenden Christen hat seit Gründung der Station gebessert, nicht wenige, die ins Hei-
thum zurückgesunken waren, sind zurückgekehrt; indessen
viel zu wünschen übrig. Nach dem Urtheil des M
ist die Ehe noch lange nicht in dem Gemeindebew
gebührenden Geltung gekommen. Daher gabs 18
Ehebruch und Hurerei. Viele waren auch noch

Die Lage ist in Patrasburj doppelt schwierig, weil das Verhältniß zu der hier besonders thätigen Gegenmission auf die Kirchenzucht, sowie auf jedwede Anforderung des sittlichen Lebens lähmend einwirkt.

Von Patrasburj führt uns eine Militärstraße in südöstlicher Richtung über die hohen Berge des Bundgau nach der südlichsten Station unseres Missionsgebietes, nach **Chaybassa.** Lagen die bisher besuchten Stationen sämmtlich in Chutia Nagpur, diese ist die erste und einzige in Singbhum.

Man schreibt den Namen verschieden: Chaibassa, Chaibasa, Chyabassa, Chyebassa. Der eigentliche Ort heißt Chöebassa und liegt eine halbe Stunde von der Station. Er ist nach seinem Gründer Chöe genannt, dessen Familie noch dort wohnt. In Chöebassa, oder Dongol, wie der Kolh auch sagt, hatten die ersten Engländer ihre Zelte aufgeschlagen und bauten eine halbe Stunde davon ihre Häuser, die sie nach jenem Orte nannten.

Chaybassa liegt im Unterschied von allen übrigen Stationen in einem Thale und nur 700 Fuß über dem Meere. Die $^1/_4$ Stunde entfernten, 400—500 Fuß hohen Hügel bieten eine köstliche Aussicht, halten aber auch die frischen Luftströmungen zurück und ammeln die glühenden Sonnenstrahlen zu einer verderbenbringenden, entsetzlichen Hitze gleich den Wänden eines Ofens. Rechts und links von dieser Hügelkette und über dieselbe hinweg nach Norden zu sieht man in blauer Ferne die Berge des Bundgau.

Schon im Jahre 1861 war dieser Ort als Missionsstation in Aussicht genommen und zunächst mit einem Lehrer besetzt worden. 1864 wurde für den Preis von 1800 R. ein in hübschem Garten gelegenes Haus gekauft, zunächst vermiethet, dann aber von dem ersten Missionar der Station, Pastor Struve, bezogen. Struve war Ende 1865 nach Chaybassa versetzt worden, nachdem er vorher in Purulia thätig gewesen war. Zu Ehren der Protectorin des Goßnerschen Krankenhauses in Berlin und als Pendant zu Purulia (Friedrich-Wilhelmspur), erhielt die Station den Namen Elisabethpur.

Es war eine der besonders dunkeln Führungen unseres Gottes, daß nach kurzer Thätigkeit in Indien Missionar Struve

f dessen Wirken viele Hoffnungen gesetzt wurden, bereits am . August 1866 durch den Tod abgerufen wurde.

Nachdem die Geschäfte der Station einige Zeit durch Missionar üger versehen waren, trat der am 24. Oct. 1867 in Berlin eordnete Missionar Alfred Nottrott in Struves Arbeit ein. ttrott ist den 19. August 1837 zu Oppershausen bei Mühl- usen in Thüringen geboren, Theologe, ordinirt und verheirathet. ch gegenwärtig ist er der Leiter der Station und zugleich cretair im Vorstande der gesammten Kolh-Mission.

Neben ihm steht der Missionar Wilhelm Lutheri Voß, geb. 14. Juni 1842 zu Uetersen in Holstein, abgeordnet 1868, heirathet.

Die Christengemeinde besteht aus Mundaris und Larkas, zugsweise aber aus ersteren. Der erste Larka wurde am 10. v. 1867 getauft. In dem District wohnen außer Hindus noch le Uriyas, deren Sprache ein Singbhum-Missionar womöglich ch noch können muß.

Die Christengemeinde theilt sich auch räumlich in zwei Theile. r eine bewohnt den sogenannten Bundgau, d. h. die nordwestlich n Chaybassa gelegenen Berge. Es sind eingewanderte Mundaris, r auch alt ansässige, das Mundari redende Singbhumiten. Ihre tfernung von Chaybassa beträgt 2—3 Tagereisen und macht die beit auf dieser Station zu einer der schwierigsten und anstrengendsten.

Um sie einigermaßen zu erleichtern und dem Missionar auch hrend der heißen Zeit die Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes Bundgau zu gewähren, ist zwei Tagereisen von Chaybassa fernt, auf einem Hügel bei Tokadu ein Haus gebaut, das den men Sayadburu (Gnadenberg) trägt und am 3. April 1872 zum ten Male bezogen worden ist. Von da aus können auch in der ßen Zeit die umliegenden Christengemeinden, wenn zu der Reise Nacht benutzt wird, leicht besucht werden. Wegen seiner hohen d luftigen Lage ist es auch trefflich geeignet, kranken Missionaren (Sanatarium) zu dienen, und soll es dazu m Missionar von Singbhum, der es m „Gluthofen" Chaybassa kaum

aushalten kann, hat es schon gute Dienste geleistet. Um die R
dorthin zu erleichtern und in Sonderheit den kostspieligen Trans
des Reisezeltes zu vermeiden, ist neuerdings (1873) halbw
zwischen Chaybassa und Tokadu ein einfacher Bangalow geb
worden. Dort können der Missionar und auch die in die Fe
nach dem Bundgau gehenden Schulkinder bequem übernachten.

Die Aussicht von Sayadburu ist wunderschön. Ringsh
Berge. Am südlichen Fuße des langgestreckten Hügels, de
westliches Ende noch mit Bäumen und Strauchwerk bewachsen
liegt das fast ganz von Bäumen verhüllte Dorf Tokadu, dari
hinaus die Berge von Kurundia, 2558 Fuß hoh, und daneben
unbenannter 2695 Fuß hoher Berg, die in der Entfernung
4—5 Stunden nach Süden die Aussicht sperren. Die dar
liegenden Berge sind alle bewaldet. Noch romantischer und w
ist die Aussicht nach Süd-Westen über die bewaldeten Berge,
sich in fünf Höhenzügen bis in blaue Ferne verlieren. Im We
sehen wir die Berge, die ein gut Stück hinter Goßnerpur lieg
Am beschränktesten ist die Aussicht nach Norden.

Zu Sayadburu gehört jetzt die frühere Gemeinde von Kudah
nicht weniger als 20 Dörfer, die meistens keine Stunde entf
liegen. Tritt man auf die Veranda des Hauses nach Norden,
der Hügel steil abfällt, so hat man auf der andern, sanft ans
genden Seite des Thales, eine halbe Stunde entfernt, sie
Dörfer mit Christen vor sich, und noch andere zehn Dörfer se
die neue Kapelle, die jetzt in Sayadburu erbaut ist.

Außer Sayadburu hat der Bundgau noch 5 Christengemeind
die mit Kapellen ausgerüstet und mit Katechisten besetzt sind, näm
Kulda, Leangi, Kundrugutu und Pirding. Im Ganzen sinds
Christendörfer.

In Pirding steht der erste ordinirte Kolh-Geistliche, Nathan
Tuyu (vergl. den Abschnitt: Eingeborne Helfer). Pirding ist
Außen-, oder besser Filialstation von Chaybassa zu nennen.

Der andere Theil der Christengemeinden liegt südlich
Bundgau unter den Larka-Kolhs im Kolhhan-District. Dort st
zwei Kapellen, in Kendergaria und in Betea.

Im ganzen Bezirke der Singbhum-Miſſion arbeiteten im
1872 8 Katechiſten, 4 Lehrer, 7 Prachine. Drei neue
len wurden gebaut, die zwei Schulen zählten 50 Schüler und
Schülerinnen. Ueber 1000 Seelen waren dem Evangelio
nnen, confirmirte Gemeindeglieder zählte die Diöceſe 314, die
zu den 20 Abendmahlsfeiern 930 Gäſte lieferten. Aus der
der Katechumenen wurden 225 zur Taufe, aus der der Ge-
n 73 zum h. Abendmahl zugelaſſen. Taufen von Chriſten-
n: 45; neuangenommene Katechumenen: 200; Trauungen: 17;
nunicationen: 1; Gemeindeſteuer ſeit Juli: 138 Rup.; Sterbe-
16. Der ſittliche Zuſtand der Gemeinde war im Ganzen
Die Zügel der Zucht konnten hier ſtraffer gehalten werden.
Chriſt wurde wegen Trunkes ausgeſchloſſen, ein Lehrer aus dem-
Grunde ſuspendirt, 2 Paare ohne Kranz getraut. Im
bhum-Gefängniſſe befand ſich kein Chriſt. Zwei mußten
n Betheiligung am Herbeiholen des Sokha (Zauberers) Kirchen-
thun, zwei Jünglinge gingen ins Heidenthum zurück.

Die Station Chaybaſſa, die durch den Bau von Sayadburu
überflüſſig wurde, ſondern als Hauptſtadt des Diſtricts, Sitz der
erlichen Verwaltung und Haupt-Markt immer noch der Central-
t der Miſſion bleiben mußte, beſteht aus zwei Wohnhäuſern
Nebengebäuden, einem im October 1870 eingeweihten Schulhauſe,
Dera für Fremde und der neu erbauten Eliſabeth-Kirche.

Der Kirchenbau war durch den unſerer Miſſion ſtets freundlich
nten Deputy-Commiſſioner von Singbhum, Dr. Hayes veran-
, der dazu im Verein mit den übrigen Engländern 3000 Rup.
bringen übernahm und ſelbſt beträchtliche Beiträge gezahlt hat.
) Rup. verſprach das Curatorium und 800 Rup. Miſſionar
cott zu beſchaffen. Der römiſch-katholiſche Miſſionar von
baſſa hatte von ſeinem Biſchof 1000 Rup. zum Bau einer
e bekommen, Dr. Hayes wünſchte aber dringend, daß die erſte
e in ſeinem lieben Singbhum eine evangeliſche ſei; eine
ſch-katholiſche, ſagte er, würde ihm ein ſchmerzlicher Anblick
So wurde der Bau beſchloſſen, obgleich er nicht gerade
gendes Bedürfniß war.

Bald waren auch die nöthigen Geldmittel beschafft, unter Anderen auch Ihre Majestät die Königin Wittwe von Preußen, die hohe Protectorin der Station, 300 T steuerte und eine Hindu-Frau 5 Rup. sandte. Am 2 1872, dem 8. Sonntage nach Trinit. konnte die Kir sich eingeweiht, bei derselben Gelegenheit die erste Taufe selben vollzogen und dem ersten Kolh-Geistlichen die O zum Predigtamt ertheilt werden. Der erste Täufling, der schenk zugleich einen schönen, in Calcutta gemeißelten mitbrachte, war Dr. Hayes jüngstes Töchterlein, der Geistliche der genannte Nathanael Turpu.

Es ist eine hübsche aus Bruchsteinen erbaute Kirche in g Stil und faßt über 600 Menschen. Da es darauf an billig als möglich zu bauen, wurde der projectirte Thurm zur Basis seiner Spitze geführt und ein Theil des Schiff noch weggelassen. Dadurch, so wie durch die durch D Vermittlung für geringes Geld beschafften Baumaterialie gelungen die Kirche zu dem äußerst billigen Preise von 33 herzustellen, während sie auf 5000 Rup. veranschlagt w Inneres ist sehr einfach, das Ziegeldach nicht mit Brettern der Fußboden Estrich und ohne Spitze. Die Gemeinde indischer Sitte auf ebener Erde, nur für die Europäer Sonntags Stühle hineingestellt. Der einzige Luxus besteh bunten Fenstern des Altarraums. Ein einfacher länglich mit schwarzem Tuche behangen, darüber eine schöne weiße gestickte Decke, ein Geschenk aus Oldendorf in Westphale den Altar. Vor dem zwei Fuß über dem Boden de erhöhten Altarraume steht der schöne Taufstein. Eine Ka noch, desgleichen die Thüren, die durch leinene Vorhän werden.

Bald werden auch zwei Glocken vom Thurme h feierlichen Klänge in das Land hineinsenden.

Die eine hängt schon im Thurme. Sie ist bereits 2 alt, wurde der Station durch Herrn von Sprenger auf D Schlesien geschenkt und von Missionar Nottrott bei sei

Indien [illegible]. [illegible] Nummer [illegible]
[illegible] Nummer 1872 [illegible]:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Doch was [illegible] in den Ton der Freude die Klage,
Du Eva im Paradiese du [illegible]?
Hast vergessen Du schon den seligen Tag,
Da zum hohen Sitz Du erhoben?

Da zur Kirchweih lud Deine Stimme so froh
Die gekommen vom Osten und Westen?
Da unter Dir [illegible] in Hindu und [illegible]
Das Lied von den lebenden Gästen?

Entsinn Dich des Tags, da zum ersten Mal
Dem Täufling zum Gang Du geläutet,
Und heute — wie ist sie gewachsen die Zahl!
Hast schon mehr als 800 begleitet! —

Mir fehlet der Freund, der mit tiefem Ton
Begleit mein Geläute, das feine.
O früher genoß ich des Glückes wohl schon,
Und jetzt, so alleine — alleine.

Nicht gut, sprach zu Adam in Eden der Herr,
Ists für Dich so alleine, alleine,
Und für Eva soll gelten das Wort jetzt nicht mehr?
Und ist so alleine, alleine! —

Drum wer hört von Euch der Eva Klage,
Die im fernen Land so alleine,
Der verhelf ihr zum Adam, daß bald sie nun sag:
Nun nicht mehr allein, — im Vereine.

Und die Klage der Eva verhallte nicht, sondern drang so in ein königliches Herz, in kein geringeres als in das Wilhelms. Durch eine Prinzessin war ihm obiges Gedicht vermittelt worden. Es hatte ihm gefallen und das Resultat war Chaybassa soll eine der eroberten französischen Kanonen erhalten. Jetzt ist aus derselben zu Stettin bereits eine Glocke gegossen; trägt die Inschrift: „Adam. Chaybassa. Aus einer französischen Kanone, 1870—71." Bald wird sie in Indien angekommen sein. Dann ist Eva nicht mehr alleine, alleine. Mögen nach ihrer Vereinigung Adam und Eva vom Thurme der Elisabeth-Kirche zu Chaybassa herab nun doppelt Viele zur Anbetung Gottes rufen und recht lange ein lautes Zeugniß sein, daß Könige und Bettler, Christen und Heiden nur einen Helfer haben in aller Noth, nämlich den Herrn Zebaoth. Mit Ranchi theilt allein Chaybassa das Schicksal, daß ein Missionar der society for the propagation of the Gospel mit am Orte wohnt. Es ist der frühere Goßnersche Missionar Krüger. Seine Gemeinde ist aber unbedeutend.

Ein Kreuz hat aber Chaybassa vor allen andern Stationen zu tragen, — eine römisch-katholische Gegenmission. Ihr Missionar, ein dem Jesuitenorden angehöriger Flamländer mit Namen Stuhlmann, hat zwar anfangs geäußert, daß er es für unchristlich halte, in das Werk einer andern Mission einzufallen, hat aber doch seine Künste an einem schon längst wankelmüthigen Katechisten versucht und ihn zum Uebertritt bewogen. Nach zwei Tagen hatte dieser den Pater allerdings schon wieder verlassen und war zur englischen Mission übergegangen. Der Pater hofft viel durch äußeren Glanz des Gottesdienstes zu erreichen, sagt auch den Christen, sie möchten doch nicht auf ihre Missionare hören, sondern ruhig tanzen, trinken und Schmuck tragen; wenn sie zu ihm kämen, würden sie das erlaubt bekommen. In derselben Weise agitirt sein Nationalgenosse auf seinen Reisen nach den Christendörfern. Seit 1872 ist

noch ein zweiter Pater da, ein Portugiese. Glücklicher Weise
n beide noch so viel als nichts ausrichten können. Gott bewahre
armen Kolhs vor noch größerem Wirrsal! —

Von Singbhum nordöstlich liegt der ca. 700,000 Einwohner
ende District Manbhum, und in demselben die Missionsstation
rulia.

Nachdem der selige Goßner die ersten 4 Missionare nach Ranchi
ndt hatte, dachte Missionar Häberlin zu Calcutta, Purulia müsse
zweite Station werden, und schrieb's an Vater Goßner. Und
schrieb im August 1845 einem der Brüder, die bereit waren,
auch zu den Kolhs zu gehen: „So wie Du es finden wirst in
dien, so hat es selten ein Bruder gefunden, Missionar Häberlin
t Dir schon ein Haus zu Purulia."

Indessen weder damals, noch in den nächstfolgenden Jahren
te Purulia eine Station werden, so oft auch die Missionare zu
nchi daran dachten.

Erst 1864 wurde in Purulia ein Platz mit Wohnhaus gekauft
d zum Andenken an den theuern König Friedrich Wilhelm IV.,
lcher ein Freund Goßners gewesen war, Friedrich-Wilhelmspur
nannt. Um der neuen Station gleich einen festen Christenstamm
geben, trennte man am Palmsonntage 1866 die 198 Seelen
nke Pachet-Gemeinde, damals die einzige Gemeinde in Manbhum,
n der Chutia Nagpur-Gemeinde und überwies sie an Purulia.

Die 1864 in Purulia arbeitenden Missionare waren Diblau-
s, Krüger und Skrefsrud.

1865 wurde Pastor Struve dorthin gesendet, ging aber bald
auf nach Chaybassa. Ebenfalls seit 1865 und noch gegenwärtig
girt in Purulia der Präses der gesammten Kolh-Missio
hann Hermann Carl Onasch, geb. 1836 zu Schönwalde i
olp in Pommern, ordinirt und verheirathet, abgeordnet 186
n zur Hülfe ist gegeben Peter Heinrich Uffmann, geb. 1831
enhausen bei Werther in Westphalen, verheirathet, abgeordnet 1

In der Provinz Manbhum wohnen nur sch
hs, sondern wesentlich Bengalis und Santa
h der Bestand der Christengemeinde. Die

Bengalis (oft auch Hindus genannt) und es ist erfreulich, daß d
in der letzten Zeit aus diesen Bengalis, besonders den Acker
treibenden in nächster Nähe von Purulia die Christengemeinde vi
Zuwachs erhalten hat. Auch die Santals erwecken große H
nung. Schon eine ganze Anzahl ist getauft und macht durch il
guten Wandel und ihren Eifer in Verkündigung des Heils viel Fre

Die Stationsgebäude bestehen aus zwei Wohnhäusern,
nöthigen Schul- und Wirthschaftsgebäuden und einer zwar schö
aber schon fast zu kleinen, nämlich nur 350—400 Perso
fassenden, 1868 vollendeten Kirche.

Purulia war die einzige Missionsstation, die von den Wi
der Gegenmission verschont geblieben ist. Zwar hatte man
hier einen Versuch gemacht, die Gemeinde der englischen Ki
hinüberzuziehen, derselbe war aber vergeblich gewesen!

Gleich Chaybassa hat auch Purulia eine mit einem ordini
Eingebornen (Hindu) besetzte Nebenstation. Sie ist der $7\frac{1}{2}$ d. D
von Purulia entfernte Ort Jargo, zu ihr gehören 16 Dö
Ihr eingeborner Pastor ist der nach langjähriger Bewährung
Lehrer- und Aeltesten-Amte Pfingsten 1869 zum Predigto
ordinirte Babu Paulus Nemo (vergl. „Nationale Helfer").

Im Jahre 1872 zählte die Manbhum-Mission 281 co
mirte Gemeindeglieder. Getauft wurden 47, darunter 18 Chri
kinder, confirmirt 51, excommunicirt 3, beerdigt 8 Personen,
Inquirers angenommen 66, getraut 11 Paare, zur Kirchen
gesteuert 140 Rup. Die Zahl der Katechisten betrug 8, der Le
7 (an 3 Schulen), der Gemeinde-Aeltesten ebenfalls 7.
Schulkindern, unter denen zumeist von der englischen Regier
unterhaltene Waisenkinder, waren in der Gemeinde 142 Kn
und 54 Mädchen.

Bemerkenswerth war, daß Purulia 1872 nicht nur
Freunden in Calcutta eine Geldunterstützung von 294 Rup. erf
sondern sogar von einigen Hindus und Muhamedanern Hilfe h
Eine Muhamedanische Dame sandte einmal 3 Rup. zum Bau
Kapelle in Nunya. Missionar Uffmann collectirte in Cal
462 Rup.

Was den sittlichen Zustand der Gemeinde betrifft, so hatte Miss. Onasch seine Noth mit einem ehebrecherischen Paare. Ferner wurde ein Gemeindeglied als gemeiner Geldbetrüger offenbar, und in einigen Häusern kam verschiedene Male abscheulicher Zank vor. Hahnenkampf ist ein Hauptvergnügen, und Zank und Streit eine Hauptuntugend der bengalischen Nation. Leider saßen auch vier Manbhum-Christen einige Zeit im Gefängniß zu Purulia.

Die sociale Lage der meisten Christen aus den Bengalis läßt nichts zu wünschen übrig. Dagegen sind die Santals ein armes Völkchen, das sich um den lieben Dalbhat (Erbsenreis) oder wie wir sagen würden: „ums liebe tägliche Brod“ für den andern Tag keine grauen Haare wachsen läßt. Sie haben ein ähnliches Joch zu tragen, wie die ihnen stammverwandten Mundaris und Uraus in Chutia Nagpur. In Sonderheit, um den aus der Waisenanstalt hervorgehenden Ehepaaren eine Häuslichkeit zu beschaffen, ist etwa 10 Minuten von der Station entfernt, ein Dorf angelegt worden, das bereits 13 Häuser zählt. Es heißt Akorshanpur (Anziehungs-Ort) und steht unter einem Katechisten, der die geistlichen Bedürfnisse der Leute zu befriedigen hat, und einem von der Gemeinde besoldeten intelligenten Christen, der die Ortsbewohner im Landbau anzuleiten hat. Ueber diese Colonie wird nur Erfreuliches berichtet.

Auf der alten Missionskarte von Chutia Nagpur findet sich noch eine Station angegeben, Hazaribagh. 1853 gegründet, ist sie mit Ausnahme der Jahre 1857—1861, wo dieselbe brachlag, stets von dem zur Gegenmission übergegangenen Missionar Heinrich Batsch besetzt gewesen. Die vorzugsweise aus der aus Nagpur einwandernden und sehr wechselnden Arbeiterbevölkerung der Theeplantagen bestehende Christengemeinde war nie eine große. In Folge der Crisis von 1868 ging die ganze Gemeinde zur englischen Kirche über, und war es der deutschen Mission nicht möglich, die ihr gehörigen Missionsgebäude mit Missionaren zu besetzen. Um nun alles zu vermeiden, was den traurigen Streit in Hazaribagh verewigen würde, und weil sie thatsächlich dort weder getaufte Christen noch Taufcandidaten hat, ihre Kräfte aber an andern Punkten weit besser verwenden kann, ist die Leitung der Mission gewillt auf di

Vorschläge der Engländer einzugehen und diesen die Stationsgebäude zu verkaufen. Ehe diese Zeilen veröffentlicht sind, wird wahrscheinlich der Handel bereits abgeschlossen sein. Wir können also Hazaribagh nicht mehr unter die Goßnerschen Missions-Stationen zählen und bitten danach frühere Bemerkungen zu berichtigen.

Auch die, freilich schon auf der vorliegenden Karte als unbesetzt bezeichnete Station Pithuria, nördlich von Ranchi, hat nicht wieder aufgenommen werden können.

So bestehen denn gegenwärtig im Bereiche der deutsch-evangelischen Kolh-Mission 6 Stationen und 2 mit eingebornen Predigern besetzte Nebenstationen, denen im Goßnerpur-Bezirk, wie schon erwähnt, mit dem 14. December d. Jahres das neu zu gründende Matthäuspur (nach der Matthäus-Gemeinde in Berlin genannt) sich anschließen wird.

Der Personalbestand der Missionarsfamilie umfasste Ende 1872 zusammen 42 Seelen, nämlich 13 Missionare, 11 Frauen derselben, 17 Kinder, 1 Hausvater, zu denen in diesem Jahre noch hinzugekommen sind der genannte Missionar Nowack und die Braut des Missionar Kampfhenkel.

Die Gemeinden zählten **1871: 15,144 Glieder**, das Jahr 1872 bezeichnete einen Zuwachs an **Getauften von 1772 Personen.** Nach Abzug von 166 Gestorbenen und 8 Excommunicirten **besteht also die Gemeinde** aus **16,742 Gliedern**, von denen **5535 Abendmahlsgäste** (Confirmirte), die übrigen blos Getaufte oder Taufcandidaten (Inquirers) sind.

Zwei ordinirte Geistliche, 50 Katechisten, 25 Lehrer (mit Ausnahme der neuerdings aus den Christen genommenen und unter die Missionare gestellten Gouvernements-Lehrer), 105 Gemeindeälteste bilden die aus den Eingebornen gewonnenen Gehülfen der Missionare.

4 Kirchen und 76 Kapellen versammeln die Gemeinden zum Gottesdienste.

Lobe den Herrn meine Seele!

III. Abtheilung.

e Miſſionsarbeit und ihre Frucht.

1. Auf der Station.

Offenb. Joh. 21, 3.

Die Stationen der Goßnerschen Mission unter den Kolhs ben eine andere Bestimmung als z. B. die der Berliner Mission Süd-Afrika. Es sind nicht Colonisationsplätze für eingeborne hristen und Heiden, sondern einfach die Wohnplätze der Missionare nd die Orte, wo die Haupt-Kirche und Haupt-Schule eines Missionsbezirkes steht. Sie gleichen darum nicht dem Punkte eines ristalls, um den herum die einzelnen Theile anschießen, sondern em Leuchter, von dem das Licht in die heidnische Finsterniß hinaus- rahlt. Wohnen auch hie und da, wie in Ranchi, einzelne christ- iche Kolhfamilien auf dem Compaund (Stationshof), Grundsatz ist och, keine solche aufzunehmen. Wie gern auch manche sich dort or Bedrückungen und Nachstellungen bergen möchten, sie müssen n ihren Dörfern bleiben. Nur vorübergehend, zum Unterricht oder ur Festfeier, kommen Heiden und Christen aus ihren Ortschaften ach der Station.

Durch diesen Zweck der Stationen ist die Wahl der betreffenden Orte wesentlich bestimmt worden. Es mussten natürlich Mittelpunkte es Verkehrs, Knotenpuukte sich kreuzender Straßen, große Markt- lätze, die Sitze der englischen Verwaltungs- und Gerichtshöfe, — so in erster Linie die Hauptstädte der Districte sein. Von dort us konnte man am leichtesten zu den Heiden gelangen, dorthin ussten diese kommen, wollten sie sich Recht holen, oder ihre Pro- ucte zu Geld machen. Solche Plätze sind die Stationen Ranchi, urulia, Chaybassa.

Bei der Wahl der übrigen Stationen Patrasburj, Goßnerpur, hardagga u. s. w. sprach noch ein anderer Gesichtspunkt mit. Sie

liegen da, wo die christliche Bevölkerung am dichtesten ist, und das Bedürfniß der Seelsorge die Gründung einer Station mitten unter den Christendörfern zu einer dringenden Nothwendigkeit machte.

So ist es zu erklären, daß letztere Plätze von einer zahlreichen christlichen Bevölkerung dicht umgeben sind, während in der allernächsten Nähe von Ranchi, Purulia und Chaybassa verhältnißmäßig sehr wenig Christen wohnen.

Aus dem Umstande, daß auf den Stationen keine Christen angesiedelt sind, wird nach dem Gesagten nicht der Schluß gezogen werden können, die Arbeit auf denselben sei eine geringe. Im Gegentheil, sie ist eine sehr bedeutende, und der Missionar hat sich in der heißen und in der Regen-Zeit, die ihm das Reisen verbietet, durchaus nicht über Mangel an Thätigkeit zu beklagen.

Seht hier in der großen weiten Halle (Dera) welch ein Leben! Eine Anzahl Männer sitzt auf ausgebreiteten Matten. Einige tragen noch ihre heidnischen Zöpfe. Bei andern ist ein Katechist damit beschäftigt sie abzuschneiden. Ihre heidnischen Schmucksachen haben sie schon vorher abgelegt. Wieder andere sehen schon ganz schmuck und ordentlich aus. Sie sind in eifrigem Gespräch. Schwarze Frauen laufen eilfertig umher. Ihre kleinen Kinder stets in einem weißen Tuche auf dem Rücken mit herumschleppend, holen sie Holz zum Feuer und in irdenen Kochgefäßen, die sie von der Mem Saheb (Frau des Missionar) erhalten, Wasser, den mitgebrachten Reis zu kochen. Die ganze Schaar, es sind wohl mehrere Hundert, sind Taufcandidaten. Von weither zum Theil, haben sie sich auf der Station eingefunden, den vorbereitenden Taufunterricht zu empfangen. Einige sind schon durch die Katechisten, durch die sie hergeführt sind, im Nothwendigsten unterwiesen; sie erhalten nur noch einige abschließende Unterrichtsstunden, dann werden sie getauft und wieder in die ferne Heimath entlassen. Andere wissen vom Katechismus noch blutwenig, in ihrem Dorfe und auch in dessen Nähe war weder Katechist noch Lehrer, sie bleiben wochenlang auf der Station und müssen dort tüchtig lernen.

Sind keine Taufcandidaten auf der Station, so fehlt es nicht an Solchen, die zum ersten Genusse des heiligen Abendmahls vor-

bereitet werden. Denn nicht nur getaufte Kinder, sondern auch Erwachsene müssen in der Kolh-Mission erst confirmirt werden, ehe sie vollberechtigte Gemeindeglieder werden können. Das könnte uns wunderlich erscheinen, ist aber nothwendig. Man kann nicht vorsichtig genug sein, ehe einem Heiden das heilige Abendmahl gereicht wird. Und die Kolhs sind alle große Kinder. Da müssen sie zu dem ersten, zweiten und vierten Hauptstücke des lutherischen Katechismus, den sie schon vor der Taufe gelernt, nun auch noch das dritte und fünfte Hauptstück lernen. Aber mehr als bloßes Wissen, auch eine innere Reife, Ernst der Heiligung, Bewährung im Glauben wird von ihnen zu der ersten Abendmahlsfeier verlangt.

Am lebendigsten ists auf dem Compaund an Sonn- und Festtagen. Da sieht das Christenlager oft wie ein Jahrmarkt aus. Auf den größeren Stationen, wie Ranchi, steigt die Zahl der Festgäste oft bis 2000. Weit, oft Tagereisen weit sind sie hergekommen, das Wort Gottes zu hören und das heilige Abendmahl zu feiern: Hausväter, die ihre Wirthschaft im Stich lassen, Mütter, die sich mit ihren kleinen Kindern schleppen mussten, Greise und Greisinnen, die nur mühsam mit der Karawane Schritt halten konnten, junge Bursche und Mädchen, denen es eine Lust war durch den dichten Jangel und über die hohen Berge zu wandern.

Ja, es war ein weiter beschwerlicher Weg, den sie zurückgelegt haben, — dafür wollen sie nun aber auch den Padre Saheb einmal sprechen und ihm das Herz ausschütten. Wie dicht besetzt ist dort die Veranda des Hauses, das er bewohnt! Den Sonnabend über und auch am Sonn- oder Festtage noch will das Begrüßen und Fragen gar kein Ende nehmen. Der Eine will ein Buch, der Andre wünscht Hülfe gegen das dukh (Leiden, Beschwerde), das er zu tragen hat, wieder Einer bringt eine fröhliche Kunde, vielleicht daß in seiner Heimath neue Inquirers seien, oder daß er welche mitgebracht, oder auch nur eine ihn persönlich betreffende Nachricht, Viele, Viele haben kein ander Anliegen, als den Saheb einmal Auge in Auge zu sehen und ihm unter Jsu sahay die Hand zu drücken.

Dieser persönliche Verkehr mit den Leuten bietet große Vortheile. Alle möglichen Nachrichten kommen so zu den Ohren der Missionare, verschiedenartige Weisungen können auf diesem Wege nach den Dörfern gesandt werden, ein einziges Wort, dem persönlichen Bedürfniß angepasst, wirkt oft mehr, als die beste Predigt. Pantschait halten nennen die Missionare diese Audienzen.

Aber Geduld, große Geduld gehört dazu, alle die Herzensanliegen anhören zu müssen. Insonderheit wenn immer und immer wieder Klagen gegen den Thikadar oder gegen den Tharoga (Wachtmeister der Polizeistation) kommen, wenn immer und immer wieder Arzenei gegen wirkliche oder nur eingebildete Körperschmerzen verlangt wird, wenn die Bitten um Geld, um Kleider, um Reis, wies auch vorkommt, ins Unverschämte gehen, wenn aber nur wenig oft zu spüren ist von kranken hülfesuchenden Seelen — o da kann man sich denken, daß es auch dem geduldigsten Missionar einmal zu viel wird, und daß er erleichtert aufathmet, wenn das bhai-log (Brüdervolk) die Station glücklich wieder mit dem Rücken ansieht. Die Frau eines Missionar — und sie ist auf einer kleinen Station — schreibt: „Ich denke manchmal, lange hält mein Mann es hier gar nicht aus, denn er hat von früh bis spät keine ruhige Stunde. Jetzt wars zu arg. Wir freuten uns so herzlich, daß in den Tagen vor dem Feste die Christen sich von nah und fern so zahlreich wie nie eingefunden hatten, aber wir waren auch froh als heute die Hälfte der Schaar wieder heimzog. Du machst Dir keinen Begriff von ihren Bitten. Bald kamen sie zu meinem Mann, bald zu mir. Die Reicheren wollten 10, 20 auch 30 Rup. geborgt haben, um Steuern zu zahlen, Ochsen zu kaufen, Hochzeit zu halten ꝛc. Die Aermeren baten um Kleider. Es war eine solche Menge, daß ich nur den Kindern Jäckchen u. dergl. geben konnte. Ich wünsche mir oft einen großen Geldsack, um alle Wünsche befriedigen zu können, denn sie sind unermüdlich im Bitten, ja im Quälen.[1] Mein Mann konnte es zuletzt gegen Abend nicht mehr

1) In einem andern Briefe wird der Wunsch ausgesprochen, Missionsfreunde möchten doch auch einmal die Armen- und Krankenkasse der Sta-

aushalten und ließ schnell sein Pferd holen. Wir haben aber fast all den Leuten täglich nicht nur Feuerung und Kochtöpfe, sondern auch Reis, Dal und Gemüse gegeben." —

Es ist Sonntagmorgen. Die Gäste in der Dera sind längst von ihren Matten, auf denen sie die Nacht geschlafen, aufgestanden. Vor dem Frühstück, das aus abgekochtem Reis bestand, haben sie ihr Morgengebet nicht vergessen. Einige waren dazu in einen stillen Winkel des Gartens oder hinaus auf das Feld gegangen, um ja nicht gestört zu werden. Dann hatten sie gelesen, gelernt oder dem Saheb einen Besuch gemacht. Da ruft die Glocke zum Gottesdienst. In bunter Reihe folgen sie dem Rufe, so daß die Kirche sich bald füllt. Rechts lassen sich die Männer, links die Frauen nieder. Darauf spricht ein Jeder knieend und das Haupt zur Erde gebeugt sein Eingangsgebet. Die Töne der Orgel oder, wenn diese fehlt, eines Harmonium rauschen durch das Gotteshaus. Den einfachen Kolh-Herzen wird es gar wunderbar feierlich zu Muthe. Sie fühlen es: Hier ist Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels. Mit Begeisterung stimmen sie ein in die Melodie des Liedes, das ihnen nun Strophe für Strophe, damit doch auch die des Lesens Unkundigen mitsingen können, vorgesagt wird. Der Gesang ist nicht immer schön, aber die Innigkeit des Gefühls ersetzt die Schönheit der Stimmen. Die Kolhs singen für ihr Leben gern. Darum wird im Gottesdienst viel gesungen. — Da schweigt die Orgel und der Padre Saheb tritt vor den Altar, der aus einem schön behangenen und mit Bibel und Leuchtern geschmückten Tische besteht. In seiner Hand ruht das der preußischen Agende im Wesentlichen gleiche, noch geschriebene Kirchenbuch. So ist die Ordnung der Liturgie fast ganz die unsere. Nur die ganz andere Theilnahme der Gemeinde setzt uns in Erstaunen. Diese ist aber auch weit mehr mitthätig als bei uns. Sündenbekenntniß, Glauben, Vaterunser spricht sie mit. Ein Psalm nach dem Sündenbekenntniß und

---

tionen mit ihren Gaben bedenken, da deren nicht geringe Ausgaben auf die Missionskasse nicht übernommen würden, sondern meist der Privatkasse der Missionare, und zwar recht drückend, zur Last fielen. Gewiß zu beherzigen. —

die Epistel wird versweise abwechselnd vom Prediger und der Gemeinde gelesen. Das erhält die Leute leiblich und geistig wach. Vorher haben sie die Abschnitte erst ordentlich durchgelesen. So bietet jene Sitte noch einen andern zwiefachen Vortheil: sie lernen Gottes Wort und üben sich im Lesen. Tiefergreifend hört sichs an, wenn die ganze Versammlung jedes Amen, das in der Liturgie vorkommt, in vollem Chore mitspricht. — Nun kommt wieder ein langes Lied, dann die Predigt.

In welcher Sprache die Predigt zu halten ist, das weiß der Missionar oft nicht vorher. Seitdem das Hindi als Kirchensprache verworfen ist, besteht ja darin allerdings eine Schwierigkeit, daß die jetzt bestehenden Sprengel nicht ein und dieselbe Sprache sprechen. So können die Kirchenbesucher in Goßnerpur bald mehr aus Mundaris, bald mehr aus Uraus, die in Chaybassa einmal vorzugsweise aus Larkas, ein andermal vorzugsweise aus Mundaris bestehen. Darum muß der Prediger sich erst in der Kirche umsehen und nach seinen Zuhörern die Sprache wählen, — vorausgesetzt natürlich, daß er diese Kolh-Dialecte kann. Weniger sprachgewandte Missionare müssen freilich nach wie vor im Hindi predigen.

Eins aber weiß der Prediger ganz sicher vor dem Gottesdienste: will er nicht über die Köpfe hinwegreden, so muß er recht einfach und recht in die Lebens- und Anschauungsweise der Leute eingehend, auch kurz sein. So ist's also hier viel leichter zu predigen als bei uns? O nein! Die Vorbereitung hat mehr Arbeit gemacht, als man denkt. Nicht nur die Worte mussten ja der Sprache des Volkes entnommen werden, auch die ganze Vorstellungsweise der armen, gar ungebildeten Leute musste vorher genau studirt sein. Und was macht das für Mühe! Wie wunderlich gestaltet sich oft in den Köpfen der Kolhs eine Wahrheit, die uns so einfach dünkt, daß sie jedes Kind verstehen könne! Dazu gilt es, die Sitten und Gebräuche der Leute genau zu kennen und den Interessen, von denen sie gerade bewegt werden, mit Liebe und Verständniß nachzugehen. Je gewissenhafter aber die Vorbereitung war, desto größer auch der Lohn der Predigt. Da spiegelt sich eine ganz andere Theilnahme in den Augen der Zuhörer, als wenn den Leuten

zu hohe und fernliegende, wenn auch sonst ganz gute und wahre Dinge, vielleicht noch dazu in der wenig bekannten Hindi-Sprache vorgepredigt werden.

Was den Inhalt der Predigt betrifft, so bilden natürlich das Heidenthum mit seinen Sünden und seiner Trostlosigkeit und ihm gegenüber das Christenthum mit seiner Gnade, Heiligung und Hoffnung die beiden Angelpunkte, um die sich Alles dreht. Ja, auch den bereits getauften Kolhs gegenüber. Denn wer da meinte, das Heidenthum wäre mit Ablegen des Schmuckes, Abschneiden des Zopfes, Unterlassung des Trinkens und Tanzens, Aneignung der Katechismuslehre und Empfang der Taufe schon völlig ausgezogen, — wie sehr würde der irren. Das steckt tief im Herzen. Fleischeslust, Augenlust und hoffährtiges Wesen sind nicht mit einem Griffe auszurotten, sondern kleiden sich auch in Indien gleichwie in Deutschland in christliches Gewand. Furcht vor Gespenstern und Hexerei, Aberglaube und Zaubersprüche — dieses Heidenthum gröbster Art, geht ja selbst bei uns noch im Schwange, und wir sind seit 1000 Jahren Christen. Vielmehr wird's bei den jungen Kolhchristen noch zu finden sein.

Von diesen Dingen handelte denn heute auch die Predigt. Die Neigung der Christen, das Wort Gottes zu einem Zaubermittel zu machen, wurde durch dieses Gotteswort selbst beleuchtet. Es war dem Missionar zu Ohren gekommen, daß eine Frau in Krankheit den Katechismus sich als Arzneimittel unter den Kopf gelegt, eine andere sich mit demselben zu demselben Zweck Luft hatte zufächeln lassen. Heiden hatten sich in der Nähe von Christen angebaut, weil sie schon dadurch sich gegen die Feindschaft des Teufels gesichert wähnten. Auch bei den Christen war beobachtet worden, daß sie sich schon durch den äußerlichen Bruch mit dem Heidenthum gleichsam für gefeit hielten und nun nach wahrer Herzensbekehrung zu trachten unterließen. Wie nur der Pahan das Teufelsgeplapper und die Zaubersprüche recht kenne, so, hatten Andre gemeint, vermöge auch nur der Padre Saheb recht heilskräftig zu beten, und nicht auf den Inhalt und das Herz, sondern auf die äußere Form des Gebetes komme es an. — Solche und ähnliche Fälle kamen heute in der

Predigt zur Sprache. Und unter der Kanzel da saßen die
farbigen Kirchgänger, und wer lesen konnte, hatte seine Bi
den Knien und las nach, und fand, daß Alles so richtig in
Wort stand, was der Saheb sagte, und manch Einem wu
Gewissen wach, denn gerade so, wie der Saheb sagte, hatt
gemacht, — woher der es nur so genau wusste! — und er
an seine Brust und bekehrte sich.

Den zweiten Theil des Früh-Gottesdienstes bildete he
Taufe einer ganzen Anzahl Heiden. Zwar waren es nic
auf einmal, wie vor ein Paar Jahren in Goßnerpur, es
nur etwa 50, eine häufig vorkommende Anzahl, aber wer
hätte sehen können, wie sie dort um den Taufstein herum
Männer und Weiber, Alte und Junge! Ich zweifle nic
Freunden des Reiches Gottes hätte das Herz hoch geschla
diesem Anblick, und Mancher, der aus Unwissenheit ein
der heiligen Missionssache ist, wäre durch denselben gewonne
den. Tags vorher hatte die Prüfung der Tauf-Candidate
gefunden. Die Katechisten, die sie unterrichtet hatten, wurde
zu Rathe gezogen. Sie mussten noch einmal über den Wan
dem Missionar zum größten Theile wohlbekannten Leute b
Man wollte es so gewissenhaft als irgend möglich nehmen.
erweckten Bedenken über die Lauterkeit ihrer Gesinnung, es
der letzten Zeit so Manches vorgekommen, sie wurden zu
Bewährung zurückgestellt. Die nöthigen 3 Hauptstücke des K
mus hatten Alle gut gelernt, aber nicht Alle wiederum
genügendes Verständniß der Heilswahrheiten. Auch diese
unter Vermahnungen zu größerem Nachdenken über das G
und tieferem Ernst im Leben bis zum nächsten Tauf-Term
tröstet. Jene 50, meist Leute, die schon zwei Jahre lang
Vorbereitung gestanden hatten und genau beobachtet worden
waren für würdig erachtet, das heilige Sacrament zu empfan
Noch einmal wurden sie auf die Heilsbedeutung der Tau
gewiesen, noch einmal wurde ihnen gesagt, daß die Tau
völlige Hingebung des dreieinigen Gottes an die Gläubigen b
daß es aber nun auch für sie gelte, von Grund aus dem

d seinem ganzen Reiche zu entsagen und in rechtem Glauben der iligung nachzujagen. Dann legten die Erwachsenen das Bekennt- ß ihres Glaubens ab, und nachdem nun noch ein inniges Gebet f den Knieen zum Herrn emporgesendet war, da traten sie einzeln an, beugten ihr Haupt über das Taufbecken und empfingen das asser des Lebens. Tief ergreifend war es, als neugetaufte Müt- nun gleich auch ihre Kinder über die Taufe hielten, und so nze Familien auf einmal in den Gnadenbund des Herrn aufge- mmen wurden. Und dabei sah man es Allen an den Augen an, ß die Taufe keine leere Ceremonie. Als ob ein Bann von ihnen wichen, wie er ja auch von ihnen weicht, so fröhlich strahlten die esichter. Sie waren los von dem teuflischen Wesen, sie gehörten n unverbrüchlich Jsu Massih an, der sie nun halten und schir- en würde, sie waren neu geboren: lobe den Herrn, meine Seele! - Um sie herum stand die Gemeinde, in nächster Nähe ihre Tauf- then. Denn nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene haben athen, und zwar ein jeder zwei. Darf man die Namen gebenden erwandten und Freunde (Saki) so nennen, so haben ja selbst die idnischen Kolhs Pathen. Saki zu sein, ist bei ihnen eine große hre, die Kolhs bieten sich dazu selbst an, richten, wenn das Kind n Namen bekommen soll, das Festessen aus und schenken dem athchen später oder auch gleich eine Lija (Kleid). Diese heidnische itte, welche auch die Getauften heimlich beibehalten haben, ist n durch das Pathen-Jnstitut in christliches Fahrwasser über- leitet. Da die Kolhs sich selbst zu Pathen anbieten, so kommt n Suchen und Haschen nach reichen Pathen vor. Die Einrichtung t Lebenskraft, da sie aus dem Volksleben selbst entspringt. Sie auch gut, da die Erwachsenen ebenso der mithelfenden Seelen- ege bedürfen, wie die Kinder, ehe sie zum heiligen Abendmahl gelassen werden können. — Zugleich mit der Taufe erhielten auch ie Täuflinge neue Namen, d. h. christliche Vornamen, meist selbst wählte. Es waren entweder biblische, wie Salomo, Daud (David), thanael, Mariam, Martha, oder neugebildete, wie Prabhudayal ottes Gnade), Prabhusahay (Gotthilf), Prabhudenga (der Herr t geholfen), Massih prakasch (Verkündiger des Messias) u. dgl. —

Nach der Taufe entwickelte sich noch eine recht herzliche Scene. Mit freudigem Willkommen wurden die Neugetauften von den alten Gemeindegliedern begrüßt. Der Missionar voran, reichten sie mit Jsu sahay den jungen Brüdern und Schwestern die Hand, die Bruder- und Schwesterhand. —

Zum Schluß ein Vers und der Segen; dann war der Gottesdienst zu Ende.

Jm Nachmittags-Gottesdienst wird katechisirt, und zwar Alt und Jung. Das bietet treffliche Gelegenheit, die schon Vormittags behandelten Dinge noch einmal recht gründlich durchzusprechen und recht tief in dieselben einzugehen.

Das heilige Abendmahl findet Abends statt. — Wollen wir einer recht zahlreichen Abendmahlsfeier beiwohnen, so müssen wir nach Ranchi[1] gehen. Regelmäßig am ersten Sonntage nach Vollmond wird dort Abendmahl gehalten. Heute ist eins der großen Feste, an dem es natürlich nicht ausfallen darf. Wohl 15—1800 Christen sind von nah und fern herzugeströmt und haben nur zum dritten Theile in den Fremden-Häusern Platz gefunden. Es sind getaufte und ungetaufte, confirmirte und nicht confirmirte Gemeindeglieder. Eine große Zahl der letzteren, die sich durch achtbaren Wandel und in der Prüfung des vergangenen Tages durch ihre Kenntnisse würdig erwiesen, soll heute zum heiligen Abendmahl zugelassen werden. Nachmittags versammeln sie sich zugleich mit den früher Confirmirten zur Beichte in der Kirche. Abends bei der Austheilung des gesegneten Brodes und Kelches ist kein menschliches Wort der Predigt zu hören — nur Gesang, Gebet, Schriftlection, also liturgische Feier. Eine feierliche Stille herrscht in dem erleuchteten Raume der großen Christus-Kirche. Es sind wohl 1000 Communicanten anwesend, aber keinen Laut hört man, Alles lauscht auf die heiligen Worte, nur das Sündenbekenntniß und das Amen wird in volltönendem Chor mitgesprochen. Jetzt ist die Consecration vorüber, da kommt Leben in die große Versammlung. Sie stehen auf von ihren Sitzen und treten auf den erhöhten Altarplatz.

1) Diese und die folgende Schilderung gilt, was die Zahlen betrifft, von der Zeit, da Ranchi noch die größeste Gemeinde war.

30 und 40 jedesmal knieen rund um den Altar, die geistige Speise zu empfangen. Die Feier dauert wohl über 3 Stunden. Die Missionare nehmen selbst an ihr Theil. Ein Missionar, der sie zum ersten Male mitmachte, sagt, der Eindruck ließe sich nicht beschreiben, das müsse erlebt sein. Und wenn der so ergriffen wird, der es zum ersten Male sieht, wie viel mehr muß der in seinem Herzen voll Anbetung und Dank sein, der viele dieser Gäste den Banden des Heidenthums abringen half, der sie unter manchen Mühen zur Taufe, zur Confirmation vorbereitet hat, der da weiß, welche besondere Gnade über diesem waltete, welche schweren Kämpfe jener durch zu machen hatte! Ja, solche Abendmahlsfeier ist ein geistliches Erndtefest. Da wird das Wort zur Wahrheit: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden erndten, sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." —

Und auch an dem jährlichen Feste der irdischen Erndte wollen wir einmal theilnehmen und sehen, wie das unter den Kolhs gefeiert wird. Da die heidnischen Feste vielfach mit der Erndte zusammenhängen, wars ein guter Griff, gerade das christliche Erndtefest recht feierlich zu begehen. Ueberhaupt hat die Mission unter den Kolhs Saat und Erndte, die ja für ihre Gemeinden so wichtig sind, besonders in die Weihe des göttlichen Wortes emporgezogen. Beginnt mit dem eintretenden Regen die Saatzeit, so wandern die Kolhs nach der Station und bitten um den Segen zur Aussaat. Dazu wird in der Kirche eine Andacht gehalten, um Gedeihen zur Arbeit gebetet, und dann der Segen ertheilt. Nun sind sie fröhlich und lassen sich nicht mehr durch das Gerede der Heiden irre machen, die ihnen den Zorn der Bongas über ihre Reis- und Dalfelder drohen, sondern gehen getrost an die Arbeit. Ist ihnen Gott der Herr gnädig gewesen, hat weder die Habgier der Thikadare, noch die Gluth der Sonne, noch der massenhaft strömende Regen, noch das Wild des Waldes die Erndte vernichtet, so kommen sie dann wieder in großen Schaaren zum Erndtefest.

Am großartigsten ist das wieder auf der Station Ranchi. Drei Wochen nach Weihnachten wird es gefeiert. Wiederum sind gegen

1800 Christen zugeströmt, obgleich erst am Weihnachtsfest alles, was Beine hat, dagewesen war. Den ganzen Sonnabend über dauert der Zuzug, der sich auch Sonntag früh noch fortsetzt. Um 9 Uhr versammelt sich Alles vor dem Hause des ersten Missionars und ordnet sich zu festlichem Zuge. Da beginnen die Glocken der Christus-Kirche zu läuten, und unter dem Gesange eines Kirchenliedes gehts nun zur Kirche, dem Herrn der Erndte zu danken. Voran die Missionare, dann folgen 8 Knaben, von denen je 2 einen Korb mit Reis an einer Stange auf den Schultern tragen. Dann der Singechor und die Schulkinder. An diese schließt sich der endlose Zug der Kolhs an, sie alle Körbe mit Reis auf den Köpfen tragend, oder die erste Reis-Garbe mit sich führend. Diese Gaben bringen sie als Dankes-Opfer nach dem alttestamentlichen Gebote, daß man eine Gabe der Erstlinge der Erndte als Dankeszeichen dem Herrn opfern solle. Keiner ist leer gekommen. Manche haben ihre Garbe 20 Cos (Stunden) weit getragen, sammt dem Korbe mit Reis. Singend geht der Zug in die Kirche, und um den Altar herum, auf den eine Geldgabe gelegt und neben dem der Reis ausgeschüttet wird. Vor dem Altar wird eine Pyramide von Reis-Garben gebaut. Es dauert gewiß eine Stunde, ehe Alle ihre Gaben niedergelegt haben. Dann folgt die Predigt, die heute besser, wie je, die Herzen fassen und in das innerste Leben und Sorgen der Leute eingreifen kann.

Die Sitte des Erndteopfers ist um so schöner, als sie nicht durch die Missionare aufgebracht, sondern aus dem Volke selbst herausgewachsen ist. Als 1850 die ersten Kolhs getauft wurden, war eben Saatzeit. Als nach 4 Monaten die Erndte anfing, brachte jeder von den Getauften eine Garbe. Als man sie fragte: „Wozu das, wir begehren ja kein Geschenk von Euch!“ antworteten sie: „Es war unsre Gewohnheit, die erste Garbe unsrer Felder unter Singen und Trinken dem Teufel zu opfern; da wir nun erlöst und Christen geworden sind, so möchten wir uns gegen Gott nicht weniger dankbar beweisen, wollt Ihr die Gaben für diesen Zweck nicht annehmen?“ — Wiederum als das Dreschen begann, brachte jeder einen Korb voll Reis mit der Bemerkung: „So viel und noch

mehr haben wir bei Anfang des Dreschens sonst vertrunken, wir möchten es nun aus Dankbarkeit Jesu zu Füßen legen." Daraus ist das Erndtefest entstanden, und solche Macht übte das Vorbild der Eingebornen, daß selbst die Engländer, sich an der Sitte betheiligend, ihre Erndtegabe an Reis oder Kaffee u. dgl. sich in die Kirche nachtragen ließen. Auch jeder Missionar bringt an dem Tage sein Erndte-Opfer.

Da wir einmal in Ranchi sind, wollen wir uns auch von der großen Gemeinde-Conferenz erzählen lassen, die hier alljährlich stattfindet, früher im unmittelbaren Anschluß ans Erndtefest, jetzt zu einer späteren Zeit. Sie repräsentirt die Gemeinden Ranchi, Patrasburj, Goßnerpur, Lohardagga und Chaybassa. Außer den Missionaren nehmen sämmtliche Gemeinde-Aelteste, die Katechisten, welche bereits 4 Jahre im Dienst gestanden, die auf dem Seminar gebildeten Lehrer, welche verheirathet sind, und aus jeder Prachinschaft ein verständiges, unbescholtenes Gemeindeglied daran Theil. Solche Gemeinde-Conferenz ist für das ganze Gebiet der Mission, besonders für die Station Ranchi jedesmal ein großes Ereigniß.

Treten wir in die Christus-Kirche ein, in der sie gehalten wird. Da sitzt auf dem Altar-Platze der von den Missionaren gewählte Vorsitzende. Zu seiner Seite einige von der Versammlung gewählte Eingeborne, die in der betreffenden Landessprache, und etwa zwei Missionare, die in deutscher Sprache Protokoll führen. Vor ihnen sitzen auf der linken Seite des Schiffs die Mundaris mit ihren Prachinen, rechts die Uraus. Sämmtliche Missionare, außer dem Vorsitzenden und den Schriftführern, haben heute ihre Plätze mitten unter ihren Gemeindegliedern eingenommen. Als sie zum ersten Male sich dort nieder ließen, sagten sie: seht, wir sind heute nicht Sahebs, wir sind gleich Euch Glieder der Gemeinde, wir sind Mundari, sind Urau. Diese Einrichtung gab den Conferenzgliedern ein erhöhtes Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit und nothwendigen Selbständigkeit, sie gewährte auch den Missionaren Gelegenheit, unbemerkt zu dirigiren, hier einen Schüchternen zum Sprechen zu veranlassen, dort einen Vorlauten in den nöthigen Schranken zu halten.

Die Versammlung bietet einen erhebenden Anblick. Jung und alte Grauköpfe, Männer, die für ihren Glauben schon Sc Verfolgung und schwere Marter erduldet und einfache Gemei der — da sitzen sie in großer Anzahl, bekleidet sämmtlich m weißen nationalen Chadders oder Chaplans, ihre Bibeln in den teten Händen oder auf den Knieen, lauschend auf das Wort de sitzenden Saheb, und bereit, das Wohl der Gemeinden zu beru

Die Conferenz wird mit Gesang und Gebet in Hindi-S eröffnet.

Nach den nöthigen vorbereitenden Geschäften, Wahlen u. der Bescheid des Berliner Curatorii auf die vorjährigen Be verlesen. Mit Ehrfurcht wird er angehört, mit Demuth die Z weisung hingenommen, die derselbe etwa enthält. Im Jahre war der Vorschlag eines eingebornen Lehrers, die Eltern sollt für ihre, die Schule besuchenden Kinder auch einen Beitrag z Unterhaltungskosten geben, nicht sonderlich freudig aufgen worden, ja eine rauhe Stimme hatte sich vernehmen lassen: „ wir, die wir arm sind, für unsre Kinder etwas geben soll nehmen wir sie lieber weg aus der Schule und behalten Hause." Darüber hatte das Curatorium seine tiefe Betrübniß gesprochen. Als das 1872 der Conferenz mitgetheilt wurde, ten Alle dem Curatorium ihre Reue ausdrücken. In ihrem N erhob sich ein Katechist und sprach: „Wir bereuen, daß dur unschickliche Aeußerung Eines aus unsrer Mitte das Curatori betrübt worden ist, versichern, daß Solches in Zukunft nicht vorkommen soll, und bitten das Curatorium um Verzeihung.

Die Verhandlungen betreffen Gemeinde-Angelegenheite knüpfen sich meist an Beschwerden oder Anträge, die nicht v Missionaren, sondern aus der Mitte der eingebornen Christe laut werden.

Vielfach werden Katechisten erbeten. Dem Einen wird Bitte zugesagt, dem Andern abgeschlagen, dafür aber die M ausgesprochen, der Prachin möge selbst sich seiner Gemeinde annehmen. Eine solche Besprechung führte zu dem Beschlu Prachine sollten jeden Montag zu ihrem Missionar in den Katech

nterricht kommen, ein Beschluß, der aber leider nur eine Zeit lang folgt wurde, und das Jahr darauf wieder erneuert werden mußte.

Hie und da tritt Einer auf und berichtet von Gegenden, die besucht, und wo die Heiden Christen werden wollen.

Dann werden die tieferen Schäden der Gemeinden besprochen d Wege berathen, auf denen man der Bigamie, Zauberei und auferei begegnen könne.

Höchst erfreulich ist, daß bei diesen Conferenzen die geförder- en, treueren Christen lässige und laue Genossen strafen. Da tt Einer auf und klagt, in seiner Gemeinde seien Alle Säufer d kämen nicht zur Kirche. Aber sofort erhebt sich ein Anderer d sagt: „Du gehst selbst nicht in die Kirche und willst Deine risten anklagen; es ist lediglich Deine Schuld, wenn Deine Chri- n nicht anders sind; gehe Du ihnen mit gutem Beispiel voran, nn wird es mit dem ganzen Dorfe besser werden." Solche schämung und Vermahnung geht entschieden tiefer, als die Zurecht- isung des Missionars, die sich ja natürlich noch daran knüpft und einer allgemeinen Ermahnung erweitert. — Ein andrer Aelteste zählt, wie in seiner Gemeinde ein alter, oft vermahnter Säufer ötzlich in seinen Sünden dahin gestorben sei und ruft in die Ver- mmlung hinein: „Darum fürchtet Euch, Brüder, bleibt fern von lchem Wege und ermahnt die Fehlenden, wenn sie aber nicht lgen, so züchtigt sie."

Auch an der alten Klage über Bedrückung durch Thikadare, wie an Bitten um Hülfe gegen sie fehlt es nicht bei diesen Con- renzen. Aber gerade sie geben treffliche Veranlassung, die Leute mmer tiefer ins Verständniß des Christenthums einzuführen, und s Gebot: „seid unterthan der Obrigkeit" einzuschärfen. Und enn, wie das bei der Conferenz 1871 geschah, aus der r Eingebornen selbst eine begeisterte Stimme sich erhebt, ndringlichen Worten in die Herzen ruft: „Ihr wißt as Christ werden bedeutet; es ist nicht von den erden, sondern von Sünde und Teufel," — so in, daß solche Stimme hineindringen wird in d nicht ohne Echo bleibt.

Ebenso bilden die ehelichen Verhältnisse oft den Gegenstand der Besprechung: Der Kauf der Weiber, „die doch nicht Kühen und Ziegen gleich seien", das daraus folgende Fortlaufen der Weiber und der Unfriede in den Ehen, die abergläubischen Beobachtungen bei Eheschließung u. dergl.

Ferner ist durch diese Conferenzen die Zeit des Abendmahlsunterrichts geregelt, das Alter für die Verheirathung der Kinder auf das 15. und 18. festgesetzt, die Zahlung einer jährlichen Gemeindesteuer von 4 Anna fürs Haus und die Verwaltung dieses Geldes durch den Pastor und 5 zu wählende Mitglieder der Gemeinde beschlossen worden.

Das sind alles wichtige und ins Leben der Gemeinden tief eingreifende Beschlüsse gewesen. Nehmen wir dazu die erneute Anregung zum Beten und Arbeiten für die heimischen Gemeinden, die die Christen mitnehmen, auf der andern Seite den Gesammtüberblick über äußeres und inneres Wachsthum der Mission, der sich dabei den Missionaren darbietet, so werden wir sagen: diese Jahresversammlungen in Ranchi und die denselben entsprechenden, nur kleineren Gemeinde-Conferenzen der einzelnen Diöcesen sind nicht der geringste und unwichtigste Theil der Missionsthätigkeit auf der Station. —

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Alltagslebens auf den Stationen. In der Woche gehts ja stiller zu, als an Sonn- und Festtagen.

Jedes Tagewerk der Stationen ist mit Andacht eingerahmt. Früh ruft die Glocke zu kurzem Gebet in den Betsaal, Abends sammeln sich alle Personen zu einer längeren Andacht mit Gesang, Schriftauslegung und Gebet. Das Lesen findet auch hier abwechselnd statt, die kurze Auslegung ist mit Fragen an die Zuhörer vermischt. Sonnabends wird noch der Psalm gelesen, der für den Sonntagsgottesdienst bestimmt ist.

Wer nimmt aber an diesen Andachten Theil? Nun alles, was auf der Station wohnt. Also erst der Missionar mit seiner Familie. Dann dessen oft zahlreiche Dienerschaft. Ferner die Arbeiter, die auf der Station entweder fest angestellt sind, oder

rübergehend zu thun haben, dann die Schulkinder, dann die zum
nterricht anwesenden Gemeindeglieder, endlich wohnen ja auch auf
n Compaund mehrere Katechisten und Lehrer mit ihren Familien.
as ist immerhin eine ganz hübsche Gemeinde.

Die Katechisten der Station sind die unentbehrlichen Hülfs-
eiter des Missionars. Sie sind es, durch die er während der
günstigen Jahreszeit die Fäden der Leitung und Beaufsichtigung
r Christengemeinden in seiner Hand hält. Ist irgend etwas zu
fürchten, sie müssen hin und dem vorbeugen, ist irgend etwas zu
nen, sie müssen es thun. In dem geistlichen Kriege des Mis-
nswerkes sind sie die stets bereiten Adjutanten des Feldherrn.
gleich finden sie auf der Station selbst hinreichende Beschäftigung.

Erlaubt es die Jahreszeit oder besser die Arbeit in den
emeinden, so werden die Katechisten der Station zusammen mit
n aus den Dörfern herbeorderten durch Unterricht weitergefördert.
uch die Lehrer nehmen an demselben in ihren Freistunden Theil.
echs Stunden Unterricht erhalten sie in Chaybassa täglich. Die
postelgeschichte oder ein anderes biblisches Buch wird mit ihnen
lesen und genau durchgesprochen, die Unterscheidungslehre der
angelischen und katholischen Kirche, ein ja für Chaybassa, wo auch
n katholischer Missionar steht, sehr wichtiger Unterricht, immer von
euem durchgenommen, das Gesangbuch erklärt, und im Rechnen,
eser schwächsten Seite aller Kolhs, Förderung geben. Außerdem
ird ihnen die Predigt und Katechese des Sonntags in kurzem,
sslichen Auszuge dictirt, zur Benutzung zu ihren Predigten.

Die Katechisten sind sehr bedacht auf ihre Fortbildung, die
nen ja freilich auch recht noth thut. Alle ihre freie Zeit ver-
enden sie darauf. Selbst Abends, während ihre Frauen schwatzend
eisammen sitzen, nehmen sie in Gemeinschaft ihre Bücher vor. Zu
re Weiterbildung müssen die Missionare ganz besondere
nd gründliche Vorbereitung wenden.

Dasselbe gilt von der Unterweisung der Lehrer.
nd die auch noch nicht, daß sie ganz auf eigne
cht geben könnten. Ihnen muß tüchtig auf
erden. Nicht nur der Lehrplan und die Me

ist mit ihnen gründlich durchzusprechen, sondern auch genauer
lichen Anweisung zum Unterricht bedürfen sie.

Damit haben wir aber die Thätigkeit des Missionars auf
Compaund noch lange nicht vollständig aufgezählt. Zu ihr g
auch die Fürsorge für die äußeren Angelegenheiten. Ist auch
diese oft eine Art Hofmeister angestellt, so ist doch nirgends
als auf einer Missionsstation der Hausherr selber der Mann.
muß nach nicht weniger als Allem sehen, nach dem Garten,
Gebäuden, dem Vieh, den Arbeitern. In der Regenzeit leide
Häuser außerordentlich. Nicht selten decken Orkane die D
geradezu ab. Da muß denn gebaut, und zum Bau Holz
Stein, Stroh und Gras herbeigeschafft werden. Dann gilts
einmal ein neues Haus zu errichten, wohl gar eine Kirche zu ba
Wer ist der Baumeister, Bauführer, ja oft Maurer-, Zimm
Tischler- und Glasermeister in einer Person? Der Missionar s
„Was man nicht Alles lernen muß", ruft ein studirter Missi
aus, „jetzt baue ich Kalkofen und brenne Ziegel!" Wiederholt
berichtet, wie wir gar keinen Begriff hätten von der Trägheit
Unzuverlässigkeit indischer Arbeiter. Einige Beispiele davon h
wir ja schon früher angeführt. Hier noch eine Stelle aus e
Briefe: „Ich thue jetzt gar nichts und habe doch keinen Auge
Ruhe, denn diese nehmen mir die 40 faulen Menschen, die
Dachdecker, Maurer, Tischler, Kulis u. s. w. nennen. Ihretw
komme ich zu nichts Rechtem. Sitze ich und arbeite, dann kon
Leute mit Gras, Bambus, Holz ꝛc., da muß ich hier und
sehen, so daß, wenn ich Abends überblicke, was geschafft ist,
die Augen vor Mattigkeit zufallen, und ich doch eine große
zu machen habe."

Und doch muß auch für literarische Arbeiten Zeit werden,
wird auch Zeit. Abends, wenn es draußen in Hof und G
stille geworden ist, da sitzt der Missionar in der Stube bei
von zahlreichen Schmetterlingen, Käfern und andern Insecten
schwirrten Lampe und schreibt. Theils sind es Arbeiten, die
tigen Missionaren das Erlernen der Sprache erleichtern sollen,
eine Grammatik und ein Lexikon im Kolh, theils sinds Volksl

er gesammelt und nun übersetzt, oder Sagen, die er erkundet
, und die er durch Aufzeichnen vor dem Verschwinden bewahrt,
theils, und das vorzugsweise, sind es Hülfsbücher für Lehrer
d Katechisten, die er entweder drucken oder auch nur abschreiben
ßt: ein Katechismus in Hindi mit 50 Fragen, ein Mundari-
echismus, ebenso bearbeitet, Fragen und Antworten über Taufe
d Abendmahl, so wie über biblische Geschichte, sogar genaue
sarbeitungen der täglichen Pensa in der biblischen Geschichte,
lche die Lehrer in der Schule tractiren sollen. Diese Thätigkeit
birgt sich still im Haus, aber sie ist unendlich wichtig. Fehlte
doch bis vor Kurzem völlig an einer Bearbeitung der Kolh-
prache und an Arbeiten in derselben. Man war auf die Bibel-
bersetzungen in den Sanskrit-Sprachen (das auch jetzt noch) und
f den lutherischen Katechismus in Hindi und Bengali angewiesen;
Kolh gabs gar nichts.

Fast hätten wir aber die vielen Berichte und Rechnungen ver-
ssen, die von dem Missionar gefordert werden, und die auch zu
häuslichen Stationsarbeit gehören. Ach, wohin alles muß er
ht berichten! An das Curatorium nach Berlin, an den Missions-
rstand nach Ranchi, an den General-Kassirer, an die britische
belgesellschaft, die ihn zu ihrem Agenten gemacht, an das Gou-
nement, das die Regierungs-Schulen seines Sprengels unter
te Aufsicht gestellt hat. Jeden Monat werden diese Berichte
rdert. Und nun die Missions-Vereine in der Heimath, —
wissen es gar wohl, welche Anregung unmittelbar von den
issionaren erhaltene Berichte in ihre Kreise bringen, darum bitten
um Berichte, ohne müde zu werden. Wir gönnen ihnen die-
ben, denn wir freuen uns selbst gar sehr auf jeden, der einmal
mmt, aber wir möchten sie bitten, nicht zu murren, wenn das
wünschte oft länger ausbleibt, und die Arbeitslast der Missionare
bedenken, unter der diese auch einmal müde werden können und
rfen.

Indessen wollen wir nicht denken, die Arbeit auf der Station
chehe mit Seufzen und nicht mit Freuden. Freilich
mal im Schweiße des Angesichts gearbeitet sein.

richtiger Missionar lieber draußen unter freiem Himmel, als
drückenden Stubenluft, und führt lieber den Zügel, als die
O, wie sehnt er sich, daß die heiße und die Regen-Zeit bald
vorüber sein, und die kalten Tage kommen, da's nun hin
über Berg und Thal, das Evangelium immer weiter und
zu tragen. Doch thut er auch die saure Werktagsarbeit
Station willig und gern, denn er weiß ja, das ist Alles zu
Gottes, und wird Alles, auch das Geringste und Aeuße
seiner Zeit Frucht tragen.

Zum Schluß aber noch zwei kleine Bilder. Für beide
das Haus des Missionars den Hintergrund. Das eine
Arbeits-, das andere ein Festbild.

Der Mittelpunkt des einen ist die Mem Saheb, die F
Missionar. — Ja, aber von der haben wir bis jetzt noch ga
gesagt, darum sind wohl erst einige einleitende Worte erlau

Ein Missionar in Indien muß nothwendigerweise verh
sein. Von andern Unzuträglichkeiten, die das Junggesell
überhaupt mit sich bringt, abgesehen, giebt die Statistik de
weis, daß unverheirathete Missionare in Indien weit eh
Klima erliegen, als verheirathete. Und dann bedarf doch ein Mi
der ja auch ein Mensch ist und darum schwere und bekü
Stunden hat, vor manchem andern Manne einer freundlich
hülfin, die mit ihm das Leid theilt und durch Liebe und
nahme ihm sein schweres Amt erleichtert. Eine Gehülf
Mannes soll die Missionarsfrau sein, das ist Nr. I in ihr
rufe, wie bei jeder andern Frau. Ist sie mit Kindern g
so wird sie über die Grenzen dieses ihres Berufes auch ga
hinausgehen können, und Niemand darf ihr einen Vorwurf
wenn sie blos die Frau ihres Mannes und die Mutte
Kinder ist.

Hat die Frau aber Zeit und Geschick, sich selbstthätig
Werke ihres Mannes zu betheiligen, desto besser. Und damit
wir auf unser Bildchen. Also unter der Veranda sitzt di
Saheb. Aber nicht allein. Um sie herum auf Matten eine
andere Frauen. Es sind die Frauen der Katechi

Station, und wer sich sonst noch von dem weiblichen Personal Station und nächsten Umgebung dazu gefunden hat. Die eine x lange krank gewesen, da hatte die Mem sie oft besucht und ihr ost und Ermuthigung zugesprochen. Die andere hatte erst vor nig Tagen ein klein Kindlein bekommen, und war dabei von der ßen Herrin gepflegt worden, hatte der Pflege aber nicht lange urft. Jene dort hatte der Missionarsfrau anfangs gar kein undlich Gesicht gemacht. Ja freilich, sie war ziemlich unordentlich ihrem Hauswesen und ging auch immer so salopp angezogen, s war ihr liebevoll aber ernst vorgehalten worden. Jetzt aber te sie Gefallen an der Reinlichkeit und Ordnung gefunden und n gern unter die Veranda. Diese wieder kam jeden Morgen und f bei dem Herausgeben der Speisevorräthe für die vielen Schul- der und Sonnabends bei der Vertheilung der frischgewaschenen eider. So waren sie alle der Mem Saheb sehr bekannt, denn se hatte sie alle oft besucht, ihnen manchen Wink über Kinder- ziehung und das Verhalten eines Weibes zum Manne gegeben, tte sie oft auch schon zugleich mit den Männern zu sich eingeladen Habt, wo sie dann zusammen Thee getrunken und gar lebhaft plaudert hatten. Heute sind sie aber nicht zu einem Plauder- ndchen beisammen, sondern zur Arbeit. Jede der braunen auen hat ihren Katechismus vor sich. Daraus lernen sie lesen d zugleich die christlichen Hauptstücke. Die Mem Saheb ist ihre hrerin, und hat wohl manche Mühe mit ihnen, wenns so gar cht vorwärts will, aber auch wieder ihre Freude, wenn so ein auenherz sich gleich einer Knospe erschließt, und die himmlische ahrheit gleich einem verklärenden Sonnenstrahl in sich eindringen ßt. O, dann sieht so schwarzbraunes Frauengesicht auch gar blich aus, trotzdem es nicht schön zu nennen ist, denn da findet er Sonnenstrahl seinen Weg wieder durch das Auge heraus und ßt das in gar wundersamem Glanze schwimmen. — Eine Weile o der ernste Unterricht gedauert, da werden die Bücher weg- , und eine Näharbeit vorgeholt. Dabei gehts denn nun an gezwungene Unterhaltung. Die Frauen erzählen von ihren , deren einige ganz fröhlich dort um sie herumkriechen, und

die Mem Saheb weiß manche gar schöne und beherzigenswe
Geschichte. — Wenn dann die Zeit vorüber ist, da erheben sie
und gehen nach einem freundlichen Jsu sahay ihren kle
Häuschen zu, äußerlich gerade so, wie sie gekommen waren,
innerlich da nimmt jede etwas mit von dem Geist deutscher W
lichkeit und christlichen Familienlebens, und die Mem Saheb
ihnen nach und freut sich in der seligen Hoffnung, daß auch
Arbeit nicht vergeblich sein wird in dem Herrn. —

Und nun das zweite Bildchen! Zu ihm reicht aber
Veranda als Rahmen nicht aus. Wir müssen uns rechts und l
noch die blühenden Gartenbäume dazu denken. Dieser gr
Rasenplatz mit seinen Blumenbeeten und seiner Blattpflanzengru
aus riesengroßem Ricinus und breitblätterigen Bananen bildet
Vordergrund. Es ist ein buntes Leben auf dem Bilde. Wenigs
80 Personen lagern dort auf dem mit Matten belegten Kiespl
sämmtliche Bewohner der Station, 30 Erwachsene und 50 Kin
alle in festlichen Kleidern. Den Mittelpunkt bildet hier ein jun
Paar, denn es ist eine Hochzeit.

Eines Tages kam ein junger Christ zum Missionar.
willst Du denn? „Ja, Saheb, ich möchte eine Frau haben.“
such Dir eine, weißt Du schon eine? „Ja, Saheb, die S
(Sophie).“ Will sie Dich denn? „Ja, Saheb.“ Hast Du
denn schon gefragt? „Nein, Saheb.“ Nun, woher weißt
denn, daß sie Dich will? „Ja Saheb, ich denke doch, sie
mich.“ Na, frage die Eltern erst. „Ja, Saheb, Du bist mi
mata aur pap (Mutter und Vater), frage Du doch.“ Na, ja.
Nun mußte der Saheb die Eltern fragen und dann die S
fragen, und dann beriethen sie sich ein paar Tage, und kam
als es dunkel war, beide an und sagten ja. Dann mußten alle
Eltern der Braut und das Brautpaar, kommen und ihre Erklär
abgeben, und darauf wurden sie verlobt, das heißt feierlich in
Kirche vor der Gemeinde. Nachher ginge
neben einander her, als ob sie sich nic

Es war dem Saheb nicht gar
Brautwerber machen mußte, denn

alte heidnische Unsitte noch heraus, nach der oft die Eltern die aut für den Sohn suchen, doch er war schon zufrieden, daß nigstens für die Braut kein Kaufpreis gefordert war, und nschte in seinem Herzen, daß es doch wenigstens so weit in allen ristengemeinden gekommen sein möchte.

Der Tag der Hochzeit war nun da. Der Bräutigam hatte, e es sich gebührte, der Braut und deren Mutter neue Chadder kauft, recht schöne mit rother Kante, und war mit all seinen ästen in die Kirche gezogen. Die Braut sah ganz schmuck aus d trug auch als Zeichen ihrer Ehrbarkeit einen Kranz. Der heb sprach gar eindringlich von der Liebe und Treue und Geduld, in einer christlichen Ehe herrschen müssten. Dann waren sie erlich nach englischem Ritus eingesegnet, ihre Namen doppelt getragen, und das Protocoll mit allen nur möglichen Unterschriften sehen worden.

Da saßen sie denn nun glücklich als Mann und Frau dort r dem Bangalow ihres Sahebs beim großen Hochzeitsschmause. eil der junge Ehemann auf der Station seine Wohnung hatte, lf es ihm nichts, er musste sämmtlichen Stationsbewohnern einen ra khana (Hochzeitsessen) geben. Das war auch nicht so schlimm, nn einmal ist auch den christlichen Kolhs eine Hochzeit ohne chmaus ein Unding, bei den Uraus findet sogar ein doppelter ra khana statt, beim Bräutigam und bei den Eltern der Braut, nn trägt auch der Saheb, der ja doch nun einmal mata aur pap , zu demselben sein gut Theil bei. Zwei Hammel waren deshalb schlachtet, und 50—60 Pfd. Reis gekocht. Ein Katechist macht n Vorschneider und theilt Allen in die steinernen Eßgefäße ihre ortionen zu. Daß der Saheb mit seiner Frau sich auch mit unter r Menge niedergelassen hat und gleich einem Kolh mit den Fingern leisch und Reis ißt, trägt nicht wenig zu der allgemeinen Gemüth= hkeit bei. Natürlich darf als Desert auch das beliebte Mitei, ckerwerk aus Mehl und Zucker gebacken, nicht fehlen. Was ist

Und nun die fröhlichen Lieder,
chichten, die erzählt werden!
aft beisammen, bis den

Kindern vor Müdigkeit die Augen zufallen, und die Dunkelhe
Heimgehn mahnt. — —

So gehts zu auf einer Station in der Kolh-Mission.
doch, Eins haben wir noch nicht geschildert, das zur Vollstä
des Bildes wesentlich gehört, das Leben der Schulkinder.
in der nächsten Nummer.

2. Die Schulen.

Marc. 10, 14.

Wer je eine Abbildung des prächtigen Schulhauses gesehen , das auf der Station Ranchi erbaut ist, der weiß, wie die nersche Mission über die Schulen denkt. Jenes große, in uzesform gebaute und mit einer Säulenhalle umgebene Gebäude ein lautredendes Zeugniß, daß der Schule, die das Kreuz lehrt, höchste Bedeutung zuerkannt wird. Wer die Kinder hat, der die Eltern, wer die Kinder hat, der hat die Zukunft — das zudem ein altes, in der Heidenmission doppelt wahres Wort. ngemäß hat die Kolhmission von Anfang an die Kinder zu dem rn zu führen gesucht, und ist darin fleißig gewesen bis auf den tigen Tag, und hat großen, großen Segen in dieser Arbeit ndtet.

Freilich ist die Zahl der Schulen noch lange nicht der Zahl schulpflichtigen Kinder in den Gemeinden entsprechend. Die ersicht über den gegenwärtigen Stand, den wir in Abthlg. II. . 6 gegeben haben, weist blos 16 Schulen mit 439 Schülern 151 Schülerinnen nach. Das ist sehr wenig. Hoffen wir, die Zahl der christlichen Schulen sich in den nächsten Jahren eutender noch mehre als bisher. Sind ja doch nun so manche derniſſe beseitigt, die der Einrichtung von Schulen im Wege den, und konnten ja auch 1872 bereits 7 Schulen mehr unterten werden als im Jahre vorher.

Zur Heranbildung der Lehrer und der eingebornen Prediger t die Schule in Ranchi. Ihre tüchtigsten Schüler kommen n in die zwei Seminarklassen, die sich in Zukunft wahrscheinlich

so von einander unterscheiden werden, daß Klasse II. Lehrer bild
und Klasse I. nur die besonders befähigten, nach Charakter un
Geist sich auszeichnenden jungen Leute zum Predigtamt vorbereit
Das Seminar hatte 1872 im Ganzen 20 Schüler, 7 in der erst
13 in der zweiten Klasse. Sie erhielten Unterricht im Sing
Geographie, Weltgeschichte, Arithmetik, Hindu-Klassikern, Engli
Griechisch, Einleitung in die Bücher der heiligen Schrift u
Bibelkunde, Kirchengeschichte (apostolisches Zeitalter) Theologie
Alten Testamentes, Auslegung des Neuen Testaments, Dida
und Pädagogik, letzteres zusammen mit sämmtlichen Lehrern.
legentlich wurden Mittheilungen gemacht über die wichtigsten Er
nisse der Gegenwart in Staat, Kirche und Mission. Die
dieser Seminarschüler würde größer sein, wenn nicht bei
Trennung der Mission 1868 fast sämmtliche Glieder der Ra
Schule zur Gegenmission übergegangen wären, die Heranbild
neuer Seminaristen nur ganz allmählig von Statten ging,
jeder nur einigermaßen tüchtige Zögling sobald als irgend m
an die einzelnen Stationen abgegeben werden musste.

Es ist bei den außerordentlich schwierigen Verhältnissen,
denen die ev.-deutsche Kolhmission zu kämpfen hat, doppelt fr
anzuerkennen, daß zur Bildung der Kolhs das Möglichste ge
wird. Dahin gehört auch die Herstellung verschiedener Schulbü
Es ist von den Missionaren in der Hindi-Sprache gesch
worden: ein Handbuch für Geographie und Weltgeschichte,
Einleitung in die biblischen Bücher, verbunden mit Bibell
Commentar zu den drei ersten Evangelien, Kirchengeschichte I.
eine griechische Grammatik, vorbereitet: ein Griechisch-Hindi-W
buch zum Neuen Testament.

Einigermaßen ist der Mangel christlicher Elementar-Schulen
dings dadurch ergänzt worden, daß das englische Gubernement, d
dahin nur eine monatliche Unterstützung von 50 Rup. für
Missionsschulen gewährte, im Gebiete der Kolhmission m
Regierungsschulen errichtet, deren Leitung den Missionare
tragen und die Besetzung derselben mit christlichen Lehrern
hat. Einigermaßen, sagen wir, denn bekanntlich darf

Regierungsschulen kein Religionsunterricht ertheilt werden. Doch ist immerhin der Vortheil, den sie auch so bieten, nicht zu unterschätzen. Schon das ist ein Vorzug, daß die Kinder lesen und schreiben lernen, und daß an diesen Schulen keine in Gubernements-Schulen gebildeten Lehrer stehen, welche die ärgsten Feinde des Christenthums sind. Unwillkürlich geht ja doch etwas von dem christlichen Geiste des Lehrers auf seine Schüler über; und die Christenkinder, die in der Schule sind, noch privatim in der Religion zu unterrichten, auch Gottesdienst in den Gemeinden zu halten, Tauf- und Abendmahlscandidaten vorzubereiten und den Gemeindeältesten helfend zur Seite zu stehen — das verwehrt ihm Niemand. Die an diesen Schulen angestellten Lehrer sind natürlich nicht solche, wie sie im Ranchi-Seminar ausgebildet werden, sondern einfach junge Leute aus den Gemeinden, die früher in der Schule zu Ranchi oder einer andern Station gewesen sind und gut lesen und schreiben können. Die Parochie Goßnerpur hat z. B. jetzt 18 solcher Gubernementsschulen, in denen 1000 Kinder, darunter 336 Christenkinder unterrichtet werden. Im Ganzen sollen in Chutia Nagpur 180 solcher Regierungsschulen gegründet werden.

Welchen directen Gewinn diese Regierungsschulen mit christlichem Lehrer und Schulinspector für die Christianisirung der Kolhs bringen, das dürfte aus folgender Privatmittheilung des Missionar Didlaukies hervorgehen. „Um 12 Uhr, schreibt er, versammelte sich die Gemeinde zum Gottesdienst. Vor Beginn desselben schloß ich die Schule und sagte den heidnischen Schülern, sie könnten gehn, wir würden nun beten. Aber wie aus einem Munde antworteten alle: Nein, wir wollen nicht gehen, wir werden auch beten. Nur die 6 Hindu-Knaben sandte ich Vorsichtshalber heim. Die heidnischen Mundari-Kinder waren übrigens zu meinem Erstaunen von den Christenkindern gar nicht mehr zu unterscheiden, sie hatten freiwillig ihre Zöpfe abgeschnitten, die Ringe aus den Ohren sich nehmen lassen und die Hals- und Armbänder fortgeworfen. Ein Knabe brachte eines Morgens eine Zange mit zum Gemeindeältesten und bat ihn, er möge ihm doch die Messingringe aus den Ohren nehmen. Der Aelteste weigerte sich, er sei ja Heide, aber der Knabe

ließ nicht nach, bis sein Wunsch erfüllt wurde. Darauf ging er zu seinen Eltern und machte denen Vorwürfe: „Was habe ich nur verschuldet, daß ihr meine Ohren durchlöchert habt?“ Täglich ist er bei dem Aeltesten und bittet, er möge doch seine Eltern und Geschwister vermahnen, daß sie auch Christen würden, er würde nicht mehr Heide bleiben. — An einem andern Orte kamen 30 heidnische Schüler zum Missionar mit der Bitte, sie als Christen aufzuschreiben, womit sie freilich vertröstet werden mussten, bis ihre Eltern auch Christen würden.“

Wir können übrigens auf diese doch nur in der Peripherie der Mission liegenden Regierungsschulen nicht näher eingehen, sondern werden in dem Folgenden nur das Leben schildern, wie es sich in den christlichen Schulen vorzugsweise den Stationsschulen entfaltet.

Diese Schulen sind Kostschulen, d. h. solche, in denen nebst Unterricht auch Wohnung, Nahrung und Kleidung den Kindern gewährt wird. Durch sie kann auf die Zöglinge natürlich ganz anders erziehend eingewirkt werden, als durch solche Schulen, deren Kinder bei ihren Eltern wohnen. Sie erfordern aber auch größere Geldmittel. Die Ausgaben für die Kostschulen in Ranchi und Burju beliefen sich 1872 auf 10,088 Rup. Gemindert wird die Schwere dieser Ausgabe dadurch, daß in der Purulia-Schule viele Waisenkinder sind, deren Unterhalt von der Regierung bestritten wird, und daß in den letzten Jahren heimische Missionsfreunde sich dieser Schulen mit viel Liebe angenommen und für einzelne Kinder, über die ihnen dann öfters Bericht erstattet wurde, das Pensionsgeld gezahlt, auch Frauenvereine für die Bekleidung der Kinder gesorgt haben. Ein Kind zu erhalten, kostet jährlich 30 Rup. = 20 Thlr.

Dessen ungeachtet ist nicht zu verwundern, daß den Missionaren beim Blick auf die Kinderschaar der Stationen oft die Sorge in das Herz kommt: was sollen sie essen, womit sollen wir sie kleiden. Und ist auch das nöthige Geld da, immer noch bleibt die nicht geringe Arbeit, welche die Schulen machen. In Ranchi für 170 bis 180, oder in Purulia für 130—170, ja schon wie in Chaybassa, für 70—80 Kinder täglich das Essen und wöchentlich frische

Kleider herausgeben, und Alles gehörig controliren und in Ordnung halten, die Kranken pflegen, die Gesunden beaufsichtigen — das ist keine Kleinigkeit. Darum ist in Ranchi jetzt ein besonderer Hausvater angestellt, auf kleinern Stationen liegt aber diese Arbeit vorzugsweise auf den Schultern der Missionarsfrau.

Die Zahl der Klassen ist für jede Schule verschieden, je nach ihrer Bedeutung und der Zahl ihrer Glieder. Obenan steht Ranchi mit 8 Klassen. Purulia hat 3 Knaben- und 2 Mädchenklassen, Chaybassa für jedes Geschlecht zwei Klassen.

Als ihre Aufgabe hat sich die gewöhnliche Stationsschule vorgesetzt, soviel Kinder als möglich aufzunehmen und sie sobald als möglich in ihre heimischen Dörfer wieder zu entlassen. Haben sie nur die nöthigsten Elementarkenntnisse sich angeeignet, dann heißts: wieder hinaus in den Jangel, daß ihr dort das Pfund, das ihr hier erworben, auf Wucher legt.

Da von einem Schulzwang nicht die Rede sein kann, so gilt es, die Eltern zu bewegen, ihre Kinder freiwillig der Schule eine Zeitlang anzuvertrauen. Das ist keine leichte Arbeit. Es kommt ja wohl vor, daß selbst Heidenkinder an ihren Eltern so lange herumbetteln, bis sie ihnen den Schulbesuch gestatten. Auch wissen die entlassenen Schulkinder ihren Freunden daheim Lust zu machen, dasselbe sehen und lernen zu wollen, was sie gesehn und gelernt. Im Allgemeinen aber ziehen nicht nur die Kinder das ungebundene Leben im heimischen Dorfe vor, sondern auch die Eltern, selbst die christlichen, benutzen lieber ihre Kinder beim Hüten des Viehs oder bei der Feld- und Hausarbeit, als daß sie dieselben etwas Ordentliches lernen ließen. Hie und da herrscht auch noch unter den zärtlichen Kolh-Eltern die Furcht, der Saheb könnte ihre lieben Kinder aufs Schiff bringen und nach Europa schicken, woselbst sie dann — verspeist würden. Da muß denn der werbende Missionar oft rechte Ueberredungskunst, auch manchmal recht energische Worte gebrauchen, um die Kinder zu erhalten. Hier macht er dann deutlich, daß auch ein Heidenmädchen die kleinen Geschwister warten könne, dort heißt es: ach, was gehen mich eure Ziegen und Schafe an, eure Kinder sind mehr werth, als Ziegen und Schafe, sie sind auch

getauft und gehören darum dem Heiland, der verlangt sie in die Schule; dann wieder wird gelockt durch die Aussicht auf Lesen und Schreiben, das die Jungen, auf Nähen und Kochen, das die Mädchen lernten.

Sind denn nun die Kinder geworben, da hängen sie wohl anfangs etwas die Köpfe, und manche Abschiedsthräne ist aus den Augen zu wischen, wenn sie Vater und Mutter und dem trauten Heimathdörfchen, das sie noch nie verlassen hatten, Lebewohl sagen müssen, unterwegs sucht auch wohl der eine oder andere zu entlaufen, selbst auf der Station versucht ers noch einmal — meistens jedoch leben sie sich gar bald in die neuen Verhältnisse ein. Ists doch auch so gar wunderbar dort bei den Sahebs, und so viel, ach so unendlich viel Neues auf der Station zu sehen. Die Gemeinschaft mit den ältern Schülern und die liebevolle Aufnahme, die sie erfahren, und daß sie nicht Schläge bekommen und hungern müssen, wie sie gefürchtet, thut das Meiste.

Nach wenig Wochen sind die Kinder kaum wieder zu erkennen. Wie, das sollen dieselben Buben und Dirnen sein, die noch kaum mit Schweinen und Ziegen in traulichster Gemeinschaft lebten, schmutzig wie jene, zuchtlos sich herumtreibend wie diese? — Sie sehen so nett und ordentlich aus, das Haar hübsch glatt gekämmt, Hände und Füße und Gesicht so rein, und blicken so zutraulich und gar nicht schüchtern aus den hellen Augen.

In der Schule haben sie natürlich einen schwereern Anfang, als unsre Kinder, obwohl sie in einem späteren Lebensalter in dieselbe eintreten. Doch gehts rasch vorwärts, so bald nur die ersten Schwierigkeiten überwunden sind. Wie lauschen sie den schönen biblischen Geschichten, die der Saheb selbst wohl in der untersten Klasse ihnen in ihrer Muttersprache erzählt! Bald können sie sie nacherzählen Auch die Hindi-Sprache lernen sie rasch, denn sie haben fast alle Sprachtalent. Am langsamsten gehts mit dem Rechnen. In der zweiten Klasse kommt dann der Katechismus dran. So sind denn keine 2 Jahre vergangen, und sie können Hindi sprechen, lesen und schreiben, wissen die wichtigsten biblischen Geschichten, können den Katechismus mit leidlichem Verständniß auswendig,

verstehen mit den 4 Species zu rechnen, singen allerliebst und haben auch dieses und jenes aus Geographie und Naturgeschichte gehört. Aber ihr Fleiß war auch geradezu ein riesiger. Ohne ihn hätten sies nimmermehr so weit bringen können. Den ganzen Tag über, soweit sie frei hatten, wurde gelesen und geschrieben, und waren die Schiefertafeln, die der Saheb aus den Schieferbrüchen des Bundgau hatte kommen lassen, voll, da wurde Staub auf Steine und Bretter gestreut, und in diesen die Buchstaben gemalt. Und welche Mühe hatten sich die älteren Schüler mit ihnen gegeben! Wenn Abends um 9 Uhr in ihrem Schlafzimmer das Licht ausgemacht wurde, und sie nun so neben einander auf den Bastmatten lagen, da hatte einer der ältesten aus dem Katechismus vorgesagt, und sie hattens nachgesprochen, bis einer nach dem andern einschlief, und der Stimmen immer weniger wurden.

Einige der Kinder bringens nicht so weit, andere auch wohl weiter, als hier angegeben. Diese, die dann für besonders begabt zu erachten, werden an die Schule in Ranchi abgeliefert, und wer die durchgemacht hat, der kömmt darauf ins Seminar, und kann einmal Lehrer oder Prediger werden.

Verfolgen wir nun einmal den täglichen Lebenslauf dieser Kinder. In Chaybassa ist derselbe etwa folgender: Früh sechs Uhr werden sie durch das Läuten einer Glocke geweckt. Da erheben sie sich in ihren für Knaben und Mädchen getrennten Wohnhäusern von der Schattei (Matte), die den Tag über aufgerollt in der Ecke steht, und verrichten ein kurzes Morgengebet. Dann gehts in den Betsaal zur Andacht. Während die Knaben darauf etwas im Garten arbeiten, machen die Mädchen die Stuben reine und kommen zur Mem Saheb unter die Veranda, wo sie Nähunterricht erhalten. Um 10 Uhr ruft die Glocke alle zur Schule. Da wird es still auf dem Compaund. Um 12 gehen die Mädchen zum Baden in den nahen Fluß oder Teich. Die Knaben baden, wenigstens in der heißen Zeit, gewöhnlich früh und gegen Abend. Um 12 wird gegessen. Von 2—4 sind alle Kinder wieder in der Schule. Dann wird wieder eine oder zwei Stunden im Garten gearbeitet. Um 7 gehen sie mit allen Bewohnern der Station zur Abendandacht.

Nach dieser lernen die Knaben noch bis 9 und legen sich darauf schlafen, jedoch nicht ohne daß einer noch vorher auf den Knieen ein freies Gebet gesprochen hat.

Wie in den alten Kolhs, so steckt auch in den jungen ein wunderbarer Gebetsgeist. Ein Missionar, der oft von außen dem Abendgebete zugehört, versichert, nie ohne Freude und Bewunderung weggegangen zu sein. Er hat einmal zwei solche Gebete aufschreiben lassen und dem Verfasser gesendet. Sie sind in Hindisprache abgefasst und in der That bewundernswerth zu nennen, besonders, wenn man bedenkt, daß es freie Gebete sind, und die Kinder erst ein Jahr lang in der Schule waren. Und dies Urtheil bleibt, selbst wenn zugegeben werden muß, daß die Kinder, die viel beten hören, manche Wendungen den Alten abgelauscht haben. Eins derselben lautet so: „O lieber Herr Jesu, wir bringen Dir Lob und Dank und bitten Dich, laß alles, was wir von heiligen Worten gehört haben, in meinem Herzen bleiben. Was ich für Sünde an diesem Tage gethan habe, das vergieb mir, Du hast mich bis heute beschützt, daß ich mit meinem sündigen Munde zu Dir beten und Dich bitten kann. Von Kindesbeinen an bis jetzt hast Du mir geholfen und mich behütet. Sende für uns Knaben alle, die wir hier versammelt sind, vom Himmel herab einen Engel, daß er uns diese Nacht schütze, und sei allen Brüdern und Schwestern gnädig. Unsern großen Bruder (Missions-Inspector Anforge), der in dies Land gekommen ist, diesen Bruder, o Herr, den verlaß doch nicht, an diesem Bruder zeige doch Deine Kraft und erhalte ihn. Allen, die für uns beten, sei doch gnädig. Ja, für alle Brüder und Schwestern beten wir, ihnen allen vergieb doch ihre Sünden, o Herr Jesu. Laß alle in diesem Lande zu Deinem Kreuze kommen, daß sie nach Deinem Willen wandeln und des Teufels Reich zerstört werde. Herr, sei Du uns gnädig, Amen."

Daß das Beten dieser Kinder wahrlich kein Plappern der Heiden ist, sondern ein Lob, das sich der Herr selbst zugerichtet hat, dürfte folgender Fall lehren.

Während der Regenzeit 1869 wird im Garten zu Chaybassa ein fünfzehnjähriger, kräftiger Junge von einer Schlange gebissen.

Es ist nicht constatirt worden, ob die Schlange giftig war, oder ob nur der Schreck den Jungen überwältigte, was ja möglich, obgleich die Jangelkinder an Schlangen und dergl. gewöhnt sind — kurz der Junge fällt nach 5 Minuten wie todt um. Sofort aber werfen sich die anderen in ihrer Herzensangst auf die Kniee und beten, bis der Gebissene wieder aufsteht. Sie hatten jedenfalls die feste Zuversicht, durch ihr Gebet den Gebissenen wieder gesund machen zu können.

An jugendlichen Tollheiten und Thorheiten mag es ja freilich auch unter diesen Kolh-Schülern und -Schülerinnen nicht fehlen. Im Allgemeinen wird aber der Geist, der unter ihnen herrscht, gerühmt. Zu ihrem Gebetseifer und Fleiß kommt eine große Anhänglichkeit an die Person des Padre Saheb und der Mem Saheb. Was ist das für ein Jubel, wenn der Missionar von einer längeren Reise zurückkehrt! Wie eilen die Kinder ihm entgegen mit freudigem Gruß! Die Zutraulichkeit der Kolhs zeigt sich am lieblichsten an den Kindern. Hier wird sie zu großer Innigkeit und Herzlichkeit, sobald nur die erste natürliche Scheu überwunden ist. Während die Knaben am meisten am Missionar hängen, so die Mädchen an seiner Frau. Natürlich! Alle irgend freie Zeit wendet diese auf Unterricht und Erziehung der ihr besonders am Herzen liegenden Mädchen. Einigen giebt sie wohl Taufunterricht, allen Unterweisung in den so nöthigen Handarbeiten. Da sitzt sie wiederum unter der Veranda, um sie herum die kleineren und größeren schwarzen Schülerinnen. Anfangs hats wohl seine liebe Noth, ehe die völlig ungeübten und ungeschickten Hände die Nadel führen lernen, aber die Mädchen sind anstellig und begreifen rasch, und der kleinste Fortschritt erfreut sie, wie die Lehrerin, die ihre kleine Schaar schon im Geist als tüchtige Hausfrauen sieht, die den andern Frauen ihrer Heimathdörfer zum Muster dienen. Durch diesen Unterricht wachsen die Herzen aneinander. Wir lesen oft in den Berichten, daß die Missionarsfrauen ihre Kinder als gar nett, lieb und gut preisen, und in ihrem Unterricht eine wahre Lust finden, wie auch von dem dankbaren Andenken, das die Kinder der Lehrerin bewahren, selbst wenn sie längst schon in die Heimath zurückgekehrt und verheirathet sind.

Gott der Herr hat offenbar sein Werk schon in diesen Kinderherzen, und das kindliche Glaubensleben, das in ihnen geweckt wird, gehört nicht zu den schlechtesten Früchten der Mission. Sehr oft ist es vorgekommen, daß heidnische Schulkinder ganz aus freien Stücken um die Taufe gebeten und bei diesen Bitten eine außerordentliche Dringlichkeit und Zähigkeit entwickelt haben. Da hatte der Manki von Kundrugutu in Singbhum einen 13jährigen Sohn. Der hatte seinen Vater so lange gebeten, bis er ihn zugleich mit seinem Vetter nach Chaybassa in die Schule that. Nicht lange war er dort, da lag er dem Missionar mit täglichen, fast stündlichen Bitten an, er möge ihn doch taufen. Ohne die Einwilligung des Vaters durfte das nicht geschehen. Aber auch die Zustimmung des Vaters wurde erbettelt, so daß ihm denn der Missionar, zumal Hoffnung auf die Bekehrung des Vaters war, die Taufe ertheilte. Er hieß Mahatam und erhielt in der Taufe den Namen Salomo. Sein Vetter, der ihm in allen Stücken zur Seite gestanden, wurde Nathanael getauft.

Man darf aber durchaus nicht meinen, diese Kinder führten auf der Station ein trübsinniges Leben. Sie sind fröhlich und guter Dinge, und dieser Fröhlichkeit wird nicht gewehrt. Lustig springen sie in ihren Freistunden im Missionsgehöft herum und erfüllen die Luft mit ihrem hellen Lachen und Singen. Mit ganzer Seele sind sie bei den Turnübungen, die allabendlich stattfinden und aus Wettrennen, Springen, Ringen und dergl. bestehen. In dem Missionsgarten hat jeder Knabe sein eigenes Stückchen Land, das er bepflanzt, wie er will, und mit dessen Ertrag er thun darf, was er mag. Welche Freude ihnen das macht, beweist der Umstand, daß sie die Erstlingsfrüchte jedesmal ihren Missionaren bringen. Daß sie auch an Festlichkeiten der Station, wie Hochzeitsessen, Theil nehmen, hat schon der vorige Abschnitt erzählt. Dann und wann werden ihnen aber auch Extra-Freuden bereitet. Zu diesen gehört der Besuch des Jahrmarktes. Zwei und zwei
dann, der Lehrer voran, nach dem Bazar, erst
die Mädchen. Jedes bekommt dazu noch
den sie sich kaufen dürfen, was ihne

ch rothe Schnüre, die andern Mitei, andere Anderes. Tags arauf müssen die älteren Schüler diesen Besuch in Briefen an die Eltern beschreiben. Da drücken sie denn ihre Freude und ihr Staunen über all das Neue, das sie gesehn, so recht ungehindert us. Zuweilen sind diese Briefe auch voll von drolligen Einfällen. Das Hauptfest für Christenkinder ist auch in Indien das liebe Weihnachtsfest. Einen Tannenbaum giebts freilich nicht, aber irgend in anderer grüner Baum, an dem dort im December kein Mangel ist, muß ihn ersetzen. Um den schaaren sich die erwartungsvollen Kinder. Viele Weihnachtslieder werden gesungen, das Festevangelium erzählt, die Bedeutung des Lichterbaumes und der Geschenke auseinandergesetzt, und dann gehts ans Anstaunen der Geschenke. Für jedes Kind ist ein Semmelbrod gebacken. Die Mädchen bekommen etwa rothe Kutten, Arbeitstaschen, Nähzeug, Schreibsachen und ein Kästchen voll Mitei, — die Buben neue Chadder, Federkasten, Früchte, Mitei, und der Erste, der die Aufsicht zu führen hat, als Abzeichen seiner Würde, einen Malik, d. h. einen sehr hübsch mit allen möglichen Farben bemalten Stock. Die Kleineren erhalten außer Kleidern noch Spielzeug, kleine Wagen und dergl. Den Schluß der Bescheerung macht wieder der Gesang verschiedener Weihnachtslieder, und fröhlich zieht die kleine Schaar der kleinen braunen Geschöpfe nach ihrer Wohnung, um dort auf hartem Erdboden gerade so süß von der Weihnachtsherrlichkeit zu träumen, wie unsere Kinder in den wohlgewärmten Federbetten.

Nicht unerwähnt bleibe auch, daß nicht nur die Mädchen an häusliche Thätigkeit, Reinigung der Wohnung, Nähen ꝛc. gewöhnt, sondern auch die Knaben zur Händearbeit angehalten werden. In Ranchi haben die Knaben täglich zwei Stunden Handarbeit, z. B. Scheuern und Fegen ihrer Stuben, Reinigung und Ausbesserung der Wege im Missionsgehöft, Gartenarbeit; in Purulia, wo unter den Waisen meist Kinder handwerktreibender Bengalis sind, werden sie auch in verschiedenen Handwerken unterrichtet. —

c noch zu sagen, welchen segensreichen Einfluß
? Man hat wohl gesagt, an der ersten
n" Heiden werde die Mission nie etwas

Sonderliches erleben, erſt an der zweiten werde ſie gute erndten. Wir können dem nicht beiſtimmen, aber die S liegt darin, daß diejenigen, die als Kinder das Evange Verſtand und Herz aufgenommen haben, von dem Geiſt de lichen Wahrheit ganz anders durchdrungen werden, als die ein halbes, vielleicht faſt ganzes Leben in den Sünden und G das Heidenthums hingebracht haben. Sie werden ein Träger des chriſtlichen Gemeindelebens, durch ſie vor werden die Reſte heidniſchen Weſens ausgerottet, durch ſ der geiſtliche Tempel einer ſich heiligenden Gemeinſchaft erbaut

Damit ſagen wir nicht zu viel. Denn ſchon als Kinde ſich viele von ihnen als ein Salz für ihre Umgebung, i Wort geht über ihnen in Erfüllung: Ich will die Her Eltern bekehren zu den Herzen der Kinder. Der ſchon g Sohn des Manki von Kandrugutu hat brieflich und mündlic Vater öfters gebeten, Chriſt zu werden. Einer ſeiner Briefe Liebe Mutter, lieber Vater! Viele Salam! Ich küſſe Eu mals. Wie geht es Euch? Mir gehts gut. Aber, lieber ich bitte Euch ſehr, bekehrt Euch. Wenn Ihr Euch nicht was ſoll ich da machen? Ihr geht verloren. Auch höre i Ihr Euch immer zankt. Ach, zankt doch nicht, daß ich ſolch wieder höre. Wandelt die Wege des Herrn, da werdet Ihr finden; wenn nicht, ſo werde ich leiden, wenn Ihr Euch und nicht weiter mit Euch wandeln können. Viele Küſ Salam. Euer Mahatam. — Alle wenigſtens verwerthen na Rückkehr, was ſie in der Schule gelernt haben, erzählen, ſo iſt es bei den Sahebs geweſen, und viele laſſen nicht ehe bis in ihrem Elternhauſe das Widerſprechende abgeſtellt iſt. kaum aus der Schule Entlaſſene haben ſchon ihre Eltern i und Schreiben unterrichtet, ja ſogar zur Taufe vorbereitet, der entſandte Katechiſt wenig mehr zu thun fand. Aehnliche Miſſionar Onaſch von ſeinen Waiſenkindern. Mit ſeinen wollen wir dieſen Abſchnitt ſchließen. „Mit einzelnen Ausn ſagt er, „gerathen ſie wohl (er meint die 75 Waiſenkinder, 1867 nach der Hungersnoth übergeben wurden), und 17 ſind

heirathet, die sich alle durch ihre Händearbeit redlich ernähren. Gott will, sollen über 3 Wochen noch fünf andere selbständig den. Nur fünf erwachsene Mädchen nicht, sonst haben es alle Lesen, Schreiben und Rechnen in der Schule gebracht, oder gen es noch dazu. Alle haben das Verlangen, auch ihre Verdten unter der Zahl der Christen zu sehen. Wo immer sie egenheit finden, da arbeiten sie fleißig an jener Bekehrung. cher Arbeit hat der Herr denn auch nicht seinen Segen versagt; haben schon mehrere Seelen aufnehmen können, denen durch Kinder gepredigt worden war, und noch andere stehen vor Thür des Christenthums. Ich möchte sie hier mit einem Magnet leichen, der das kalte Eisen an sich heranzieht."

3. Aus dem Privatleben der Missionare.

Matth. 2

Was hat das mit der Mission zu thun könnte man
Mehr, als es auf den ersten Anblick scheint. Einmal läßt
einem Missionar noch weniger als bei einem Pastor der
das Privatleben von der Berufsthätigkeit trennen. Sie müss
allewege Missionare sein und auch durch ihr Privatleben
Dann dürfte doch jeder Missionsfreund, der theilnehmend u
bittend derer gedenkt, die an seiner Statt den Heiden das
gelium verkünden, ein Interesse haben, einmal die häuslichen
und Freuden, ja das alltäglichste Leben der Missionare zu bela
Es kommt aber noch ein Umstand dazu, der es uns al
zwingende Pflicht erscheinen läßt, einen Einblick ins Priv
der Heidenboten, besonders der in Indien, zu gewähren.
tritt nämlich die Forderung auf, auch in den Entbehrungen
die gegenwärtigen Missionare die großen Apostel sich zum
zu nehmen, mit ihrer Händearbeit sich zu ernähren, sich in W
und Nahrung der größesten Einfachheit zu befleißigen, und
haupt, auch in äußeren Beziehungen, das Leben des Herr
zuleben, der um unsertwillen arm wurde und keinen Ort ha
er sein Haupt niederlegen konnte. Wenn nun Vertreter
Ansicht zufällig hören, wie thatsächlich indische Missionare
da könnten sie leicht vor Staunen die Hände über dem
zusammenschlagen und wohl gar an der Missionsarbeit selb
werden. Gemach, liebe Freun[illegible]
bildet euch ein Urtheil. Wir
Doch wollen wir je
unsrer Missionare

ken, das, was wir zu berichten haben, wird sich selbst theidigen.

Nicht Natives-Häuser, wie wir sie Abschnitt I. Nr. 3 und 4 childert, aber auch nicht europäische Wohnungen sind es, die re indischen Missionare bewohnen. Beide würden ihren Bedfnissen wenig entsprechen. Denken wir uns ein niedriges, eckiges Haus, aus Ziegelsteinen gebaut und mit Stroh oder egeln gedeckt, ohne Fenster, nur mit großen Glasthüren, an zwei iten mit einer ein Paar Stufen erhöhten Säulenhalle (Veranda) geben, die Decken der Zimmer nicht immer aus Holz und Kalk, dern oft nur aus einer ausgespannten groben Leinwand bestehend — das ist das Wohnhaus eines Missionars in Indien. e Veranda ist nöthig, um den Sonnenstrahlen den Eintritt in die ohnung zu wehren, und dient oft zum Aufenthalt der Bewohner. e Wohnzimmer, etwa 3 oder 4 an Zahl, müssen groß und ig sein, da sonst bald das kleine 6 Fuß lange und 3 Fuß te in der Erde bezogen werden müsste. Ebenso die Schlafner. Eine Anzahl kleinerer Kammern dienen als Badestuben, rathsräume und dergl. Die Herstellungskosten solch eines ses, das übrigens durchaus nicht immer vom Missionar allein ohnt wird, sondern auch für Schulstuben, Kinderwohnungen Betsaal Platz hergeben muß, betragen etwa 1800—2000 Rup. Reparaturarbeiten jedoch, die jährlich besonders an den Strohern nöthig sind und durch Regen und Stürme verursacht den, sind nicht gering und machen die Unterhaltung der Häuser er.

Die Einrichtung der Zimmer, für die natürlich nicht die sionskasse, sondern die Privatkasse des Missionars zu sorgen hat, zt einfach, aber bequem zu sein. Vielleicht daß die Gefangenalt der Eingebornen, die am Orte ist, Korbmöbel dazu geliefert oder ein Tischler ist angenommen worden, der für monatlich kupies fast 5 bis 6 Monate zugebracht hat, aus geliefertem [illegible] Zeichnung, Tische, Stühle, Bettstellen

Einige [illegible]der aus der heil. Geschichte

[illegible] und Freunde hängen

an den Wänden. Ist der Missionar schon länger im Lan
gleicht sein Zimmer wohl auch einem kleinen Museum. W
Reisen an Naturalien gefunden, hat er hier aufgehän
Waffen, Geräthe und Schmucksachen der Eingebornen,
dieser aus Anhänglichkeit geschenkt, jener für Geld abgela

Am meisten würde uns beim Eintritt in die Stuben
Fächer auffallen, der an der Decke befestigt ist. Es ist die s
Pankah, ein an Stricken hängender, doppelter Vorhang au
wollenzeug. An einer Leine, die durch die Wand nach der
hinausgeht, wird sie in Bewegung gesetzt. Ohne diese P
in der heißen Zeit der Aufenthalt selbst im luftigsten
unerträglich. Ohne sie hat man nach wenig Augenblicken
Finger des herabhängenden Armes einen großen Schwe
die Arme zittern, der ganze Leib wird matt, der Kopf
leichteste Arbeit unmöglich. Darum steht den ganzen Tag
der schlimmsten Zeit auch des Nachts ein Kuli auf der
und zieht die Pankah.

Ein anderes Schutzmittel gegen die Hitze sind aus
Wurzeln gepflochtene Matten, die vor die geöffneten Thüre
werden und durch häufiges Begießen mit Wasser der durch
Luft Frische und angenehmes Aroma geben.

Ebenfalls der Hitze wegen sind die erwähnten B
unumgänglich nöthig. Oefters den Tag über pflegen sie
werden, wenn selbst Pankah und Cascasgeflecht nicht
die nöthige Erfrischung zu gewähren.

Manche treue Missionsfreunde nähen immer noch
indischen Missionare leinene Hemden und stricken dicke, bau
oder wohl gar wollene Strümpfe. Das ist gut gemeint,
unpractisch als irgend möglich [1].

---

1) Wir erwähnen nur beiläufig, daß die Mission wohl die
Ausstattung ärmerer Missionare mit Wäsche, aber nicht ihren so
Unterhalt darin besorgt, dafür vielmehr eh[illegible]
werden darum wohlthun, entweder die
Missionare oder, was gerathener ist
Kolh-Schulkinder nach leicht zu erh

In Indien kann man weder Leinen noch Wolle tragen. Ists auch in der kalten Zeit angenehm, manchmal einen dicken Rock und feste Stiefeln anzuhaben, so ist doch unmittelbar auf der Haut getragene Wolle für das dortige Klima zu wärmend, und Leinen zu kühlend. Die dünnsten Chirtinghemden und die feinsten Baumwollenstrümpfe sind in Indien nicht Luxus, sondern Nothwendigkeit. Dem entspricht die übrige Kleidung: leichte Schuhe, luftige weiße oder schwarze Röcke und Beinkleider, auf dem Kopfe aber der fingerdicke, aus Pflanzenmark gefertigte und mit weißer Baumwolle überzogene Sola-Hut, und darüber noch den großen, auswendig weißen, inwendig der Augen wegen schwarzen Sonnenschirm.

Daß auch die nächtliche Lagerstätte so luftig als möglich eingerichtet werden muß, versteht sich von selbst. Eine Matratze und zum Zudecken höchstens eine dünne, mit ungesponnener Seide gefüllte Steppdecke, sowie zum Schutz gegen die zahllosen blutsaugenden Insecten ein Moskitonetz, — und doch verscheucht die Hitze nur zu oft noch den Schlaf aus den müden Augen.

Manche fleißige deutsche Hausfrau wird es nicht fassen können, daß die Frau eines indischen Missionars weder selbst kocht, noch bei der Wäsche hilft. Aber es ist so und muß so sein, wie gern sie auch einmal an der altgewohnten heimathlichen Thätigkeit sich betheiligen möchte. Es giebt Missionarsfrauen, die aus Sparsamkeit und zum Vorbild erzwingen wollten, was sich nicht erzwingen läßt, — sie sind geistesschwach geworden. Jede Familie hat darum ihren eigenen Koch, der wohl von der Hausfrau sich herausgeben läßt, was er täglich braucht, die Speisen aber selbständig in der vom Wohnhause abgelegenen Küche bereitet. Er bekommt 8—9 Rupies monatlichen Lohn. Für die Wäsche giebt es besondere Wäscher (Dobi, eine Hindu-Kaste), die für 2 Rup. monatlich alle Wäsche — und deren ist besonders in der heißen Zeit, die ein zweimaliges Wechseln täglich nöthig macht, nicht wenig — wäscht und plättet. Freilich bereitet gerade das der Hausfrau doppelte Schmerzen, denn wird das Weißzeug auch blendend weiß gewaschen, vorzüglich gestärkt und geplättet, so wird es doch auch gewaltig in

der Wäsche strapazirt, weil es im Bache oder Teiche gewöh
zur Reinigung an Steine geschlagen zu werden pflegt.

Wollte der Missionar in Indien ganz nach Art
Europäer leben, so würde er gewiß eine Legion Diener h
Reiche Engländer haben für jede Arbeit einen besonderen, w
entspricht völlig der indischen Sitte, nach der kein Ein
mehr als eine Arbeit thut, z. B. einer trägt blos Wass
anderer blos Holz, ein dritter füttert das Pferd, ein vierter
es auf, ein fünfter begleitet den Herrn beim Ausreiten, ein
ist Kutscher, ein siebenter fegt das Haus, ein achter deckt d
und trägt die Speisen auf, ein neunter — doch wozu d
aufzählen, der Missionar denkt eben, daß so manches St
der Wittwen und Armen in die Missionskasse fließt, und h
sich auf die allernothwendigste Dienerschaft, aber fühlts doch
noch als einen Stein auf dem Herzen, daß er schlechterdings
Leute haben muß. So gehts denn ohne Koch, Nacht
Wasserträger, Gärtner, Pferdeknecht, Punkahzieher und Ha
doch nicht ab, wenn auch einige dieser Diener von den Be
einer Station gemeinschaftlich gehalten, und andere mit nach
Begriffen verschiedenartiger Arbeit betraut werden, Letzterer
stets im Kampfe mit den Leuten, denen, auch wenn sie
sind, es nie einleuchten will, warum einer allein die Arbei
soll, die sonst drei, wohl auch vier verrichten, und denen
sie etwas mehr gelernt haben als andere, gar leicht der G
in den Kopf steigt, so daß sie sich niedriger Arbeiten schäm

Die Ordnung der täglichen Mahlzeiten folgt gewöhn
englischen Sitte. Morgens nach dem Aufstehn gleich Kaf
10 warmes Frühstück, 12 Uhr wieder Kaffee, dann die
mahlzeit um 4 Uhr, Abends Thee. Daß die Producte des
und besonders die Erzeugnisse des eignen Gartens dabei ein
Rolle spielen, wird uns nicht wundern, selbst wenn di
unsern Begriffen Raritäten sind. Aber Ananas wachsen im
in reicher Fülle, ebenso Apfelsinen und Citronen, die m
zu kühlender Limonade verwendet, desgleichen fehlt es
Bananen, Mangopflaumen und anderm Obst, bei dessen

der Europäer aber die größte Vorsicht beobachten muß. Das ganze Jahr hindurch giebt es junge Kartoffeln, in der kalten Zeit unsre europäischen Gemüse, Bohnen, Erbsen, Mohrrüben u. s. w. Der Reis ist auch für Europäer eine Hauptnahrung; der feinkörnige weißere, der ihnen allein zuträglich ist, kostet 12—16 Sir (à 2 Pfd.) eine Rupie. Dazu ißt man Fleisch, das verhältnißmäßig billig ist, da ja die Hindus keins essen. Das Fleisch wird häufig als Kurry genossen, d. h. als klein gehacktes und mit viel, wohl 8 Sorten Gewürz stark gewürztes Ragout. Fische liefern die zahlreichen Flüsse in Menge. Eier sind verhältnißmäßig theuer, denn sie zu essen ist dem Hindu keine Sünde. Will man Butter essen, so muß man sich selber Kühe halten, die Natives verkaufen selten Milch. Ihre Stelle vertritt wohl aber auch der Honig, der sehr billig zu haben. Das Brod, das man ißt, wird von Waizenmehl gebacken.

Auffallen würden dem Unkundigen die mit viel Gewürz und scharfem Essig eingemachten Gemüse und die starken Getränke, die man in Indien genießen und sich aus den größeren Seestädten, wie Calcutta, kommen lassen muß. Aber nichts leidet unter der indischen Hitze mehr als der Magen, und deßhalb ist Beides nöthig. Wasser darf nur getrunken werden, wenn es destillirt ist. Dann steht es in einer Thon-Flasche ohne Lasur, die eine leichte Verdunstung zulässt und dadurch das Wasser kühl erhält. Aber auch abgekocht ist sein ausschließlicher Genuß nicht zuträglich; starke Weine und Porter-Bier müssen dann und wann, natürlich aber in sehr mäßigen Quantitäten, an seine Stelle treten.

Diese Pflege des Leibes ist ausgehenden Missionaren geradezu zur Pflicht zu machen. Wer sich etwas abgehen lässt, schädigt aufs Empfindlichste seine Gesundheit, schädigt damit das Werk, zu dem er berufen ist. Von hier aus ist es zu verstehen, wenn ein Missionsvorsteher dem abgeordneten Missionar die Lebensregel mitgegeben hat: „Nimm Deine Gesundheit in Acht, Du kostest uns viel Geld.“ In der That ist ein „gutes Leben,“ — das übrigens, wie alles, wovon wir in diesen Abschnitt geredet, vom Gehalt des Missionars zu bestreiten ist, — keine Verschwendung, sondern

eine Ersparniß zu Gunsten der Missionskasse. Ein durch Entbehrungen hervorgerufener, frühzeitiger Tod erforderte ja neue Aussendung und damit neue bedeutende Ausgaben für die Reise.

Wie sehr aber auch nothgedrungener Weise die indischen Missionare ihres Leibes in Speis und Trank, in Kleidung und vorsichtiger Beachtung der Witterung warten mögen, doch nehmen Krankheits- und Todesberichte leider eine hervorragende Stelle in ihren Briefen ein. Was ist auch Anderes zu erwarten in einem Lande, wo die Cholera ihre Heimath hat, die sumpfigen Niederungen der uncultivirten Striche, besonders in der Regenzeit, tödtliche Fieberluft ausströmen, und jeder unvorsichtige Ausgang in der heißen Zeit, wenn die Sonne glühend brennt, und wie aus einem Backofen die heiße Luft Einem entgegenströmt, oder jede oft unvermeidliche Erkältung bei Reisen in den Regenmonaten sofort Fieberschauern nach sich ziehen? Mag es sein, was man gesagt hat, daß sämmtliche Todesfälle von Missionaren, die in Ranchi oder den andern höher gelegenen Stationen vorgekommen sind, durch Unvorsichtigkeit selbst verschuldet waren[1], wem überhaupt ist es möglich, sich gegen alle Gefahren genügend vorzusehen, wer wird nicht auch einmal etwas wagen, wenn vielleicht das Amt dringend ruft? — Jedenfalls ist es in Chaybassa, der heißesten Station, wo an heißen Sommertagen die Luft so dick ist, daß man die nur eine Viertelstunde entfernten Berge nicht sieht, und die Sonne wie die bleiche Mondscheibe hinter Nebel erscheint, — jedenfalls ist es hier geradezu unmöglich, sich gegen alle und jede Erkrankung zu schützen.

Ganz erschütternde Trauerspiele hat daher die Geschichte der Kolh-Mission zu berichten, auch noch aus allerjüngster Zeit. Wir nennen keine Namen. Viele werden sie errathen. Wenn wir aber diese traurigen Ereignisse nicht mit Stillschweigen übergehen, so werden uns die, welche sie erfahren, doch nicht zürnen; geschieht

1) Mehrere Missionare sind allerdings die Opfer ihrer Unvorsichtigkeit geworden. Von den 5 Brüdern und einer Schwester, die bis 1852 starben, erlag Janke, weil er früh barfuß in den Thau, Matthias, weil er Abends ins Freie zum Gebet, Müller, weil er zu viel in die Sonne gegangen war.

doch in der herzlichsten Theilnahme mit ihrer Trübsal und zu
t Zweck, auch dadurch Herzen für das Gotteswerk zu gewinnen,
nicht nur solcher Opfer werth ist, sondern, wie wir nicht
tifeln, durch sie mit gefördert wird.

Da ging vor etwa sechs Jahren ein Missionar hinaus,
dessen Wirken große Hoffnung gesetzt wurde. Krankheit hat
ihm unmöglich gemacht, sie in ihrem ganzen Umfange zu
üllen. Erst wurde seine Frau krank, sie konnte das Klima
rchaus nicht vertragen, sondern musste wieder nach Europa. Ihr
tte begleitete sie und ihr Kind, kehrte aber, wir können uns
ken, mit welch schwerem Herzen, da er die Seinigen hier lassen
sste, wieder in seine Arbeit zurück. Da indeß seine Frau in der
imath sich nicht erholen wollte, konnte seines Bleibens nicht lange
hr dort sein. Dazu wurde er selbst, obwohl in Indien geboren,
derholt und lebensgefährlich vom Fieber befallen. Matt und elend
ieg er voriges Jahr das Schiff, krank kam er in der Heimath
, und bis diese Stunde hat er noch nicht die Genesung wieder
funden.

Ein anderer, der jetzt noch in Indien steht, eine rüstige starke
tur, ist wiederholt vom Fieber geschüttelt, einmal durch dasselbe
ht an den Rand des Grabes gebracht worden. Nachdem er sich
ch $^3/_4$jährigem Alleinsein verheirathete, hat er oft mit seiner Frau
wechselnd das Fieber durchmachen müssen, dazu Dysenterie und
genkrankheit. Vier Jahre hatten sie Leid und Freud miteinander
heilt, da erfüllte Gott der Herr ihre Herzenswünsche und schenkte
en in einem gesunden Knaben ihr erstes Kindlein. Aber das
ima brachte die Mutter in die größte Gefahr und nahm ihnen
h wenig Wochen das Kleine wieder. Allen Bemühungen des
ztes, der zum Glück in ihrer Nähe wohnt, gelang es nicht, die
wächende Ruhr zu stopfen. Drei Wochen lang mußte das Kind
ter den heftigsten Schmerzen wimmern, dann wurde es erlöst.
e Mutter bekam in Folge des vielen Chinin, das sie gegen das
n müssen, eine Krankheit des Rückgrats, unter
Gestalt zu ei Schatten wurde. Der
rung, An nicht. Sie sollte

auf die Berge, wenn da keine Genesung erfolge, noch höher, nach dem Himalaya, wenn auch das vergeblich sei, zurück nach Deutschland. Man denke sich, was es heißt, zurück nach Deutschland, was das heißt für die Gattin, die ihren Mann zurücklassen muß, für den Gatten, der sein Weib allein soll gehen lassen, da er doch sein Amt nicht verlassen mag. Gott sei Dank, in diesem Falle hat schon die kühle Luft der nächsten Berge die Genesung gebracht, wenn auch nicht die Befreiung von wiederkehrenden Fieberanfällen.

Das traurigste Bild zerstörten Familienglücks führt uns aber der Gottesacker von Chaybassa vor die Seele, derselbe, der die Gebeine des eben genannten Kindleins birgt. Außer diesem Grabe sind dort noch vier andere. In dem ältesten ruht ein Missionar, der als bereits angestellter Pastor seine heimische Gemeinde verließ und dem unwiderstehlichen Drange folgte, den Heiden das Evangelium zu predigen. Nach einem Jahre etwa folgte ihm seine Braut nach. Fröhlichen Muthes besteigt sie das Schiff, freudigen Herzens, nun am Ziel zu sein und an der Seite ihres Verlobten als Gattin in dem ihr schon längst theuern Werke arbeiten zu können, betritt sie in Calcutta das Land. Aber welche Kunde wartet ihrer da! Ihr Verlobter ist an der Cholera gestorben. Sein treuer Eifer, der ihm das Wort: „schone Dein selbst“ als eine Stimme der Versuchung abweisen hieß, hatte ihm das Leben gekostet. Nichts blieb der erschütterten Braut, als an seinem Grabe zu weinen. Doch nicht das allein, auch ihr Heiland und die Arbeit in seinem Reich. Sie blieb in Indien, auch ihr Leben der theuern Missionsarbeit zu weihen. — Später verheirathete sie sich mit einem andern Missionar, und es schien, als ob das so jählings zerbrochne häusliche Glück ihr nun doppelt schön erblühen sollte. Ein lieblicher Knabe wurde ihnen geschenkt, der sich in der indischen Luft ganz prächtig entwickelte. Als aber dieser so alt war, daß er eben das Hindi zu lallen anfing, und seine Mutter ihrer zweiten Entbindung entgegensah, da brach mit wahrhaft reißender Geschwindigkeit der Tod in die Familie ein. Erst wurde der Knabe krank, am Zahnfieber, zwei Tage darauf war er eine Leiche und noch nicht 24 Stunden später auf dem Gottesacker beerdigt. Die Mutter, die in

kindlich festem Glauben ihren Liebling hingab und auch um Alles in der Welt nicht wieder haben wollte, war doch so erschüttert worden, daß sie gleich die Nacht darauf eines kleinen Mädchen genaß. Anfangs ging Alles ganz gut, nach einigen Tagen jedoch stellte sich Milch- und Wochenfieber ein, das ihr bald das Bewußtsein raubte. Ihr Sterbelager war eine Stätte des Friedens und der Glaubensherrlichkeit. Nur mit ihrem Gott und Heiland war sie beschäftigt. „Mein Gott, ich bitt um Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut", „Lieber himmlischer Vater, gieb mir überwinden, überwinden, mein treuer Gott, um Christi Blut", das waren ihre stets wiederholten Gebete. Der trauernde Gatte betete ihr Stellen aus dem 23. Psalm vor, und sie wiederholte: „Der Herr ist mein Hirte" und fügte hinzu: „Dein Stecken und Stab trösten mich." Als ihr gegen Abend das Bewußtsein schon fast geschwunden war, und sie Niemand der Umstehenden mehr kannte, da rief sie doch noch mit einer Stimme voll Glaube, Liebe und Dringlichkeit: „Mein Gott, ich bitt um Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut." Tief gebeugt stand ihr Gatte nebst den Freunden, in deren Hause sie sich befanden, neben der Sterbenden; als sie ihr aber die Augen zugedrückt, da hatten sie doch noch die Kraft, sich an der Leidens- und Todesgeschichte des Herrn zu erbauen und ihre Seelen zu erheben in dem Gesang:

Ich danke Dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund,
Für Deine Todesschmerzen, da Du's so gut gemeint!
Ach gieb, daß ich mich halte zu Dir und Deiner Treu
Und, wenn ich nun erkalte, in Dir mein Ende sei.

Tags darauf wurde die theure Heimgegangene beerdigt.

Das Kindlein blieb in der Pflege der befreundeten Missionarsfamilie, aber 4 Wochen später mußte es auch neben seine Mutter und sein Brüderchen in Gottes-Acker gelegt werden.

So liegen sie alle 4 dort zusammen, der Diener Gottes, seine ihm bestimmte Braut, und Alles, was diese gehabt hat. Gott lasse sie sicher ruhen bis zum Tage der herrlichen Auferstehung, an dem wir erkennen werden, daß Gottes Wege, wenn auch dunkel und

voller Schmerzen, doch eitel Güte und Gnade waren denen auf ihn trauten. —

Der vereinsamte Gatte mußte bald gebrochen an Leib Seele nach Deutschland zurückkehren.

Wer will bei diesen Gefahren, die der Gesundheit in J drohen, von dem Missionar noch verlangen, daß er so einfach wie ein Eingeborner? Bei den hunderterlei andern Entbehru die ein schweres Amt mit sich bringt, darf er wenigstens nich Sorgen der Nahrung zu kämpfen nöthig haben, muß er sich g ren können, was das Clima fordert, muß er die Möglichkeit h durch sofortige Luftveränderung einer drohenden Krankheit a weichen. Das ist kein vom Herrn gewolltes Märtyrerthum, er sich blindlings in Krankheit stürzt und zwecklos hinopfert. lische und amerikanische Missionare erhalten darum sehr reic Gehalt, Mancher der unseren aber, der sich doch das Zeugniß kann, er lebe nach indischen Verhältnissen sehr einfach, hat zusetzen müssen. Anerkannt ist: „Die Goßnersche Mission i billigste in ganz Indien."

Wir pflegen oft unter den Leiden eines Missionars die des Leibes in erste Linie zu stellen. Daß sie auch in Indien fehlen, sondern oft gar tief einschneiden, haben wir gesehen, o die Vorstellungen von Verfolgung durch Eingeborne dort nic treffend, und auch die Gefahren durch wilde Thiere nicht so sind, als wir gewöhnlich meinen. Aber die leibliche Trüb überhaupt nicht die größeste, weit drückender ist die geistliche wie Vieles und Schweres lastet oft auf der Seele eines D Christi unter den Heiden! Es geht ja nicht anders und dar nicht anders sein, jede Hemmung seiner Arbeit, jede Lauhei der das Werk der Mission in der Heimath betrieben wird Schmach, die man auf diese herrlichste Arbeit häuft, jede U einzelner Glaubensboten, jeden Abfall neugewonnener Christe und noch vieles Andere fühlt er auch als ein persönliches

Was hat nicht allein der Geld- und
Kolh-Mission den Missionaren für Leid
Augen zu sehen, wie die Sch

ößer und das Bedürfniß der Pflege der Getauften immer drin-
nder wird, mit eignen Augen zu sehen, wie hier eine neue Sta-
on müsste gegründet werden, dort eine Schule, ein Lehrer, ein
atechist dringend Noth thut, — und dagegen immer aus der
eimath die Kunde zu vernehmen, bei uns gehts mit der Liebe
r Mission nicht vorwärts, wir können nicht einmal die bisherigen
ummen Euch schicken, — welch' ein Schmerz für jeden, der sein
erk lieb hat! Und dabei schweigen wir ganz von dem Geldmangel,
r aus eben diesen Gründen mehr als einmal in den letzten Jahren
der Privat-Kasse des Missionars sich fühlbar machte, und wollen
r nicht hervorheben, daß oft nur auf einen Tag noch Reis und
rod genug für ihn selbst vorhanden war, und er einige Male sich
r die an sich schon drückende, noch mehr aber seine Mission unter
n Heiden compromittirende Nothwendigkeit gestellt sah, ein wenig
ilberzeug, das er besaß, zu versetzen oder zu verkaufen.

Eine Entbehrung, die in der Heimath nicht genug gewürdigt
rd, wollen wir noch besonders erwähnen, die Entbehrung eines
bildeten Umgangs. Wir, die wir rings umgeben sind von den
chätzen der Wissenschaft und Bildung und durch den Verkehr mit
ndern dieselben genießen, auch wenn wir gar keinen besondern
erth auf sie legen sollten — wir wissen gar nicht, was es heißt,
us dieser Gemeinschaft heraus mitten in ein Naturvolk hineingesetzt
t werden, dem alle diese Vorzüge abgehen. Mancher Missionar,
r vor seiner Aussendung sich lieber in die Einsamkeit zurückzog
nd den Umgang nicht zu entbehren meinte, hat's unter den Heiden
ann schmerzlich einsehen lernen, wie es wahrlich eine Gottesordnung
t, daß der Mensch nicht allein sei, sondern in Gemeinschaft mit
einesgleichen lebe. Wir können gerade dieses Opfer, das die
Missionare bringen, nicht hoch genug anschlagen, und wenn irgend
r Unternehmen der Rechtfertigung als einer Glaubens- und
iebesthat bedürfte, schon im freudigen Ertragen gerade dieser
Entbehrung würde die Rechtfertigung liegen.

an, dieser mit mehreren Missionaren besetzten
einer ganzen Anzahl Europäer bewohnten
gebildete weniger fühlbar sein,

obgleich er auch dort keineswegs fehlt. Ein Missionar, der sich nur vorübergehend in Ranchi aufhielt, schrieb an seine erwartete Braut: „Mein Herz hängt wirklich so sehr an meiner stillen Station, daß ich lieber heute als morgen dorthin zurückkehren möchte. Dir aber möchte ich freilich gönnen, hier in der Metropole zu wohnen. Sie bietet außer der Hauptsache, dem freundlichen Umgange mit gleichgesinnten, gleichaltrigen Brüdern und Schwestern noch manche Bequemlichkeiten des Lebens, denn Ranchi fängt an, seinen Handel auszudehnen." Aber auf einer kleinen Station, auf der man vielleicht nicht einmal einen deutschen Gehülfen im Amt hat, Jahre lang zu sitzen — das gleicht, menschlich betrachtet, fast einer ebenso langen Wanderung durch eine Wüste, in der man nur mitgebrachtes Wasser zu trinken hat. Nicht einmal englische Beamte giebt es in der Nähe derselben, mit denen ein Verkehr zu unterhalten wäre. Wohnten aber auch Engländer dort, immer sind es doch nur ganz einzelne, dazu den Missionaren keineswegs stets wohlgesinnte; auch ist ihre pecuniäre Stellung[1] für einen vertrauten Verkehr von der unsrer Missionare zu verschieden. Und wer wollte nicht auch den Unterschied des englischen Nationalcharakters von dem deutschen und die möglicher Weise sich abstoßenden Individualitäten mit in Rechnung ziehen? Mit besonderer Freude nennen wir darum an diesem Orte die Namen von zwei englischen Beamten, die nicht nur der Mission von Herzen zugethan waren, sondern auch freundschaftlichen Verkehr mit den Missionaren unterhalten haben. Der eine aus älterer Zeit ist der schon einmal genannte Msr. Hannyngton, der jetzt in England wohnt, der andere der gegenwärtig in Württemberg ansäßige, bisherige Dep. Commissioner von Singbhum, Dr. Hays. Aber das sind Ausnahmen.

So ist denn ein Missionar, will er einmal von seiner Arbeit ausruhen, wesentlich auf seine eigne Familie beschränkt. In Weib und Kindern muß er den Ersatz finden für den gemüthlichen Verkehr, der ihm sonst fehlt. Aber wie lange dauert das? M[illegible]

1) Ein englischer Dep. C[illegible] *mehr* Gehalt, als ein ordinirter [illegible]

Weib ihm treu zur Seite bleibt, und seine Kinder ihm am
n bleiben, sind diese etwa 8 Jahre alt, so werden sie ihm sicher
ssen. Länger als 8 Jahre darf kein europäisches Kind in
ien bleiben, es würde in dem heißen Klima eine Treibhaus-
ze, würde nach Leib und Seele verkümmern. Es muß fort
Deutschland und dort erzogen werden. Ach, da schlägt dann
bittre, bittre Scheidestunde! Ach, das ist dann eine schwere
nungszeit, wenn viele, viele Jahre lang die Kinder nicht die
rn, die Eltern nicht ihre Kinder sehen, und beide nur in
anken bei einander weilen können! Kannst Du die Schwere
s Kreuzes nachfühlen, lieber Leser?[1] —

Vergessen wir auch nicht die schwere Lage, in der die Frau
s Missionars sich befindet, wenn ihr Gatte Wochen lang auf
en ist, und sie ganz allein auf der Station zurückbleiben muß.
ihr liegt dann die ganze Verwaltung. Sie muß dann rathen
helfen überall. Nur auf den Schutz einiger Eingebornen ist
ngewiesen. Wo soll sie sich Raths erholen, wo Schutz erbitten?
das sind dann einsame Tage, und wir können's ihr nicht ver-
en, wenn sie den Gatten, den sie ja noch dazu von mancherlei
ahren umgeben weiß, sehnlichst zurückerwartet.

Daß in dem Sinne, in dem wir hier davon sprechen, von
m Verkehr mit den Eingebornen gar nicht die Rede sein kann,
teht sich nach dem früher schon Gesagten ganz von selbst. Selbst
geförderten Katechisten gegenüber kann sich der Missionar nur
nd, nicht empfangend verhalten. Nichtsdestoweniger hält er es
seine Pflicht, auch außeramtlich mit ihnen zusammen zu kommen,
macht dabei die Erfahrung besonderen Segens. Dann und
n läd er die Katechisten nebst Frauen zu sich zu einer Tasse
c. In der freisten, gemüthlichsten Weise wird dann unter der
anda, oder in der kalten Zeit im Zimmer geplaudert. Unter
Summen des Theekessels und dem Dampf der Cigarren, in

[1] ein einziger Fall ist [illegible]tirt, daß ein Kind in Indien
u Westafrika fängt [illegible], die Kinder schon als Säug-
senden.

den sich wohl auch der Rauch einer heimischen langen Pfeife m
geht die Rede munter hin und her. Die verschlossnen Herzen
Eingebornen öffnen sich, und manche hübsche Erzählung aus i
äußern und innern Leben geht über die Lippen, manch tieferer
in die ganze Anschauungsweise der Leute kann gethan werden.
Hauptkosten der Unterhaltung hat aber natürlich der Padre z
zu tragen. Da erzählt er ihnen von dem „spaßhaften La
seiner Heimath, wo im Winter das Wasser fest wird, und die
sich in eine weiße Decke hüllt, von seiner Reise und von Eise
und Dampfschiff, und ergötzt sich höchlichst, daß die Leute
von alledem sich vorstellen können und auf die Mittheilung,
die Erde eine Kugel sei, wie nicht anders zu erwarten, fragen
dann unsre Antipoden nicht herunter fielen. Mit großem R
nehmen seine Gäste Mittheilungen hin über die Väter in B
die ihren Lehrer herausgesandt, und besonders über den g
weißen Raja von Deutschland und alle seine Kaisermacht und
Kaiserherrlichkeit. Von ihm hatten sie ja schon so große
gehört, denn Deutschlands Siege waren auch in Indien angesa
worden, nun waren sie begierig noch Näheres zu hören. Und
nun zum Schluß der Saheb noch seine Ektara, das einhein
nur aus einem Flaschenkürbis, daran befestigtem Bambusstock
einer einzigen darüber gespannten Saite bestehende musika
Instrument hervorholt und mit demselben nach Natives Ar
gemeinschaftlich gesungenes Lied begleitet, so scheint das ja ei
gemüthliches Beisammensein, aber die größte Befriedigung ist
nur auf Seiten der Eingebornen, in der Seele des Missionar
sich wohl gerade in solchen Stunden der Wunsch: ach kö
Du so einmal wieder mit den Deinen daheim zusammensitzen!

Wer wollte diesen Wunsch ihm auch verübeln! Man
mit Leib und Seele im Beruf eines Missionars stehen, aber D
land bleibt doch immer das Heimathland. Dorthin einmal
zurückzukehren, nicht auf immer, sondern nur nach 10—12 jä
Arbeit in der Fremde zum Besuch, das ist
Aussichten für die Zukunft. Darauf hin
werden die Jahre gezählt, darauf hin

denn noch nicht die Kunde bringen vom Bau der Eisenbahn
h Persien und die Türkei, die ihn dann in 14 Tagen heim-
en kann. Und in der That, diesen Wunsch ihren Arbeitern zu
llen, darauf sollte jede Missionsgesellschaft als auf die Erfüllung
r heiligen Pflicht Bedacht nehmen.[1]

Der Arbeit in der Mission gehört Wille und Verstand, Glaube
Liebe — das innere Gemüthsleben der Missionare hat seine
zeln nach wie vor im Heimathlande. Welche Freude daher, wenn
Post-Steamer in Bombay gelandet ist, und ein Brief ankommt,
anstatt auf seinen Marken das Bild der Queen Victoria zu
en, 7 deutsche Groschenmarken zeigt mit dem deutschen Reichs-
r und als Ueberschrift hat: Via Brindisi! via Bombay! oder
Triest! via Calcutta! Was wird er enthalten, wie wirds
er und Mutter, Bruder und Schwester ergehen, welche Kunde
er bringen, fröhliche oder trübe? Hastig wird der Brief
fnet. Ach wie oft enthält er traurige Botschaft, — sie konnten
t am Sterbelager ihrer nächsten Angehörigen stehn, ja nicht ein-
im Geist war es ihnen vergönnt, sie auf ihrem letzten Gange
begleiten; der Brief war ja 4 Wochen unterwegs. Oder aber
Zeilen bringen freudige Nachricht — wird jetzt nach 4 Wochen
t die Freude sich bereits in Trauer verwandelt haben? Herr
t, Du weißt es, in Deiner Hand stehen wir lebend und
end! —

Große Zeiten erlebt das Vaterland, auch die fernen Pioniere
schen Glaubens und deutscher Bildung leben sie mit, aber die
richten kommen so spät, so unvollständig, so gefärbt, Niemand
a, der mit ihnen sich freut, sorgt und betet. In einem Briefe
31. Juli 1870 heißt es: „Dein lieber Brief hat mir wieder
Neuen viel gebracht, aber vom Allerneusten „„Krieg!““ konntest
noch nichts schreiben. Ein Telegramm vom 22. h. ist das letzte.

---

[1] ... auch durch die climatischen Verhältniße geboten.
... daß die Arbeitsdauer in Südafrika 30, in
... Nach dieser Zeit ... mindestens

Da steht übrigens noch nichts Bestimmtes darin. Die Nach
„Russia joined Prussia“ wurde Tags darauf im Englishman d
geändert, daß Russia nur neutral bliebe. Ich bin gespannt, w
werden wird. O, Du glaubst nicht, wie jeder Puls klopft, w
Zeitungen oder Briefe von Ranchi kommen, in denen etwas st
könnte. Gott helfe meinem lieben, theuern Preußenlande! Furch
furchtbar! Um Lumpereien willen fängt dieser Ehrsüchtige an
Seine Krieg an. Wie viel Tausende bluten wohl schon! Ob d
Brief überkommt? Wer weiß es!“ Ein andermal heißt es: „
Ausschnitte der Kreuzzeitung, welche von Berlin über Ranch
uns gelangen, erwarten wir sehnlichst. Könnten wir doch diese
mit Euch durchleben. Wir jubeln mit Euch über die Siege;
will auch eine Flasche Wein von Ranchi kommen lassen, die w
wir auf König Wilhelm leeren. Aber wie viel Trauer wirds
bei Euch geben, wie viel Todte und Verwundete!“ — Wir kön
ganze Seiten mit solchen Ausbrüchen der patriotischen Begeiste
füllen, Berichte auch geben über die wechselnde Stimmung der
länder, den Wiederschein schildern, der vom Glanze vaterländi
Ruhmes auch auf die entfernten Söhne Deutschlands gefalle
doch es sei genug. —

Besondere Freude verursachts in einer Missionarfamilie, w
neben schriftlichen Zeichen liebenden Gedenkens wohl auch ei
eine Kiste mit Geschenken ankommt. Ehe sie aber wirklich in
Händen der Empfänger ist, was für Umstände macht das!
Dampfschiff und Bahn lässt sie sich wohl leicht transportiren,
vom Bahnhof nach der Station, das ist das Schwierige. Man
dazu den Maid des Ortes, das heißt den Vorsteher der Kuli-
poration kommen und verhandelt mit ihm. Es ist vielleicht eine 2
(à 40 Sir, à 2 Pf.) schwere Kiste, vier Mann sind übrig genu
zu tragen, und das wäre schon eine Ausgabe, denn der M
bekommt z. B. für den Weg von Chaybassa nach Barrakur
zurück 2 Rup. 8 Anna, indessen die faulen Kuli könnten sie
Schaden thun, darum verlangen sie 6 Mann hoch
werden. Alles Handeln hilft [illegible] nicht. Auf den A
für eine Unverschämtheit [illegible] tblütige A[illegible]

Saheb, das sind ganz schlechte Menschen, sie gehorchen mir nicht. steckt mit ihnen unter einer Decke und will sich nur die 5 Rup. zwei Mann mit den übrigen theilen. Man droht, Kulis von r andern Station holen zu lassen. Nichts als die zur Ver- iflung reizende Antwort: bahut atscha, sehr gut. Was thun, kt man wirklich nur 4 fort, so laufen sie den 8 Tagereisen en Weg, heben im Lagerhause die Kiste auf, sagen: „Bruder, ist zu schwer, wir werden sterben, wenn wir die nach Chaybassa ppen", — „ja, Bruder, Du hast Recht, wir wollen sie stehen n", kommen nach 14 Tagen ohne Kiste wieder, und das ufgeld, das man ihnen gegeben, war umsonst. In Barrakur Gehülfen nehmen fällt ihnen nicht ein, denn dort wohnen Ben- s, und mit denen zusammen tragen, das ist nicht nobel, könnte der Kaste schaden. Oder sie kommen nicht einmal bis hin, dern kehren unterwegs wieder um, weil Einer etwas bet ka h (Bauchweh) bekommen hat. Also bleibt nichts übrig, als 6 ger zu schicken. Doch glaubt man nie, daß sie die Kiste bringen, sie nicht angekeucht kommen, als ob sie 100 Ctr. schleppten.

Endlich ist sie da, und nun gehts ans Auspacken. Langent- te Dinge enthält sie, vielleicht Ersatz für die längst zerbrochne in Indien nicht reparirbare Lampe, oder etwas Lectüre, nach man lange geschmachtet ꝛc. Doch nicht das Bedürfniß macht Werth dieser Gaben, sondern die Liebe, die sie sendet. Mehr als Briefe vermitteln sie die Gemeinschaft mit den Lieben eim auf eine gleichsam greif- und faßbare Weise.

Vielleicht ist die Kiste gerade zum Weihnachts-Heiligabend ekommen, da wird denn Alles in der Wohnstube auf den Tisch reitet und dazu die kleinen Geschenke, die man für einander immt. Lange dauert es, ehe das Missions-Ehepaar ein Stünd- n für sich selbst erübrigt, so viel ist heute zu thun mit der scheerung an die Kinder und Katechisten der Station. Aber nn auch spät, ein Stündchen muß doch abfallen, ists ja doch der allen andern die Innigkeit deutschen Familienlebens ringt und von esbeinen an ihnen auch als werth. Au Tische brennt ein kleines

Christbäumchen, das die Frau sich einst aus der Heimath mitgebracht, es wirft seinen Schein auf alle die heimischen Gaben, und sie — wie Kinder gehen sie Hand in Hand von dem Einen zum Andern und freuen sich über Alles und gedenken dabei der fernen Geber und Geberinnen. Traulich sitzen sie dann beisammen und mehr noch als ihre Reden beschäftigen sich die Gedanken mit der fernen Heimath. Wie ist doch Alles so anders geworden, denn da sie noch Kinder waren, und wie so anders hier, als in Deutschland! Hell beleuchtet draußen der Mond in milder Nacht eine grünende und blühende Landschaft, daheim deckt vielleicht tiefer Schnee die Gefilde und an den Fenstern strahlen im Lichte des Weihnachtsbaumes bizarre Eisblumen. Wie mags den Lieben daheim ergehen? Ob sie auch heute ihre Gedanken und Gebete herüber senden nach dem fernen Indien? Dann fassen sie wohl den Entschluß, auch ihrerseits einmal eine Kiste zu senden, nicht voll großer Geschenke, denn dazu langt die Kasse nicht, aber indische Sachen, die man daheim nicht haben kann, das schwere, fast 3 Pfd. wiegende Armband, das dort als Briefbeschwerer und zugleich als Erinnerung an die Bekehrung einer Hindufrau liegt, andere Schmuck- und Gebrauchsgegenstände der Eingebornen, Waffen und Naturalien, die den Missionsfreunden gezeigt werden und ihr Interesse neu anregen können, jenes hübsche Mosaikkästchen vielleicht und diesen Stock aus Ebenholz mit Elfenbein eingelegt, auch ein Stück indisches Seidenzeug für kleine Geschwister und Nichten ꝛc. Mit Recht malen sie sich aus, wie auch ihre Gaben daheim Freude bereiten und ein Unterpfand fortdauernder Liebe begrüßt worden. So schweifen die Gedanken hinüber in die Heimath, heute aber nicht in schmerzliche Sehnsucht, es ist ja Weihnachten, mehr noch gehen sie hinauf in der wahren Heimath, wo die gläubige Gottesfamilie um den himmlischen Vater und den erstgebornen Bruder jetzt im Glauben, einst im Schauen versammelt ist, und wie Engelsgesang tönt es ihnen ins Ohr und Herz: Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! —

4. Eingeborne Helfer.

Apostelgesch. 15, 22.

Das Ziel einer jeden Mission muß sein, sich überflüssig und gewonnenen Gemeinden selbständig zu machen. Das leuchtet ohl Jedermann ein. Wie der Sonnenstrahl derselbe bleibt, aber ch eine andre Färbung annimmt, je nachdem das Glas geschliffen, rch das er scheint, so nimmt auch das ewig eine Evangelium in n einzelnen Völkern ein verschiedenes Gepräge an, oder besser sagt, wird nach der Seite hin besonders lebendig, kräftig und lksthümlich, die dem National-Charakter eines Volkes besonders mogen ist. Diese völlige Verschmelzung des Göttlichen mit dem guten Sinne Menschlichen, oder, was dasselbe ist, die völlige neignung des göttlichen Wortes ist aber erst dann möglich, wenn n missionirendes Volk auf die Leitung der Geister, denen es das vangelium gebracht, in demüthiger Selbsterkenntniß voll und ganz rzichtet. Zugleich ists ja auf diesem Wege allein möglich, die lissionsgaben, auf deren Zunahme zur Zeit überhaupt nicht groß rechnen, einmal für ein anderes Heidenvolk flüssig zu machen.

Das einzige Mittel nun zur Erreichung jenes Zieles ist die rranbildung einer eingebornen Geistlichkeit und Lehrerschaft. Ehe n Volk nicht mit seiner Zunge die großen Thaten Gottes preisen ört, wird es doch immer noch sagen müssen: wir verstehen nicht cht, was ihr redet. Und wird es einem Missionar je möglich rden, wie sehr er sich auch mit Erlernung der Sprache Mühe bt, wie gewissenhaft er sich auch in Anschauungs- und Redeweise in vollstem Sinne mit dessen eigner Zunge

Das kann nur der, dessen Herz

der Volksgenosse Auf

der andern Seite wird bei allem Zutraun, das man dem frem
Missionar schenkt, und bei der herzlichsten Gemeinschaft im Glau
zwischen dem Lehrer und Schüler immer noch eine Kluft blei
die den Vertreter der hochgebildeten, europäischen Christenheit
den Kindern des Heidenvolks trennt. Volle Einmüthigkeit, wie
das Evangelium schaffen will, kommt hienieden doch nur zwi
denen zu Stande, die auf derselben Bildungsstufe stehen und
selben nationalen Interessen haben.

Gilt das Gesagte von jedem Missions-Gebiete, so gilt es
besonders von dem der Kolhs. Von der Schwierigkeit der Sp
haben wir schon früher geredet.

Die Schwierigkeit des Verkehrs ist aber fast noch größer.
zutraulich die Kolhs auch sind, nicht einmal mit den gefördert
Gliedern des Volks bringts der Missionar zu einem wahrhaft
lichen Einvernehmen. Selbst ein vornehmer Hindu-Raja sieht
dem Missionar ein Glied der herrschenden Nation, darum
Saheb, und kommt ihm mit tiefem Salam zuvor. Vielmehr
ist das der Fall bei den ungebildeten, geknechteten Kolhs. Ich
wiederholt, daß selbst hervorragende Natives, mit denen der
sionar täglich verkehrt, eine gewisse Scheu und Zurückhaltung
überwinden können.

Aus all diesen Gründen hat denn auch die Goßnersche
sions-Gesellschaft von Anfang an darauf Bedacht genommen,
aus den Kolhs selbst Gehülfen heranzuziehen.

In gewissem Sinne können wir freilich sagen, daß die m
Christen geborne Helfer der Missionare sind. Wessen Herz i
vom Evangelio erfasst ist, der sucht auch Andere zum Heil zu fü
Ein Geist des Bekenntniß- und Zeugenmuthes weht durch das
Ein Auftrag und Amt zu missioniren ist für den gläubigen
gar nicht nöthig, er kann es nicht lassen, daß er nicht reden
von dem, das er gesehen und gehört. Ehe seine Familie und
Dorfgenossen nicht auch mit ihm zum Prabhu
keine Ruhe. Darum hat man nicht unrecht
betrachtet seien die Kolhs nicht durch die
sondern durch sich selbst bekehrt worden.

schichte eines in dieser Richtung besonders hervorragenden Mans bringen. Ragt der aber auch hervor, so steht er doch durchs nicht vereinzelt da. So kam z. B. 1868 ein Mann nach haybassa mit Namen Anandmassih. Er wohnte in dem 4 Tagesen entfernten Banai, wo er einen Hausirhandel trieb. Feldeitigkeiten hatten ihn aus Nagpur, wo er getauft war, in die emde getrieben. Dieser Mann hatte in seinem neuen Wohnsitze iter von dem Heile gezeugt, das ihm wiederfahren, und der Herr tte sein Wort gesegnet, so daß er für 27 Personen die heilige aufe erbitten konnte und der Raja des Ortes den Wunsch geäußert tte, seinen Sohn zur Erziehung nach Chaybassa geben zu wollen. r blieb $3\frac{1}{2}$ Monat auf der Station, um Unterricht zu empfan, und ging dann wieder nach seinem Wohnort zurück, wo er t noch im Segen wirkt.

So groß ist der Eifer der Kolhs, Gottes Wort auszubreiten, ß sie schon Hand an dieses Werk legen, sobald sie nur die nfangsgründe des Evangelii kennen. Sechs bis acht Stunden von atrasburj fanden sich 1869 in unzugänglicher Gebirgsgegend 60 elen, die nach der Taufe verlangten. Unter ihnen lebten nur ei schon vor 5 Jahren getaufte, aber noch nicht confirmirte Chri. Diese konnten die Gebote und den Glauben im Hindi ausndig, aber verstanden die Bedeutung vieler Hindi-Worte in demben gar nicht. Doch erzählte der eine getaufte Christ, daß er ntäglich mit den neuen Christen Gottesdienst halte. Der bestand türlich nur darin, daß sie, so gut sie es konnten, beteten, denn ottes Wort lesen und verkündigen konnte keiner. Er sagte unter nderem sehr demüthig: „Ich weiß gar nichts, aber den Herrn erde ich nicht verlassen.“ Dieser Mann hat dort in der Einsamit viele Familien zum Christenthum gezogen.

Unter den ordnungsmäßig bestallten National-Gehülfen könen wir vier Arten unterscheiden: die Aeltesten (Prachine), die er, die Katechisten und die ordinirten Geistlichen.

eser [illegible] aus dem Volk, ohne besondere t und durch Intelligenz und nossen. [illegible] ihren die

Aufsicht über die Christen der einzelnen oder auch mehrerer
leiten in Ermangelung der Katechisten die täglichen Andach
sonntäglichen Gottesdienste und bilden den geistigen Mittelp
jungen Gemeinden. Ihre Wirksamkeit ist von der aller
Bedeutung. Sind sie recht lebendige Christen, so halten
auf christliche Ordnung, wachen, daß kein heidnisches Wese
eindringe, und suchen nicht nur ihre Gemeinde im Christen
fördern, sondern dehnen ihre Wirksamkeit auch auf die um
den Heiden aus. Es giebt Aelteste, denen die Christianisir
ler Dörfer, ja ganzer Landstriche zu danken ist. Ihr Am
Ehren-Amt, für das sie keine Besoldung beziehen. Ve
Abschnitt: Ein Kolh-Märtyrer.

Die Lehrer werden ausschließlich an den Schulen b
die auf jeder Station, aber auch hin und her schon in
Dörfern sich befinden. Ihre Vorbildung empfangen sie in
die bis jetzt angestellten bedürfen aber meist noch eigne
richts, genauer Instruction und fleißiger Controle. Die
keit unsrer Elementar-Lehrer erreichen sie natürlich bei
nicht, bedürfen derselben auch nicht. Wenn sie die Ki
Schreiben und Lesen, in biblischer Geschichte und Katechis
Singen und den Anfängen des Rechnens unterweisen könne
sie vor allen Dingen im Stande sind, den Kindern rechte
Gottes Wort, Lust zum Gebet und den Ernst eines heilige
in die Herzen zu legen, so thuen sie vollauf ihre Schuldig

Die nationalen Helfer im eigentlichsten Sinne des Wo
die Katechisten. Ihr Bildungsgrad ist ein verschiedener
von ihnen haben nur Elementar-Unterricht genossen und da
Extra-Unterweisung vom Missionar empfangen, so daß
einem guten Confirmanden aus unsern Stadt-Schulen z
zu stellen sind. Ueber ihre Kenntnisse müssen sie, ehe ihre
lung erfolgen kann, in einem Examen Rechens
können lesen, schreiben, haben den Katechis
inne und sind leidlich in der Bibel bewand
zu schlagen, sind sie nicht im Stande. A
Schule können sie nur im Nothfalle verwert

esteht in der sittlichen Reife und der Innigkeit ihres Glaubens-
ebens. Ueber die Katechisten der Station Chaybassa lese ich: „Ihr
rtheil ist ein gesundes; sie beschäftigen sich viel mit ethischen Fra-
n und kommen fast täglich: „„Saheb, ich habe Ihnen etwas zu
gen.““ Von unsern heimischen Christen unterscheiden sie sich
sonders dadurch, daß sie viel beten. Man kann sagen, es herrscht
r Gebetsgeist unter ihnen. Des Morgens, sobald sie erwachen,
ieen sie auf der Stelle nieder und beten halblaut, ganz gleich,
sie in ihrem Hause, oder mitten unter Heiden geschlafen haben,
e das auf Reisen vorkommt. Das Tisch-Gebet wird nie ver-
umt, und Abends nach gemeinsamer Andacht betet noch kurz vor
m Schlafengehn zu Hause jeder mit den Seinen ein freies Gebet.“
ie Katechisten aus den Hindus werden denen aus den Kolhs
chgestellt, sowohl was ihre Treue, als was ihre Fassungsgabe
trifft.

Eine höhere Bildung der Katechisten wird jetzt angestrebt
vergl. III, 2), indessen sind sie zur Noth auch bei obiger geringer
orbildung für ihren Beruf hinreichend qualificirt. Derselbe ist ein
oppelter. Entweder sind sie auf bestimmten Plätzen stationirt,
der sie werden unter Christen und Heiden auf Missions-Reisen
eschickt.

Im ersten Falle, der sich natürlich vom zweiten nicht scharf
ennen lässt, sind sie mit den Aeltesten zusammen die Pfleger des
ristlichen Lebens in den Gemeinden. Ihnen liegt es ob, die
ottesdienste in den Kapellen zu halten, die Kranken zu besuchen,
chwankende Gemüther zu befestigen, und diejenigen Heiden, welche
ch zur Taufe melden, in den ersten Vorbereitungs-Unterricht zu
hmen. Dazu wird ihnen ein bestimmter Bezirk überwiesen, in
ssen Grenzen sie sich zu halten haben. Da es dem europäischen
issionar nicht möglich ist, seinen Sprengel zu jeder Jahreszeit zu
suchen, so hängt [illegible] ihrer Gewissenhaftigkeit zumeist das Wohl
r Gemeinden ab, [illegible] nothwendig, daß auf die Auswahl
r Katechisten [illegible] verwandt wird. Uebrigens
den sie [illegible] die Weisung des Missionars
zu [illegible] bemüht, im regsten

mit ihnen zu bleiben. Allwöchentlich schicken die Katechisten im Bundgau (Singbhum) nach Chaybassa Berichte ein.

Fast noch wichtiger ist die zweite Seite der Katechisten-Thätigkeit, ihre Missions-Reisethätigkeit unter Heiden und den einzeln unter diesen wohnenden Christen. Diese Arbeit ist eine schwere, aber auch reich gesegnete. Bekleidet mit dem nationalen Chadder, über den sie wohl noch eine leichte, weiße Jacke ziehen, Schuhe an den bloßen Füßen und mit dem langen Bambus-Stabe in der Hand ziehen sie einzeln oder zu zweien hinaus über Berg und Thal, durch wilde Wälder und reißende Ströme, das Werk des Friedens zu treiben. An der Seite tragen sie eine leinene Tasche, darin ihr geistliches Arbeitszeug: Bibel, auch einzelne biblische Bücher, mehrere Katechismen und die Hefte, in die sie die vom Missionar in faßlichen Fragen und Antworten behandelten Hauptlehren des Evangelii geschrieben haben. So ziehen sie von Ort zu Ort, überall Gespräche anknüpfend und das Evangelium gesprächsweise verkündigend. Als Eingeborne, die selbst meistens vorher in heidnischer Finsterniß gelebt haben, verstehen sie trefflich die Punkte zu treffen, an denen das Heidenthum mit dem Kolh-Herzen am innigsten verwachsen ist. Die Sünde und das Unheil der Teufel-Anbetung, das Vergebliche der Bonga-Opfer, die große Hülfe durch Jesu Massih, der Ruin, dem die Leute durch ihr Saufen entgegen gehn und die Herrlichkeit der Botschaft, wie Gott also die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, und dieser nun alle Mühseligen und Beladenen zu sich rufe, sie zu erquicken — das bildet den vornehmlichen, immer wiederkehrenden Inhalt ihrer Verkündigung. Haben sie Hindus vor sich, so ändert sich natürlich ihre Predigtform. Ebenso richtet sich die Sprache, deren sie sich bedienen, nach den Zuhörern. Die Katechisten von Chaybassa sprechen sämmtlich, Dank der großen Sprachengabe der Kolhs, das Mundari Ho, Hindi und Uriya, zwei von ihnen können auch Bengali. Daß es ihnen an Erfahrung von Spott und Hohn nicht fehlt, kann leicht denken, aber sie ertragen ihn meist willig um Jesu willen und genießen dafür auch die Freude, [illegible] Schaaren heilsbegieriger Heiden nach der Mission

errichte bringen können. Ueber ihre Reise-Erfahrungen müssen in Tagebuch führen und dem Missionar Bericht erstatten.

Vielleicht interessirt es, solch einen Bericht zu lesen. Er ist Jahre 1869 vom Katechisten Andreas Kaptain verfasst, dem nungerweckenden Bruder des Manki von Katbari in Singbhum, leider um seiner Abhängigkeit von den Engländern willen zur enmission übergegangen ist.

Ueber seine Predigtreise nach Dalbhum (südöstlich von Chaya) schreibt er Folgendes:

„Zuerst verkündigte ich auf dem 12 Cos (Stunden) entfernten ar zu Huldipukur das Wort Gottes. Es wohnen dort Kaith-log usleute) Rajput (2. Hindu-Kaste) Muselmanen und Bengalen; hs gar nicht mehr. Wir mussten Bengali sprechen. Es waren uns sehr viele Menschen versammelt, die Gottes Wort hören lten. Nachher kauften sie einige Bücher und sagten: Wir wollen sehen, ob wir diesen Weg gehen können oder nicht. — Von gingen wir nach Kalajharna, dem Raja von Seraikela gehörig, ohnt von Kolhs und Kumharis (Töpfer). Der Munda rief die te des Dorfes zusammen, aber sie erklärten, das puja-Machen lten sie nicht aufgeben. Nachher kamen sie noch einmal zu und sagten: Recht ist euer Weg, und wenn Alle Christen den, dann wollen wir es auch. — Von da gingen wir nach Bazar von Govindpur und predigten. Sie hörten wohl zu, sagten weiter nichts als: „Ja, der Weg ist recht," kauften aber e Bücher. Alle Kasten waren vertreten und hörten Gottes rt, sahen auch ein, daß sie Sünder seien, aber Angst bekamen deshalb nicht. — Von da nach Kokro, wo Santals wohnen. sagten: „Was denkt ihr denn, werden alle Menschen ihre gion verlassen? Das thun sie nicht." Ich sagte ihnen: „Ja, die in den Himmel kommen wollen und für ihre Seele sich danken machen, werden Christen werden." Da lachten sie. Nachkamen sie und sagten: „Ist, das puja-Machen ist ein dummes l, wenn [illegible] lassen, wird es gut sein." —

Sigulola [illegible] Der Munda und etwa 12 nner hörten [illegible] alle: „Ja, das ist [illegible];

der Weg, den die Sahebs lehren, ist recht, und eines T… werden wir alle ihn gehen." In dem andern, getrennten T… des Dorfes wohnten nur Santals. Die wollten durchaus … zugeben, daß das puja-Machen Sünde sei. — Von hier g… wir nach Hesal, wo Brahminen, Sonars (Goldschmiede) … Gualas wohnten. Sie sagten: „das wissen wir wohl, daß … Weg richtig ist, aber das kann uns nicht gefallen, und das … auch nicht Gottes Wille sein, daß eine Kaste mit der andern … Wenn ihr uns die Kaste lasst, dann wollen wir euern … mitgehen." — In Koragutu und Noagan, in denen Tili (Ö… macher) und Bengalen wohnten, war es ebenso. — In H… wohnten Bhumij-log. Unter uns geht die Rede, daß diese … dem Teufel puja gemacht haben. Von ihnen haben es die San… dann Larkas und Mundaris und Uraus gelernt. — In P… sagten uns die Bewohner, sie hätten das puja-Machen aufgege… (Bhumij-log). — Die Kurmis (Landbebauer), Gualas und Be… galen in Koradia baten, wir möchten 14 Tage bei ihnen blei… und sie lesen lehren. — In Bako wohnten Santals, die sehr fr… waren, daß aus den Banjis etwas eingetroffen war. Banjis sin… Briefe, welche die Brahminen, die den Takur verehren, abfassen … und in die Dörfer schicken, nicht allein zu den Hindus, sondern … auch zu den Kolh-Stämmen. Darin steht geschrieben, wie oft sie … puja machen sollen; ferner wann Regen, Krankheit ꝛc. ꝛc. kommt. … Banji bedeutet Weissagung. Ein Brief kostet 2—4 Rup. Trifft … nicht ein, so sagen sie, der Brahmine hat gelogen, trifft aber nur … etwas ein, so sind sie schon zufrieden. Neben dem Teufelsdienst be… folgen die Kolhs und Santals die darin gemachten Vorschriften. — In Koári wohnt ein reicher Babu. Als wir angekommen waren, … war er nicht da. Wir setzten uns unter die Leute und predigten. … Als er aber mit seinem Hausbrahminen kam, war er sehr böse … und sagte: „Wir wissen schon Alles, ich will in meinen Dörfern … keinen Christen haben, macht, daß ihr fortkommt." (Ueber die … andre Dörfer, in denen gepredigt wurde, lautet der Bericht ähnlich … wie über die ersten, sie stießen auf große Gleichgültigkeit). — In … Tangerjoda, wo vor Kurzem noch Santals wohnten, sitzen jetzt …

uter Hindus (Gualas). Das Land ist sehr gut, deßhalb haben e Gualas dem Babu 100 Rup. gegeben, wofür er die Santals us dem Dorfe gejagt hat. In einigen Kolh-Dörfern dortiger egend haben sie es ebenso gemacht. — Petakutnia liegt am Berge. uf dem Berge zwei mächtige Felsblöcke, versteinerte Teufel, wie e Santals meinen. Der eine giebt dem andern Brot, dieser ills nicht nehmen und wendet sich ab. Daher der Name des orfes, Peta = Brot; kutnia = theilen. Die Bewohner halten sie r mächtige Teufel, gehen aus Furcht nicht hinauf, sondern machen r puja am Fuß des Berges. Wir gingen hinauf und sahen sie ns an." —

Daß auch bei Beurtheilung der Katechisten die Missionare cht Herzenskündiger sind, braucht wohl nicht besonders erwähnt a werden. Es sind oft recht trübe Erfahrungen gemacht worden, te aber das oben gefällte Gesammturtheil nicht aufheben. Wir ollen gar nicht hervorheben, daß manche, wie der ebengenannte ndreas Kaptain, zur Gegenmission übergetreten sind. Gerade ndreas hat es mit schwerem Herzen, erst auf langes Andringen nd als der letzte seiner Familie gethan. Dann noch Treue halten, wenn von allen Seiten eingestürmt wird, und es sich ur um den Uebergang zu einer andern christlichen Gemeinschaft ndelt, das ist keinem Native zuzumuthen. Andere haben sich urch höheres Gehalt verlocken lassen. Es betrug früher 5 Rup. ro Monat, jetzt 8. Aber leider sind auch Fälle vorgekommen, aß Katechisten ihre einflußreiche Stellung mißbrauchend von den Christen Geld und Geldeswerth erpreßten, ja auch in Sünden ider das sechste Gebot verfielen. Natürlich wurden diese sofort ntlassen. Es steht zu hoffen, daß Dank der besseren Prüfung nd Ueberwachung, die seit der Krisis im Jahre 1868 stattfindet, hnliche traurige Vorfälle, wenn sie auch nie fehlen [illegible], doch n Zukunft immer seltener werden. —

Um nun die Katechisten für
nd aus ihrer Mitte dann
rdinirte Geistliche au
eminar errichtet. Noch abe

Seminar hervorgegangen; einige tüchtige, begabte Leute ind
sind im Begriff dasselbe zu verlassen.

Inzwischen haben bereits zwei eingeborne Christen die Ordin
empfangen können, auch ohne jenen Anforderungen genügt zu h
Der eine ist ein Hindu mit Namen Paulus Nemo, zur St
Purulia gehörig, der andere ein Kolh, Nathanael Tuiyu in S
bhum, Leute, die durch Glaubensernst und Charaktertücht
das ersetzen, was ihnen an wissenschaftlicher Vorbereitung fehlt

Paulus Nemo stammt aus einer wohlhabenden, anstän
heidnischen Familie in Jargo. Er wurde vor mehr als 12 J
durch das Lesen des Neuen Testamentes zum Christenthum be
Von der Zeit an leitete er die Jargo-Gemeinde bis zum
1866, wo Br. Onasch dieselbe zur Pflege übernahm. Wär
nicht in jener Zeit dagewesen, so würde die Gemeinde
Menschengedanken verkommen sein, weil sie von Ranchi aus
gar nicht besucht wurde. Außerdem hat er 3 Jahre lang,
auch nur einen Pfennig Gehalt zu bekommen, eine Schule für Chr
kinder in seinem Dorfe gehabt, aus der schon mehrere wohlge
hervorgegangen sind. Christen und Heiden achten ihn und
Vertrauen zu ihm. Den Namen eines „Vaters der Jargo-Geme
verdient er in vollem Maße. In seinem Aeußern ist er ein
würdige Erscheinung. Die Woche vor Pfingsten 1869 ve
Missions-Inspector Ansorge in Purulia und bereitete ihr
Ordination vor, indem er mit ihm die Briefe St. Paul
Timotheus und Titus las. Am 16. Mai, am Pfingstfeste,
ihm in der Kirche zu Purulia die Ordination ertheilt. Einig
später stellt ihm Missionar Onasch das Zeugniß aus: „P
Nemo hielt die Beichtrede in recht herzlicher Weise. Ich
Gott, daß er ordinirt ist, denn er ist uns von großer Hülfe
ist noch der demüthige Mann, wie früher, und versteht sein
treu."

Von Nathanael Tuiyu, dem ersten eigentlichen
lichen, wollen wir ausführlicher erzählen.

Bis zum Jahre 1859 lebte Nathanael
väterlicher Weise und ernährte sich als

ncherlei Noth hatte er auszustehen. Fünf oder sechs Jahre war alt, als ihm Vater und Mutter starben, und wie trübe gehts em armen Waisenkinde unter den Heiden! Aus seiner Schwester us gestoßen, musste er bald fremden Herren dienen. Aber so te er wohl nach Gottes Willen auf den Glauben vorbereitet den. Das Evangelium lernte er zuerst, wie einst Petrus, ch seinen Bruder kennen. Dieser Bruder, der des Lesens kundig in den heiligen Büchern der Hindus nach Erlösung geforscht endlich die köstliche Perle in Ranchi bei den Missionaren unden hatte, war ein rechter Segen für seine ganze Familie. rch ihn sind seit dem Jahre 1859 alle seine Brüder und Ange- igen Christen geworden.

Nathanael zeigte sich bald als einen ernsten, gewissenhaften isten, dem es wirklich um sein Seelenheil zu thun war. Dazu rieth er keine gewöhnliche Begabung und bekundete großen Eifer, Frieden, den er selbst in seinem Heilande gefunden, auch Andern verschaffen. Darum wurde er bald zum Katechisten ausersehn. er er wollte das Amt nicht annehmen, weil er sich in seiner muth zu diesem Werke unwürdig fühlte. Endlich im Jahre 36 ließ er sich zum Katechistenamte berufen, lernte die Ho- rache und predigte das Evangelium in Singbhum schlicht aber dringlich. In welchem Geist er es thut, davon nur einige ganz ze Proben. In dem Lebenslauf, den er vor seiner Ordination sandte, sagt er: „Ich bin nicht gelehrt, aber der Herr macht die weisen weise. Ich bin nicht gerecht, aber der Herr macht die gerechten gerecht durch den Glauben.“ In seiner Probepredigt et er von der großen Sündenlast, die auf den Seelen aller enschen liegt, und von der gefährlichen Sündenkrankheit, an der e leiden. Die Last müsse weg, die Krankheit geheilt werden, lle anders der Mensch selig werden. Aus eigener Kraft und enen Mitteln schaffe er es nicht. Aber unser Herr und Heiland, habe größeres Erbarmen, als der mitleidigste Mensch, Er habe e Last uns abgenommen und [illegible] eigenen Schultern aufs zesholz getragen, [illegible] für die Wunden r Seele. Zu ihm [illegible] nicht zu andern

Menschen, nicht zu Götzen und Götzenbildern, nicht zum G
nicht zum Jagannath, denn Jesus sei allein der mächtig
der unsern Herzen wahre Freude geben könne. Das sei ab
Weltfreude, sondern eine Seelenfreude, die man nur em
wenn man auch nach des Herrn Willen lebe."

Seit dem Jahre 1868 ist Nathanaels Geschichte v
mit der Heilsbewegung in Katbari, einem 6 Stunden von
bassa entfernten Orte, auf den damals die Blicke der Miss
besonderer Freude und Erwartung gerichtet waren. Es ist
Katbari, das wir vorhin schon als die Heimath der Ka
Andreas Kaptain erwähnten.

Wenn der Herr, so heißt es in einem Briefe vom Cha
1868, zwei Männern durchhilft, die sich heute definitiv zum
unterricht gemeldet haben, dann ist nach menschlichem Wissen
größesten Theile von Singbhum dem Evangelio der Weg
Der eine ist ein Manki, d. h. Raja unter den Kolhs, b
Dörfer als freies Eigenthum und steht direct unter dem G
ment, der andere sein Bruder, ein sehr tüchtiger, gebilder
Heute kamen 4 Familienväter mit ihm, die sich nebst den
meldeten, wieder 21 Personen. Zugleich begleitete ihn ein
Theil seiner Mundas, d. h. Schulzen seiner Dörfer. Er n
Kirche bauen. Das hat heute auf dem Bazar einen A
gegeben, als er darüber ging; von allen Seiten sind die
minen gekommen und haben ihm zugesetzt.

Diesen wichtigen Posten galt es mit einem besonders t
Katechisten zu besetzen. Es hätte sich kein tüchtigerer finden
als eben unser Nathanael. Seine Thätigkeit in Katbari
gewöhnliche, sie bestand im persönlichen Verkehr mit den
candidaten, in ihrem Unterricht, im Leiten der Andacht
Gottesdienste und im Besuchen der umliegenden Dörfer.
das große Vertrauen, das man in ihn setzte, vollständig
fertigt. Bald konnte er seinem Vorgesetzten melden: der M
genügend vorbereitet und begehrt dringend die heil. Taufe.

Das war nun ein großer Festtag für Katbari und
größerer für den treuen Nathanael, als Missionar Nottro

h sofort, trotz heftigen Fiebers ankam, um die heilige Taufe zu eilen. Ich muß darüber etwas Näheres aus einem Briefe theilen. „Ja," schreibt Missionar Nottrott, „des Manki Taufe mir beinahe das Leben gekostet; ich wusste, daß es so kommen sste, aber gegangen wäre ich doch, und wäre mirs noch schlechter esen. Ich lag in heftigem Fieber und konnte Sonnabends h kaum gehen. Abends legte ich mich aber in Gottes Namen den Palki und fort gings. Sonntag früh $^1/_2$7 war ich dort. es empfing mich freudig. Das Gerichtsgebäude wurde zum ttesdienst hergerichtet. Um 9 hielt ich Gottesdienst in überfülltem ume, um 2 Examen der Taufcandidaten, wobei ich leider 4 uen abweisen musste. Viele Heiden waren zugegen und belagerten ganzen Tag über rundum das Gebäude. Gegen Abend machte mit dem Manki einen Spaziergang nach ihrem Teufelshain. le Heiden folgten. Mehrere haben zu Nathanael gesagt: Nun st Du mal sehen, was der Teufel mit dem Padre Saheb machen d! Aber der Padre Saheb riß eine Guirlande nieder, die dem ufel zu Ehren, ihm aber im Wege war, und holte sich den ein, auf dem der Manki bis dahin puja gemacht hatte. — Der nki gab Nachmittags mir zu Ehren ein großes Essen; Reis, mmbraten, Curry von Huhn. Dabei herrschte große Etiquette. enan hatte ich meinen Platz, rechts die Frauen, der Reihe nach, n Range nach, die Frau des Manki natürlich zunächst, links die inner, gleichfalls so geordnet. Ich aß wie sie, d. h. mit den ngern, und saß wie sie, d. h. mit untergeschlagenen Beinen. ß es mir besonders geschmeckt, kann ich nicht sagen, und meine ine thaten mir nachher auch weh genug. Man thut das r den Leuten zu Liebe. Um $^1/_2$10 Abends lag ich wieder im lki und bekam Nachts heftiges Fieber." —

Die Freude über die Bekehrung des Manki klingt auch aus em Briefe wieder, den Nathanael dem Verfasser dieser Zeilen genhändig und in sehr sauberer Hindi-Schrift geschrieben. Der- be lautet so:

„Im Namen des dreieinigen Gottes, des Vaters, Sohnes d heiligen Geistes.

Ich Nathanael ſchreibe dem Bruder meines geliebten Lehr
Nottrott Sahibs, dem ehrwürdigen Padri L. Nottrott Sa
Zuvor erkundige ich mich nach Ihrem eigenen Befinden.

Ich gehörte früher zur Mundari-Kaſte und friſtete d
Landbau mein Leben. In Betreff des wahren Erlöſers, Va
und Sohnes, war ich ſehr dumm und unwiſſend. Aber durch
unſägliche Gnade und Berufung meines Herren, Gottes des
Geiſtes, bin ich mit meiner Frau im Jahre 1859 nach Ch
Geburt in des Herrn Tod getauft. Im Jahre 1866 nach Ch
Geburt ließ ich mich durch des Herrn Liebe ziehen und nahm
Amt eines Katechiſten an, damit mein Leben, ſammt Geiſt
Seele Seinem Dienſt übergeben ſei. Ich habe nicht in der Sc
leſen und ſchreiben gelernt, bin gar kein unterrichteter Me
Ich bin kein Gelehrter, kann nur leſen und habe durch den heil
Geiſt einiges Verſtändniß des Evangeliums bekommen. Da
dieſen Mangel fühle, bitte ich Sie, daß ſie für mich, die Katb
Gemeinde und Alle den heiligen Geiſt bitten, daß er des Wo
Sinn in unſer Aller Herzen erſchließe. Nun thue ich nach Ih
Wunſch Ihnen den Zuſtand und die Zahl der Gemeinde zu wi
In Katbari iſt in dieſem Jahre eine Gemeinde gegründet, in
jetzt 15 Seelen getauft, 15 zur Taufe vorbereitet ſind,
noch getauft zu ſein, 25 Seelen im Vorbereitungsunterricht
befinden. Im Ganzen gehören zur Gemeinde 57 Seelen.
um 10, bald um 12 Uhr verſammelt ſich Sonntags die Geme
im Gemeindehauſe zum Gebet. Außer Sonntags kommen ſie
in den 6 Tagen der Woche, Morgens und Abends zum G
zuſammen. Einige beten in ihren Häuſern mit den Kindern
ihrer Weiſe. In der Schule iſt nur ein Chriſten-Kind, die übr
ſind Heiden-Kinder. Da ſie aber heutzutage viel ihr Geſchäft
des Geſchäfts willen betreiben, kommen ſie nicht, und die Sc
hat deshalb geſchloſſen werden müſſen. Von mir und der Geme
ſende ich Ihnen viel Dank, Lob und Jsu sahay."

Als 1869 Katbari zur Gegenmiſſion
dem Nathanael wie dem Miſſionar e
Seines Bleibens war nun nicht

inde, deren Rückkehr man sicher, bis jetzt aber leider vergeblich artete, nahe zu sein und besonders die Verbindung mit einzelnen r wider Willen mitgezogenen Gliedern unterhalten zu können, rde Nathanael in dem benachbarten Kendergaria stationirt, wo durch Predigt und Schulunterricht weiter im Segen wirkte. Den kungen, die ihn zur Gegenmission ziehen sollten, und die in verschiedensten Art an ihn herangebracht wurden, hat er stets ker widerstanden.

In einem Briefe, den er damals an den inspicirenden Miss.-pector schrieb, heißt es: „Schreiber Nathanael. Im Namen Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, Amen. O, mein er bara padri, Ansorge Saheb, dem Fleische nach zwar nicht, r im Geiste Ihnen um den Hals fallend und Sie küssend, sage zuerst Ihnen viele Jsu sahay .... Ich war hocherfreut, daß Herr eine Wiedervereinigung mit Ihnen herbeigeführt hat. enso ist mir die Hoffnung, daß ich mit Ihnen und allen Gläubigen Himmelreich vereinigt werde. Daß diese Hoffnung erfüllt werde, en Sie für mich. Ueber die Katbari-Gemeinde sage ich wenig. e sie früher ihrer Seelen wegen Sorge trug, so ist es jetzt ht mehr. Sie sind in die Irre gegangen. Meine Seele ist sehr rübt, daß die Schafe die Stimme des rechten Hirten nicht ennen, sondern vor dem Geheul des Wolfes aus dem Schafstall hen und sich zerstreuen ...."

Der 8. Sonntag nach Trinitatis, der 21. Juli 1872 war thanaels höchster Ehrentag, der Tag seiner Ordination zum ngelischen Predigtamte.

Es gab klügere, kenntnißreichere Männer im Seminar zu nchi, aber ernstere und an Herzenbildung ihn übertreffende nicht. ter drei Missionaren ist er auf der Station Chaybassa thätig wesen, aber sie alle konnten ihm das Zeugniß geben, daß er ein ter Israelit ohne Falsch sei. Dies und seine practische Thätigkeit, nders unter den schwierigen Verhältnissen in Kendergaria, hatten n gezeigt, der würdig und fähig ist, dem meinde vorzustehen. Und als er nun die den ein Jahr etwa dauernden Besuch

des Seminars zu Ranchi ausgefüllt hatte, da stand seiner Ordin
nichts mehr im Wege.

Der Tag seiner Ordination war ein Doppelfest für Chayb
Er fiel zusammen mit der Einweihung der neugebauten Elisa
Kirche.

Jetzt ist Nathanael Pastor der Gemeinde Pirding im N
westen Singbhums. Besuchen wir ihn dort einmal.

Es ist der äußerste Winkel der Provinz Singbhum, dich
der Grenze von Chutia Nagpur. Dort drängt sich der Karo-F
von Norden herkommend, durch das hohe Gebirge und nimmt
beiden Seiten zahlreiche, wildrauschende Nebenflüsse auf.
Alles ist noch mit Urwald bedeckt, nur in den einzelnen Th
hat der Menschen Fleiß oder, besser gesagt, die zwingende N
wendigkeit, sich des Hungers zu erwehren, dem Jangel e
Ackerfeld entrissen. Da der Kolh zum Leben wenig braucht,
er auch nur wenig urbar gemacht. Am Karo, dessen Welle
die dicht herantretenden Berge bespülen, sowie in den mit
Reizen indischer Naturschönheit ausgestatteten Seitenthälern l
viele kleine Dörfer, andere weiter zurück, ganz im Walde ver
meist neu angelegt und nur aus wenig Häusern bestehend.
Ganzen sinds wohl 40 im Umkreis von zwei Stunden, v
denen 15 Christendörfer. Den Mittelpunkt bildet Pirding (Pir
an einem Nebenflusse des Karo gelegen, der größte Ort
Umgegend.

Hier in Pirding gabs die ersten Christen. Sie waren
Nagpur kommend und vor den Bedrückungen der Zemindare flüc
dort eingewandert. Meist bestanden sie aus alten Singbhum
deren Väter und Großväter nach dem offenen, waldfreien
schon urbar gemachten Nagpur gezogen waren, wo ihr und
Heerden Leben nicht so sehr wie in Singbhum von Tigern be
war, und sie ihre Felder nicht alljährlich von den plu
Elephantenfüßen mussten zertreten lassen.
dem Raja von Porahat, der w
sein mag, als die Thikadare w
seiner Betheiligung am Aufst

selbst nach Benares in die Verbannung geschickt wurde und an seine Stelle das Gubernement trat, das keine Frohnen forderte, so kehrten die Leute wieder zurück.

Anfangs, das heißt vor 5 Jahren, gabs nur wenig Christenhäuser in Pirding, und es schien, als sollten lange Jahre vergehen, ehe die im Lande verbliebenen Singbhumiten auch anfingen, Christen zu werden. In der That bedurfte es 3 Jahre, bis der erste in Tujur sich bekehrte. Ihm folgten aber bald Leute aus den Orten Komoroda und Kamargau nach, und damit war das Eis gebrochen. Freilich schmolzen nicht ganze Schollen auf einmal, so schnell gehts einmal nicht. Aber hier schmolz ein Stück, die Verwandtschaft zog nach, dort wurde ein anderes durch harten Stoß abgebrochen, schwere Krankheit oder Todesfälle halfen dazu — und so ists gekommen, daß etwa 250 Christen sich dort befinden.

Es war auch gut, daß die Leute nicht in größeren Schaaren zum Christenthum sich wendeten. Denn taufen ist eine leichte Sache, aber die Gemeinde in Ordnung halten, leiten und führen, das fordert viel Arbeit. Besonders in der Pirdinger Gegend galt es nicht müde und matt werden und den Muth nicht verlieren. Pirding ist die Gemeinde Singbhums, die dem Missionar am meisten Noth gemacht hat. Theils konnte dort der weiten Entfernung und beschwerlichen Reise wegen von Chaybassa aus weniger gethan werden, als an andern näheren Orten, — kam der Missionar jährlich zweimal hin, so war das schon sehr viel — theils wars auch für die Leute, wenigstens für die Alten und Frauen zu beschwerlich, den weiten Weg nach Chaybassa öfter zu machen, theils kamen von dem nahen Nagpur öfters Elemente über die Grenze, die dem Gedeihen des Gemeindelebens nicht gerade förderlich waren; sahs doch dort vor der Gründung der Station Goßnerpur ziemlich wild aus.

Aus eben diesen Gründen war es auch wünschenswerth, daß Pirding und Umgegend einen eignen Pastor bekam, der sich hier der Arbeit ganz ungetheilt widmen konnte. Freilich war schon seit längerer Zeit eine Kapelle am Ort, und auch ein Katechist, eben unser Nathanael dort angestellt, aber das genügte nicht. Es ist

ein ganz ander Ding, wenn der Leiter der Gemeinde d
hat zu taufen und das heilige Abendmahl auszutheilen. U
auch der jetzige Paſtor von Pirding immer noch unter
Controle des Miſſionars ſteht, wenn ihm auch die Aufn
die Gemeinde noch nicht allein überlaſſen wird, und der M
wenns irgend geht, bei der Prüfung der Taufcandidaten
iſt, ſich wenigſtens genauen Bericht über den Ausfall erſtat
und dann die Erlaubniß zum Taufen entweder gewährt o
weigert, — ſo merkt doch die Gemeinde davon nichts, ih
über iſt der Paſtor völlig ſelbſtändig, wie denn auch di
handlungen ihm ganz allein überlaſſen ſind.

Das Dorf Pirding iſt in zwei Theile getheilt. Faſ
Mitte dieſer zwei Theile auf einem mäßigen Hügel ſteht
geräumige Kapelle, bedeckt mit einem Ziegeldache. Das In
höchſt einfach. Der Fußboden geſtampfter Lehm, der Al
auf den zu beiden Seiten je zwei Stufen hinaufführen,
erhöht. Zwiſchen den Stufen ſteht ein Tiſch, dahinter ei
Von hier aus leitet Nathanael an gewöhnlichen Sonnt
Gottesdienſt. Da ſteht er in ſeinem Amtskleide, dem
indiſchen Rocke (Chapkan), mit einem geſtickten Kr
der Bruſt, und predigt ſeinen Brüdern. Der erhöht
wird nur beim heiligen Abendmahl benutzt. Das hat
meinde ganz für ſich ſo beſchloſſen, und man hat ſie ru
gelaſſen.

Auf halber Höhe des Hügels, kaum 20 Schritt
Kapelle entfernt, ſteht das Pfarrhaus Nathanaels. Es ent
große Wohnſtube, in der natürlich auch gekocht wird, eine
nur für den Hausherrn, ſeine Bücher und anderweitigen
beſtimmt, und einen daranſtoßenden, nur überdachten
der zum Unterricht der Tauf- und Abendmahlscandidate
ſoll. Das Ganze iſt ſo einfach wie möglich, aber doch mit
gedeckt, weil alle Standesperſonen in Indien das hal
Paſtor in der Achtung, der Heiden wenigſtens, bed
würde, wenn ſein Haus nur ein Strohdach hätte.

Der neue Pastor von Pirding bekommt pro Monat 12 Rup. halt und 3 Rup. Reisekosten, wofür er sich ein Pferd halten n, also jährlich 120 Thaler.

In der Gemeinde steht ihm ein Aeltester zur Seite. Dieser, ilipp mit Namen, und noch zwei andre ehrenwerthe Christen en den Gemeindekirchenrath, der über Fälle der Kirchenzucht ammentritt, seine Beschlüsse jedoch dem Missionar zu unter- iten hat.

Eine Schule fehlt in Pirding noch. So sehr die Gemeinde- der auch eine solche wünschten, so ist sie ihnen doch nicht gewährt. s eine nun selbständige Gemeinde sollen sie auch selbst etwas n. Zudem giebt das Guvernement die Hälfte der Lehrerbesoldung, m die andere Hälfte von der Gemeinde aufgebracht wird.

Nathanael hat in seiner Gemeinde vollauf zu thun, denn die nkenbesuche nehmen viel Zeit in Anspruch. Da bleibt er dann gefährlichen Fällen oft tagelang bei einem Kranken um zu beten Arzenei zu geben. Auch zu kranken Heiden wird er vielfach ufen, natürlich aber nur dann, wenn sie Christen werden wollen. genießt viel Liebe und Achtung, und es steht zu hoffen, daß er ihm die Gemeinde bedeutend wachsen wird.

Während die übrigen Gemeinden alljährlich zum Weihnachts- e nach der Missionsstation pilgern, hat Pirding und Umgegend vorigen Jahre das Fest zum ersten Male für sich allein gefeiert. ists denn schon recht nach Landessitte zugegangen. Aus der meinde-Kasse, die Nathanael verwaltet, waren 3 Rup. bewilligt. von hat er Brod backen lassen, und da alle Hausfrauen das h gethan und ihr Gebäck ihm gebracht haben, so hat er drei be voll dieser den Kolhs seltenen Speise vertheilen können.

Er selbst schreibt über diese erste Weihnachtsfeier so: „Als am heiligen Abend die Brüder und Schwestern mit ihren dern aus allen Dörfern versammelt waren, gingen wir zur he, die mit vielen Lämpchen erhellt, sehr schön aussah, und en zuerst: „Vom Himmel hoch“ in Mundari, dann las ich s 2, 1—14, erklärte es den Kin beteten

Nun wurde vertheilt, was wir eine

große Freude bei Alt und Jung. Dann haben wir Weih
lieder gesungen, und nicht ein Einziger hat sich schlafen
wir haben in unsrer Freude gesungen bis es Morgen wurde
glaube, die Hirten bei Bethlehem haben es in jener heiligen
auch so gemacht."

Möchte der erste Kolhgeistliche in seinem Amte bald rec
Genossen haben!

5. Der Miſſionar auf Reiſen.

Pſalm 91, 11—13.

Man hat von gewiſſer Seite her die Forderung geſtellt, ropäiſche Sendboten unter den Heiden dürften ſich in der Regel cht an einem Orte als Paſtoren niederlaſſen, ſondern müſſten ch dem Vorbilde unſres Herrn und ſeiner Apoſtel eine größere ndſtrecke bereiſen, ſich mit dem Volke innig befreunden, Gottes ort und chriſtliche Literatur verbreiten und durch ihren ganzen andel die heiligende Gotteskraft des Evangeliums zur Anſchauung ringen, während die geſammelten Gemeinden durch eingeborne eiſtliche unter Inſpection der Miſſionare paſtorirt würden. — Das eſentliche dieſer Forderung wird in der Kolh-Miſſion erfüllt, ie Miſſionare ſind viel auf Reiſen. Freilich das ganze Jahr über önnen ſie es gar nicht, auch wenn ſie wollten, das verbieten nfach die klimatiſchen Verhältniſſe Indiens, nur die kalte Zeit iſt ie Reiſezeit. Auch iſt die Vorausſetzung jener Forderung, das eſtehen vieler Gemeinden unter nationalen Geiſtlichen, zur Zeit ch nicht vorhanden. Darum iſt es im Gebiet der Kolh-Miſſion cht nur möglich, ſondern ſogar nöthig, daß der Miſſionar an em feſtem Platze ſich niederläſſt und dort als Paſtor ſeiner erdings über den Umfang einer Dorfgemeinde weit hinausgehenden emeinde arbeitet. Aber wie geſagt, das iſt unleugbar richtig jener Forderung: ein Miſſionar muß reiſen, ſo oft und ſo viel

ir der Kolh on, die ihre Bekehrten
fordert che derſelben mit

Nothwendigkeit. Ohne dieſe Beſuche würden die beſten Gem
glieder Gefahr laufen, wieder zu verweltlichen. Darf eine Ge
in der alten Chriſtenheit nicht ohne ſpecielle Seelſorge ſein,
weniger eine ſo junge, ſo kaum aus dem Heidenthum gewo
wie die unter den Kolhs. Daß die Chriſten nach der S
kommen, kann nicht immer und überall erwartet werden.
auch etwas ganz Anderes, ob Jemand an einem dritten
vermahnt und geſtärkt wird, oder in ſeinem Dorfe und in
Hauſe, wo die heimiſchen, häuslichen Verhältniſſe gleichſa
Hintergrund der geiſtlichen Behandlung abgeben. Dort erſt
der Miſſionar ſeine Leute recht kennen und erfährt m
das ihm ſonſt immer verborgen geblieben wäre. Die Haus
mit ihren Erfahrungen müſſen für den Miſſionar die beſt
Controle der Thätigkeit ſein, die er auf der Station ausübt.

Erfordern aber relativ normale Gemeinden die Reiſe
Miſſionare, viel mehr ſind dieſe geboten durch die Pflicht
Evangelium immer weiter unter die Heiden, auch nach
unbetretenen Gegenden zu bringen, und denen ſuchend nachz
die ſich von der chriſtlichen Gemeinſchaft wieder getrennt habe
halb oder ganz ins Heidenthum zurückgeſunken ſind.

Nicht umſonſt ſagt unſer Heiland in ſeinem großen Mi
auftrage: gehet hin! nicht umſonſt ſtellt er ſich uns unte
Bilde des guten Hirten dar, der den Verlorenen nachgeh
ſuchet, bis er ſie findet.

Daß auch ſonſt treue Katechiſten den Miſſionar in
Thätigkeit nicht erſetzen können, bedarf wohl nach der Dar
in der letzten Nummer keines weiteren Beweiſes. Der Mi
muß ſelbſt hinaus, und wenn einer nicht Kraft und Lu
Wochen, ja Monate lang im Palki zu liegen oder auf dem
zu ſitzen, der hätte beſſer gethan zu Hauſe zu bleiben, d
richtet — vorausgeſetzt, daß er nicht etwa für die Schulth
beſtimmt war, den wichtigſten Theil ſeiner Aufgabe nicht au

Wir wollen obige drei Seiten der Reiſe
Abſchnitten vorführen. Hier nur das A
gehört auch mit dazu.

Welch Aechzen und Stöhnen, Schelten und Rufen dringt dort s dem Walde heraus? Findet eine Schlägerei statt? Liegen Ster- nde dort in ihrem Blute? Fast möchte man es glauben, denn t wieder erhebt sich ein gewaltiges Geschrei vieler Stimmen und utlich hört man das Zusammenschlagen der Stöcke. Immer näher d näher kommt der Lärm. Jetzt, fürchten wir, bricht die wilde haar aus dem Dickicht. Doch siehe, nicht ein ungeordnetes Ge- mmel, sondern ein wohlgeordneter Zug bietet sich den Blicken dar. ist ein Missionar auf Reisen. Das Aechzen und Stöhnen ent- ndet sich der Brust der Palki-Träger, das Schreien und Schlagen sorgen die Begleiter; es soll die Raubthiere des Waldes abwehren.

Indien hat Eisenbahnen und Poststraßen — aber erstere rühren Chutia Nagpur gar nicht, letztere verbinden nur seine mhaftesten Städte. Durch die tiefen Thäler, über die hohen erge, in den dichten Wäldern kann man nur zu Pferd oder im alankin reisen.

Der Palankin ist ein großer, gestreckter Kasten mit Oeffnungen n den Seiten. Vorn und hinten eine durch Stricke befestigte tange zum Tragen. Vier Kulis tragen, die Stange liegt auf ren nackten Schultern, im Takte singen und ächzen sie, andere hen neben her, von 10 zu 10 Minuten die Träger ablösend. Im alankin selbst liegen Matratzen und Kissen, auf ihnen, nach Möglichkeit in dem engen Käfig es sich bequem machend, der Reisende. Da es keine Gasthäuser giebt, so gleicht das Innere des Palki auch iner Vorrathskammer. Eßgeschirre, Speisen, Wein- und Wasser- lasche liegen in den Winkeln oder hängen auswendig auf der Schattenseite. Oel für die Nachts anzuzündenden Fackeln darf nicht hlen. Für die Nachtherberge tragen einige Kulis noch das Reise- elt nebst Feldstuhl, Decken u. dergl. Gewöhnlich begleiten ein Paar Katechisten den Missionar, und so bildet denn sein Reisezug ine kleine, wunderlich genug aussehende Karavane.

Es ist ein langweiliges Reisen im Palki. Ehe man sich die Resignation angeeig[illegible] dazu gehört, von seinen Mitmenschen sich tragen zu lassen, [illegible] man einige Zeit. Ebenso gewöhnt man sich nicht so leicht [illegible] monotone Musik der singenden und

ächzenden Kulis, noch weniger leicht lernt man sie als Schlaf
benutzen. Doch gegen beides stumpft sich das Gefühl na
nach ab. Was will man auch machen? Von dieser Reise-A
„ländlich, sittlich," und daß die Kulis nicht, wie es dem
scheint, unter ihrer Last sterben, merkt man nach und na
Viel schwerer lernt sich die orientalische Geduld, die das Re
Palki erfordert. Daß die pfadfindenden Träger einen Umw
einem Tage machen, daß an der Kuli-Station die neuen
nicht da sind, daß frühmorgens 3 Stunden später aufge
werden muß, weil die Herrn Kulis erst in der größesten Ge
ruhe ihren Reis kochen, essen und verdauen müssen un
alles Drängen und Treiben sich auch nicht im Geringst
machen lassen, — das sind Dinge, die, so gewöhnlich
sind, dem sanguinischen Norddeutschen gar schwer zur Gew
werden. Auch ist dies Reisen gar nicht so bequem, wie es
Da bricht einmal die Stange, und der Reisende hat die
sich unter all seinen Habseligkeiten, Brod, Fleisch, Wasse
hervorarbeiten zu müssen. Dann gehts durch einen angeschw
Fluß, die Kulis nehmen die Tragstangen, wohl auch den
Kasten selbst auf den Kopf — eine schlimme Situation, wen
die Furt nicht trifft und im Flusse strauchelt. Oder ein
Berg ist zu erklimmen. Sich da hinaufschleppen zu lassen
gehört die ganze Kaltherzigkeit eines Hindu oder Engländers.
Missionar hat sie nicht. Es bleibt ihm nichts andres übri
aussteigen und in dem glühenden Sonnenbrande nur auf
Stock gestützt, zu Fuß den Berg zu erklettern. Dazu komm
nicht unbedeutenden Kosten, welche diese Art zu reisen veru

Wenn irgend die Temperatur es erlaubt, wird dar
Reise zu Pferd vorgezogen. Gewährt sie doch auch eine
Umschau und leichtere Beobachtung, sowie die Benutzung
Wege, die der Palki nicht passiren könnte. Das kleine
Pferdchen ist gesattelt und gezäumt, der Pferdeknecht (Sahi
es für respectwidrig hält, den Zaum seines Herrn
es an einem am Gebiß befestigten Stricke herum.
Saheb, prüft, ob Alles in Ordnung, und giebt seine

h ein Gottbefohlen der heimbleibenden Gattin, er sitzt auf, und
geht es durch Feld und Wald. Hinter ihm her im Trabe
end der Sahis, in der Hand den Strick, daran das Pferd zu
en, so oft der Saheb absteigt. —

Ohne Sahis reitet in Indien Niemand aus. Ein Sahis muß
, wo sein Pferd ist, das ist Grundsatz. Mags im Trabe oder
opp gehen, das ist ganz gleich, der Sahis läuft hinter her.
d er müde, so thut ein in Aussicht gestelltes Trinkgeld Wunder.
ne Anhänglichkeit an das Pferd ist rührend. Das hindert frei-
nicht, daß er seinem Lieblinge dem Urit — eine Art Linsen,
gekocht und gequetscht gefüttert werden — theilweise wegstiehlt
das thun sie eben alle. Sonst aber läßt er ihm Alles zu Gute
men, ja fühlt sich gleichsam mit ihm eins. Ein Missionar
bte da eine komische Scene. So oft er seinem ungezogenen
de einen Hieb auf das Hintertheil applicirte, verzog der Sahis,
dahinter ging, schmerzlich das Gesicht und faßte sich nach der-
n Stelle seines Körpers, wo der Gaul die Hiebe empfing.

Doch nur bei kürzeren Touren genügt die Begleitung des
is, bei weiteren ist derselbe Reiseapparat an Personen und
en nöthig, wie bei der Palki-Reise, natürlich die 12 Träger
enommen.

In Indien, so denkt man, werden auch Reisen zu Elephant
cht. Allerdings. Aber für einen armen Missionar ist das
zu theuer. Ein junger Elephant kostet etwa 1500 Rup. Und
frißt so ein Thier, wenn es groß ist! Täglich 24 Pfd. Reis
dazu welche riesigen Portionen Laub und Gras! Nur begüterte
s halten sich darum Elephanten, und höchstens durch deren
: erhält der Missionar einmal einen geliehen. Dann freilich ist
Reise besonders angenehm. Hoch erhaben, mit weitem Blick in
Runde schwebt man auf dem breiten Rücken dahin, während
Führer das gewaltige Thier durch Fußtritte gegen die Ohren
und vorsichtig jede Brücke, die Reiter und Gepäck auf-
n, vermeidet, daß die schwere [illegible]

Ebenfalls nur ausnahmsweise [illegible] mittes
gy (zweirädriges Cabriolet [illegible] benutzt.

So angenehm dieses Gefährt auch ist auf den guten Wegen in der Umgebung der Städte und besonders auch zu einer Erholungsfahrt in den heißen Tagen, die selbst Abends das Gehen verbieten, — so unpractisch wäre es für Touren in die oft wegloſen Berge.

Die Reisen haben ihre besonderen Freuden und Leiden — auch ganz abgesehen von den Zwecken, denen sie dienen — und hoffen wir nicht zu ermüden, wenn wir darüber Einiges mittheilen.

Zunächst die Freuden. Von Leuten, die der heiligen Missionssache selbst fern stehen, wird oft ein besonderer Werth darauf gelegt, daß Missionare auch der geographischen, ethnographischen und naturhistorischen Erforschung noch unbekannter Länder sich widmen. Unsern Lesern wird es sich gerade wie uns von selbst verstehen, daß diese Interessen den eigentlichen Beruf des Dieners Gottes nicht schädigen dürfen. Aber als Nebenbeschäftigung, als Erholungsarbeit — können sie nur um so wünschenswerther erachtet werden, als sie außer der Bereicherung der Wissenschaft den doppelten Vortheil gewähren, einmal den Geist des Missionars frisch zu erhalten, und dann dem Werke der Mission selbst zu dienen. Daß auch die Kolhsmissionare offene Augen und Ohren für alles Menschlich-Wissenswerthe haben, geht wohl aus diesem Buche hervor, dessen Inhalt ja jenen Männern zu verdanken ist. Wo aber fände sich bessere Muße wie Gelegenheit, das Wissen über Land und Leute, über Pflanzen, Thiere ꝛc. zu bereichern, als auf Reisen? Da können sie Nachforschungen anstellen nach den früheren Bewohnern des Landes, den Asurs, die hie und da alte Bauten hinterlassen haben, und von denen sich noch Gräber und Schmucksachen finden. Da können sie den Heiden ihre Sitten und Gebräuche ablauschen. Da können sie die Natur in ihrer ganzen Jungfräulichkeit beobachten. Da lernen sie aus eigenster Erfahrung die Eigenthümlichkeiten des Landes kennen. — Und ganz abgesehen von etwaigen Erträgen für die Wissenschaft, welchen Reiz hat es, besonders durch die Gegenden zu streifen, die noch wenig mit Axt und Pflug bearbeitet sind! Was muß das eine Lust sein, nach den drückend heißen Tagen, die man in der Ebene aushalten mußte, nun hinaufzusteigen in das

Birge und dort etwa an einem thaufrischen Morgen durch den
ngel zu reiten. Mag da immerhin das nasse Gras, das dem
ter über den Kopf geht, des engen Weges halber wiederholt mit
em Gesicht Bekanntschaft machen, mag auch die durch die Hitze
pfindliche Haut unter der Morgenkühle schaudern — solch ein
rgenritt ist doch köstlich. Dort, zehn Schritte vor dem Reiter
dem Wege, zwei glühende Augen, es ist ein Tiger. Rasch
ist der Missionar nach seiner Tigerart, seine Leute erheben ein
eckliches Geschrei — und mit einem Satze ist er verschwunden,
so gefürchtete, und doch der Autorität des Menschen sich beu-
de König der indischen Wälder. — Hier wieder ein Panther,
m 5 Schritte weit aus dem Gebüsch die Reisenden anglotzend,
ist so feige, daß ihn ein Steinwurf vertreibt. — Hirsche, Rehe
d Schweine — rudelweise äsen sie im Getreide, das mitten im
alde die Bewohner eines einsamen Dörfchens gebaut, und lassen
hig den Zug der Reisenden an sich vorüber. — Dann wieder
de Pfauen in Menge. Und das alles während weniger Stunden,
lch ein Ergötzen für jeden Freund des Thierlebens! —

Die Reize der Gegend haben wir schon zu schildern versucht.
as aber ist das Lesen der anschaulichsten Reisebeschreibung gegen
Reise selbst! Mit jedem neuen Schritte fast macht der Reisende
ue Entdeckungen, besonders wenn er sich neue Wege suchen,
uentstandene, oder ihm bisher unbekannte Dörfer aufsuchen muß.
e Mittagsrast giebt Gelegenheit von besonders schönen Punkten
s die Herrlichkeit der Natur auf sich einwirken zu lassen. Ein-
l wird dazu der Schatten eines großen Baumes gewählt, der
sam auf einem Hügel steht. Vielleicht jener Pipal-Baum, von
n wir lesen, daß er 40′ Stammumfang und 40—50′ lange
ste gehabt habe. Zu Füßen ein liebliches Thal, in demselben
Dorf, dessen Leben sich vor den Blicken des Beobachters abrollt.
nn wieder wird in dem wilden Bette eines Bergstromes Halt
acht. Die glatt gewaschenen Steine sind erst Toilettentisch,
n Speisetisch. Ein Missionar, der sich in solchem wilden Fluß-
e rasirt, daneben seine schwarzen Leute um ein Feuer hockend,
h seltsame Situation!

Eine kurze Reiseschilderung sei hier eingeschaltet. „A
Abend gegen 5 Uhr," schreibt ein Missionar, „brach ich auf,
erste Missionsreise zu machen. Den schönen Bergen gin
hinter welchen die indische Sonne prächtig unterging, hinte
sollte Pirding, das Ziel meiner Reise, liegen. Ich hoffte
testens Freitag früh dort zu sein, und wählte darum den
Weg über die Berge. Aber wie hatte ich mich verrechnet
Donnerstag Abend überraschte mich mein getreuer Diener
mit der Nachricht: Saheb, morgen kommen wir noch nic
Pirding, wir sind auf falschem Wege gewesen. Hinter
nur von Hindus bewohnten Flecken, Porahat, wurden die
reitungen zum Nachtlager auf einem Hügel unter einem pr
Baume getroffen. Die freundlichen Bewohner waren gleich
Hand den Platz zu säubern. Sie brachten Stroh und
Bettstellen herbei, von denen ich jedoch keinen Gebrauch
sondern mich später in den Palankin verfügte. Der Abe
herrlich. Unter mir ein von den Bergen rauschendes F
gegenüber der prächtige Laubwald, dazwischen Palmengrupp
die untergehende Sonne, die der zunehmende Mond ablöste.
lange nach der Abendandacht, die ich mit den Christen hie
ich da und lauschte, in die Nacht hineinschauend, den Tö
Waldes. Die Träger schliefen fünf Schritt ab bei ihrem g
den Feuer, die Christen dicht beim Palankin auf ihrem Na
Nur Samuel wachte noch und unterhielt das Feuer, an
kauerte. Am Morgen gings bei Fackelschein um 5 Uhr
Pirding wollte nicht erscheinen. Die Nacht überraschte
dichsten Walde. Seit 3 Uhr hatten wir einen steinichten W
passirt, bergauf, bergab. Im Palki zu bleiben war un
Durch zwei seichte Flüsse trugen mich zwei Kulis, auf deren
mengefassten Händen ich saß. Endlich kamen wir in ein Do
4 Stunden von Pirding. Jetzt weiß ich, was es bedeut
Weg durch indische Jangel. Bergauf, bergab, über Be
Strom. Umgestürzte Riesen des Waldes quer über de
Voran drei Kulis und mein Katechist, um aufzuräumen. da
Palki durch kann. Felsblöcke, Baumstämme, mä

Tirfelt in einem fast wasserleeren Strombett. Großartige Scenen! an die Riesenstämme, mächtigen Riesenschlangen gleich, in hundert- chen Windungen die armdicken Schlinggewächse. Endlich zeigte n aufgeworfener Damm die Nähe von Menschen. Es war Zeit, nn die Fackel war zu Ende, das Oel knapp, und mehr denn ein iger weckte mit seinem Gebrüll das Echo in diesen Schluchten. er Manki des Dorfes machte seinen Salam, riß drei Zäune eder, um mir in seinem Garten einen Lagerplatz zu geben und ld loderte ein Feuer. Nur dreißig Schritt von mir klang die rommel zum heidnischen Tanze. Ich konnte von meinem Sitze us Alles genau sehen."

Keine Reise wird beendet ohne neue interessante Erfahrungen. ur einzelne Bruchstücke hier! Bei Gelegenheit einer Reise zum aja von Idschi, der einen Christen verfolgte, heißt es: „Ein aar Flüsse wurden durchschritten, wo es hieß die Füße hübsch die Höhe ziehen, dann waren wir in Idschi, der Residenz r. dunkeln Majestät. Vor seinem Hause wimmelte es von Arbeitern, öpfer machten Massen von Geschirr, denn die Hochzeit seiner Schwester stand bevor. Auf unsre Frage, wo er sei, wurde uns e Antwort, er sei ins Bad gegangen. Wir ritten dem Flusse , und auf halbem Wege kam er denn auch mit seinen Dienern, n denen der eine eine Flasche mit Oel und wohlriechenden Was- n, Spiegel, Kamm 2c. trug, der andere die gewechselten Kleider, dritte die unentbehrliche Huckka. Als wir auf 10 Schritte angekommen waren — sprangen wir ab? — nein, machte er ont und begrüßte uns mit tiefem Salam. Wir stiegen nun h ab, zwei Diener mußten uns die Pferde führen, und wir gen gleich auf die Sache los." — Derselbe Raja begann in ächt ischer Höflichkeit einen Brief an den Missionar also: „Fürs Erste . Königl. Majestät, dem sehr hohen, hochwürdigen N. Saheb, hohen, sehr hohen Mats Raja hoher königlicher Sohn, der sehr e, mächtige Babu Gangaram Singdeo sagt seinen tiefen Salam."

Eine andere Begegnung mit einem Raja auf der ersten Reise nicht sprachkundigen Missionars: „Als die Sonne eben ich in Khursowa an und fand zu meinem Schrecken

auch hier keine Palki-Träger. Rathlos stand ich auf der Straße. Khursowa ist ein großes Dorf, wohl eigentlich Stadt. In Zeit von 2 Minuten war ich von 200 gaffenden Menschen umring die das weiße Wunderthier betrachteten und theilweise anfingen mit mir zu schwatzen. Prächtige Gestalten, schöne Gesichter. Ich zähl mindestens 10 Brahminen verschiedenen Alters, kenntlich durch d dreifache Brahminenschnur. Ein bildschöner Brahmine von etw 18 Jahren, gelbseidenen Ueberwurf tragend, mit intelligentem n malschönen Gesicht wurde zu mir geführt und redete mich in fli ßendem — ob gutem, weiß ich nicht — Englisch an. Ich verstan ungefähr, was er wollte. Er theilte mir mit, der Postverwalt habe den Brief, der die Dâk, d. h. die 8 Kulis zum Trage bestellen sollte, nicht erhalten, heute Morgen seien alle Kulis fo er habe keine. Das war viel Trost, was machen? — Plötz werden am oberen Ende der langen Straße Fackeln sichtbar, deutl sehe ich reiche, buntfarbige Gewänder, magisch beleuchtet, voran e stattliche Figur ganz in weißem faltenreichen Musselingewand, hin seidestrotzend die Diener. Die Menge stiebt zu beiden Seiten au einander, und vor mir stand, mich mit tiefem Salam begrüßt — ein König. Ich grüßte mit Emporheben der rechten Han denn Hutabnehmen wäre ja Beleidigung für ihn gewesen. Es w ein schöner Mann von etwa 24 Jahren. Klugheit und Schlau lag auf seinem Gesicht. Aus unserer Unterhaltung wurde nicht v Doch war er sehr freundlich und ließ mich durch den engl sprechenden Brahminen einladen, ein Glas Wein bei ihm zu trink Ich dankte, weil ich nicht wusste, in was für Hände ich k obgleich es mir Vergnügen gemacht hätte, einmal in den Haus eines indischen Fürsten hineinzublicken. Freilich wusste ich n daß ich ihn dadurch aufs Tiefste beleidigt und in den Augen se Unterthanen herabgesetzt hatte. Trotz meiner Ungezogenheit er er mir doch noch die Freundlichkeit, meinen Palankin bis nicht von seinem Hause tragen zu lassen. Dort ließ er einen Stuhl einen Tisch bringen, nöthigte mich auf den Stuhl, setzte auf den Tisch, sehr nachlässig, stolz, und unterhielt sich Ministern. Dann fuhr sein

azieren, nicht ohne seinem Diener oder Minister, der zum Ab-
chen seiner Würde etwas in der Hand trug, was ich leider im
cheine der Fackeln nicht genau erkennen konnte, den Befehl zu
ben, zu meinem Schutze bei mir zu bleiben. Auch der hübsche
rahmine sagte, er werde bleiben, bis Träger kämen. Immer neue
uschauer umdrängten mich und staunten mich an, und wenn ich
debrechend dem Brahminen etwas sagte, schrien gleich 20 Stim-
en: kia bolta hai? Was sagte er? Der mußte es ihnen dann
rhindischen. Endlich nach 4stündigem Warten erschienen Träger,
el ließ ich kaufen, Fackeln machen, und froh war ich in dem
ugenblicke, Du kannst mirs glauben, als ich mit Salam vom
inister und mit good evening von meinem hübschen Brahminen
chiedlich begrüßt, Khursowa mit dem Rücken ansehen konnte."
äter hat derselbe Missionar einmal die Gastfreundschaft dieses Raja
ossen, aber wieder gegen indische Sitte verstoßen. Als er den
nern ein Trinkgeld geben wollte, ward der Raja sehr beleidigt:
pflege seine Diener selbst zu bezahlen." —

Daß diese Reisen nicht ohne große Strapazen sind und eine
ge Gesundheit erfordern, läßt sich leicht denken. Wochenlang
dem Pferde zu hängen, ist nicht Jedermanns Sache. Die Hitze
Tages ist auch in der kalten Zeit trotz Salahut und Sonnen-
m nicht gerade angenehm. Zuweilen muß der brennend heiße Kopf
einem nassen Tuche gekühlt werden. Besonders lästig ist aber
Nässe. Wird das Ende der Regenzeit nicht ganz genau abge-
tet, so bietet das mitgeführte Zelt oft wenig Schutz gegen die
engüsse. Selbst im Zelt muß man dann noch den Sonnen-
m als Regenschirm benutzen und läuft wohl Gefahr fortge-
emmt zu werden, wenn mann nicht auf Stühle und Tische
irt. Auch uns würde es kein angenehmer Anblick sein, wenn
in ein Dorf kämen, wohin wir unser Gepäck vorausgeschickt
en, und fänden unsre Hoffnung auf frische trockne Wäsche ver-
eil das ganze Dorf mit unsern durchnässten Hemden,
Decken 2c. garnirt ist. Und nun die reißenden Gebirgs-
Folge eines einzigen Regentages so anschwellen kön-
ht einmal die aus einem hohlen Baumstamme

oder zusammengebundenen Töpfen bestehende Fähre hinüberzubringen vermag, wir vielmehr tagelang ruhig warten müssen, bis sich das Wasser wieder verlaufen hat. Nicht zu vergessen die körperliche Anstrengung, die durch die Ausrichtung des heiligen Amtes verursacht wird, denn „viel Predigen macht den Leib müde."

Hören wir von dem Tagewerke des Missionar Flex am 27. Oct. 1869 in Hulsu. Da heißt es: „Von früh 8 bis 1 Uhr prüfte ich die Taufcandidaten, von 2—4 hielt ich in einem Mango-Walde Gottesdienst, wobei 1600 erwachsene Kolhs sich eingefunden hatten, von 4—5 taufte ich 17 Kinder und von 5—7 Uhr 107 Erwachsne. Von 7—8 confirmirte ich 27 Personen und segnete 5 Männer zu ihrem Amte als Gemeindeälteste ein und von 8 Uhr Abends bis 11 Uhr Nachts reichte ich 351 Personen das heilige Abendmahl. Am folgenden Morgen ward auch noch der Bau von 7 Bethäusern in den Dörfern besprochen."

Oder das ähnliche des Missionar Didlaukies am 13. p. Trin. 1871: „Den 13. Sonntag nach Trinitatis hatte ich auf dringendes Bitten der Aeltesten und Christen in Katanga das heilige Abendmahl bestimmt. Zuvor sandte ich neun Katechisten in jene Gegend, um die Taufbewerber in den Dörfern zu unterrichten. Da die Sonne in diesen Tagen sehr stark ist, war ich genöthigt, bei Nacht zu reisen. Morgens um 6 gelangte ich dort an. Die Katechisten brachten bald die Taufbewerber. Um 8 begann ich dieselben zu prüfen. Die Prüfung dauerte bis 1 Uhr. Die vor Kurzem in Katanga erbaute und für 600 Menschen eingerichtete Kapelle war heute zu klein. Ich musste die 1500 Christen, die anwesend waren, unter Tamarindenbäumen versammeln und dort ihnen den Gottesdienst halten. Dieser dauerte von $1^1/_2$ bis 3 Uhr. Von da bis 6 Uhr taufte ich 230 Erwachsene und 22 Christenkinder. Gegen 40 Erwachsene habe ich noch zurückstellen müssen. Um 7 Uhr fand die Feier des heiligen Abendmahls statt, an dem 300 Theil nahmen. Montag früh fand Gemeindeversammlung [illegible] Aelteste der Umgegend da. Ein je[illegible] Sehr erfreulich ist es, daß [illegible] zusammen kommen, in eine[illegible]

t das Reich Gottes um sich. Die Erndte ist hier groß, aber
Arbeiter."

er die Beschwerden steigern sich auch geradezu zu Gefahren.
issionar Didlaukies kam eines Tags mit 2 Gemeindeältesten
em Lehrer in ein Dorf, wo der Thikadar alle Christen hatte
en lassen. Die Leute hatten von irgend woher die Weisung
en, nicht mehr Rente zu zahlen als früher, und deßhalb sich
derungen des Thikadar widersetzt; das war die Ursache ihrer
nschaft. Der Missionar trifft den Thikadar nicht zu Hause,
er dessen Bruder. Als er diesem sagt, es sei Unrecht, daß
Rente verlange, als Recht und Brauch sei, wird er sammt
Genossen wüthend. Ein Christ wird so ins Gesicht geschlagen,
besinnungslos zur Erde fällt, andere an den Haaren hin
geschleift. Die Fürsprache des Missionars hat nur die
daß auch dieser mit seinen Leuten überfallen, mit Stock-
bedroht und als Räuber und Rebell angeschrieen wird.
00 Heiden waren beisammen. Es war ein furchtbarer Lärm.
öcke brausten ordentlich um die Köpfe herum. Da schreit
der des Thikadar: „Bringt einen Strick, bindet den Saheb,
der Anführer einer Räuberbande, führt ihn gebunden zur
" Auf die Bemerkung des Missionar, daß er allein zur
gehen werde, wird er zwar nicht gebunden, aber doch unter
mehrerer Soldaten am Arme fortgeführt. Die Bitte, sich
holen lassen zu dürfen, wird abgeschlagen. Du kannst ohne
leben, heißt es. Die Anklageschrift lautete: „Ein Saheb
) Christen ist in mein Haus eingebrochen, 500 Rup. und
nd Zeug und viele andre Sachen sind mir geraubt worden."
ch war das alles Lüge; weder Missionar Didlaukies noch
erer, die mit ihm waren, hatten das Haus des Thikadar
. Der Missionar war auch ganz fröhlich und benutzte die
e er vor der Polizeistation zubringen musste dazu, den Hei-
t predigen. Als aber endlich der Thikadar selbst kam,
er unüberlegten Handlungsweise entschul-
en Anerbi[illegible] bat, die Sache bei
achen [illegible] ach einer ernsten

Strafpredigt Verzeihung erhalten hatte, — [illegible]
doch froh, aus den Händen der [illegible]
aus deren Drohungen des Todtschlags [illegible]
sobald man nur den Versuch der [illegible]

Gewöhnlich gehen allerdings die [illegible]
soweit wie hier, sie lassen es bei Drohungen [illegible]
sie allerdings nicht sparsam zu sein pflegen. Ein [illegible]
hat ein Kuhhorn voll Goldstaub dem [illegible]
Rottrott todtschlüge, — er ist es, Gott sei Dank, [illegible]
geworden. Gegen denselben Missionar [illegible]
Zeit entsetzlich aufgebracht. Käme er in ihre [illegible]
todtgeschlagen, so sollte schon ein Pfeil den Weg in [illegible]
finden — er hat sich dadurch aber nicht [illegible]
doch hingegangen. „Wenn die Gualas ihre Drohungen [illegible]
geführt hätten, wäre ich wohl schon 20 mal todtgeschlagen"
in einem Briefe.

Die größesten Gefahren der Reise werden durch die [illegible]
das Klima und die zur Regenzeit von gewaltigen Wassern
plötzlich anschwellenden Flüsse verursacht.

Bei Tage kann man ja in Nagpur und Singbh
Tigeraxt reisen. Da hält sich der Tiger versteckt. Au
ein Missionar nicht gleich in Schrecken, wenn er sein Geb
die Thäler schallen hört. „Vor zwei oder drei Jahren
ein Missionar, „wäre mir bei den verschiedenen melodi
unmelodischen Stimmen des Waldes, bei denen die Tige
Baßstimme vertritt, und der Elephant die Fanfaren bl
etwas unheimlich geworden, aber man gewöhnt sich eben
und reitet darum nicht schneller." Indessen kommen au
tionen vor, wo eine Waffe vermisst wird, denn nicht im
der König der indischen Wälder die Reisenden. Nacht
auf die Pferde abgesehn, die in der Nähe des Zeltes a
sind. Ein Glück ist es dann, wenn er sich durch den ge
Kopf geworfenen Feuerbrand in die Flucht schlagen lä
Sommer dieses Jahres waren auf dem Wege von Tol
ssa in Zwischenräumen drei Tiger postirt, die Viele

haben. Als Missionar Nottrott einmal diesen Weg einschlagen wollte, ward ihm Abends vorher die Nachricht, daß ein Kolh eine halbe Stunde vom Orte durch einen Tiger zerrissen worden sei; die Hälfte des Körpers habe die Bestie fortgeschleppt, die andre liege noch da. Da hat er denn doch dem Sahis, der sich beklagte, daß der Saheb weder eine große noch eine kleine Flinte (Revolver) bei sich führe, erlaubt, unterwegs eine bhalua (Tigeraxt) zu leihen.

Geht man zu Fuß, so darf man nirgends hintreten, wo man nicht hinsehen kann, denn überall hat man Schlangen zu fürchten.

Flußübergänge erfordern der Krokodile und Wasserschlangen wegen große Vorsicht. Oft müssen halbestundenweite Umwege gemacht werden, um mit diesen unangenehmen Gästen nicht in Berührung zu kommen.

Aber jene Thiere brauchen die Furten gar nicht unsicher zu machen, die Flüsse sind an sich schon lebensgefährlich. Ich lese aus den Erfahrungen eines Missionars in dieser Beziehung ganz Entsetzliches. Da er mir aber verboten, es drucken zu lassen, darum nur so viel, daß er auf einer einzigen Reise mit seinem Sahis dem Tode durch Ertrinken zweimal nur mit genauer Noth entgangen ist.

Wir sehen, Missionare der Gegenwart und auch die Missionare der Kolhs können von den Fährlichkeiten des großen Apostel Paulus (2. Cor. 11, 23 ff.) ein gut Theil auch als die ihrigen bezeichnen. Doch darob wollen wir nicht sie rühmen, sondern den treuen Gott, von dem gesagt ist: „Er hat seinen Engeln befohlen über Dir, daß sie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, daß sie Dich auf den Händen tragen, und Du Deinen Fuß nicht an einen Stein stößest. Auf den Löwen und Ottern wirst Du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen.“ Bei 2000 Missionaren sind in den letzten 15 Jahren etwa 15 erschlagen und 2—3 von Schlangen verletzt worden. Was ist das bei so vielen! Das ist ein geringes Opfer gegenüber dem überschwänglichen Segen, den der Herr auf die Reisen der Missionare gelegt hat. Die Frucht der Reisearbeit unter den Kolhs wollen wir im Folgenden betrachten.

6. Unter den Heiden.

Luc. 5, 4.

Seinen Fischer-Beruf auszurichten hat der Kolh-Missionar auf der Station nur ausnahmsweise Gelegenheit. Alle, die dorthin kommen, sind mehr oder weniger schon fürs Evangelium gewonnen. Er muß hinaus in die wogende See des Volkslebens, auf die Märkte, wo die Heiden des Handels wegen zusammenströmen, in die Dörfer und Städte, vorzugsweise in die, wo das Heidenthum noch in natürlicher Kraft und Blüthe steht.

Da steht er auf dem Bazar, vielleicht vor einem kleinen Häuschen, das er sich dort hat bauen lassen, um Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu haben. Nicht lange, und eine ansehnliche Zuschauer-Menge hat sich um ihn versammelt, Hindus, Muhamedaner, Kolhs verschiedener Stämme. Nun erhebt er seine Stimme und liest aus der Bibel, die ihm der begleitende Katechist gereicht, eine Stelle vor, am liebsten Evangelien im Evangelio, wie Joh. 3, 16, oder das bei den Kolhs so beliebte Wort: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid ꝛc. oder die gleichfalls so ansprechende Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus. An diese Worte knüpft er eine kurze, eindringliche Darlegung des ganzen Heilsganges an. Daß er das heidnische Wesen geradezu angreift, ist nicht immer nöthig. Die einfache Verkündigung der göttlichen Wahrheit thut schon das Ihrige. Noch weniger hat er nöthig das Evangelium zu vertheidigen. Merkwürdig, das Wort Gottes pflegt selbst der Hindu nicht anzugreifen. Ja, er disputirt für sein Leben gern, er streitet über das, was Sünde ist, und wie *oftmals* Gott Mensch geworden sei ꝛc., legts auch darauf ab, den *Missionar* dem Gelächter der Menge preiszugeben — wenn er aber

z. B. zu starrköpfig leugnet, daß er ein Sünder sei, und der begleitende Katechist schlägt nun auf Befehl die Bibel auf und zeigt ihm schwarz auf weiß, daß er doch ein Sünder sei, — so hört der Widerspruch auf, die Disputation hat ein Ende, und man geht auseinander. Noch viel größere Scheu vor dem gedruckten Gotteswort und allen direct demselben entnommenen Sprüchen haben die heidnischen Kolhs. Geht ja doch bei ihnen die Sage, daß Gott der Herr sein Wort zu ihnen ins Land senden werde.

Ueber den Nutzen der Bazar-Predigt hat man viel gestritten. Einen handgreiflichen Erfolg hat sie auch wohl selten, doch streut sie immerhin den guten Saamen aus, der bei günstiger Gelegenheit aufgehn und Früchte bringen kann. Und noch Eins, das Evangelium tritt durch sie als eine Macht öffentlich hervor und unterminirt im Bewußtsein der Heiden allmählig aber sicher den Boden, auf dem sie mit ihrem Götzendienst stehen.

Für die Kolh-Mission sind die Predigt-Reisen am heilsamsten, die der Missionar hin und her in die Heidendörfer unternimmt.

Wie er an die Leute herankommt, ist seine geringste Sorge. Sie kommen zu ihm. Sobald die erste Kunde von der Ankunft eines Saheb erschallt, kommt das ganze Dorf in Bewegung. Es ist ja eine große Ehre, daß er auch zu ihnen kommt. Der Manki oder Munda des Orts wird es selten unterlassen, dem Gaste seinen Salam zu machen und nach seinen Wünschen zu fragen. Bereitwillig giebt er einen schönen Platz, wo das Reisezelt aufgeschlagen werden kann, womöglich seinen eignen Garten. Um auf kürzestem Wege in denselben zu kommen, reißt er wohl eigenhändig alle Zäune ein, die den Weg sperren. Rasch säubert seine Axt den Raum. Wasser und Brennholz schaffen bald die gefälligen Dorfbewohner. Kaum ist das Zelt aufgeschlagen, da ist sicher auch schon Jung und Alt aus dem Orte vor demselben versammelt. Oft umdrängen sie den Reisenden so, daß er sich buchstäblich erst Luft machen muß, um reden zu können. Und nun, er kann ja gar nicht anders, er muß doch den Leuten sagen, woher er kommt und *wohin er will und weßhalb* er reist. Aufmerksam hören sie seinen *Worten zu, nur hier* und da unterbricht ein Ruf des Erstaunens

die Stille, wenn ein neugieriges Auge etwas besonders Auffallendes im Zelt oder an der Person des Saheb entdeckt. Allseitiger Zustimmung zu seiner Rede kann der Missionar gewiß sein. Das ist ein gutes Wort, das ist ein wahres Wort, so rufen ihm Alle entgegen. Wollte er daraus auf sofortige Annahme des Evangelii schließen, so würde er sich freilich sehr irren. Es ist nur die kindliche Ahnung der Herrlichkeit des Evangelii, die sich in solchen Reden ausspricht. Die Predigt erweist in diesem unmittelbaren Eindrucke der Wahrheit, den die Hörer empfinden, ihre Gotteskraft. Von Zweifel, von Widerspruch des klugen Kopfes, des stolzen Herzens, wie bei den Hindus, ist hier keine Rede. Aber damit ist das Herz noch nicht gewonnen. Nicht um das Annehmen des Evangelii, sondern um das Aufgeben des heidnischen Lebens, des Trinkens, Tanzens, der Bigamie u. s. w. entbrennt der Kampf. Und der ist oft recht heiß.

Als ich in Jalasor ankam, schreibt ein Missionar, gings wild und toll her. Der Schulze, dem ich oft auf meinen Reisen begegnet bin, aber nie nüchtern gesehn habe, feierte das Fest des Neumondes, das allmonatlich mit Tanz und Illi begangen wird. Der Anblick war in der That entsetzlich. Im Hofe tanzten die jungen Leute beim Klang der Trommel, die Alten ließen die Blätterbecher herumgehen. Wüste, wilde Lieder, Geschrei und Zank, und als Vordergrund zwei alte, betrunkene Weiber, die, sich die Haare zausend, den Abhang hinunter gerollt waren! Als mich der Schulze erblickte, sprang er auf und kam mit dem Rufe: Mein Ahormguru! mein Ahormguru! (Lehrer) auf mich zu, mit ihm die ganze Gesellschaft. Er küßte vor Freude meine Stiefeln, daß ich Wort gehalten und auch sein Dorf besucht. Ich blieb auf meinem Pferde ruhig sitzen und sagte ihm, daß ich nicht bleiben könne, wo solche Teufelswirthschaft getrieben werde. Er meinte, es solle Alles aufhören, der Tanz und das Trinken, ich möge nur absteigen. Ich weigerte mich, bis die Töpfe mit Illi zerschlagen, und die Trommler nach Hause geschickt waren. In sein Haus ging ich aber doch noch *nicht, sondern* setzte mich unter einen Baum, bis mein Zelt aufgemacht. *Abends* kam der Schulze noch einmal, um mir sein Auge zu zei-

gen, was ihm seine Frau in der Trunkenheit mit ihren Nägeln nicht schlecht zugerichtet hatte. Am andern Morgen kam er nüchtern zeitig wieder, aber durchaus nicht beschämt. Er erklärte mir im Laufe des Gesprächs, er wolle Christ werden, aber nur den Schnaps möge ich ihm lassen. Ich sagte ihm: Es kam einmal ein Tiger zu den Schafen und sagte: ich will mit euch leben und auch Schaf werden. Die sagten: gut, dann laß dir deine großen Zähne und scharfen Krallen ausziehen. Nein, sagte der Tiger, nur die laßt mir. Konnten ihn die Schafe so aufnehmen? — Nein, meinte er, da hätte er sie ja aufgefressen, aber ich fresse doch keine Christen? — Nun wurde ihm bewiesen, daß er das doch thue.

Dies Entgegenkommen der Heiden gilt vorzugsweise von den Mundaris und Uraus. Bei den Larkas und Santals herrscht mehr Schroffheit, Starrheit und zugeknöpftes Wesen.

Manche Heiden suchen auch dem Missionar auszuweichen, es sind solche, die ein bös Gewissen haben, in erster Linie Rajas, Zemindare, Thikadare u. dergl., denen der Missionar wegen ihrer Bedrückungen und Ungerechtigkeiten Vorhalt zu machen kommt. Es ist wunderbar, wie die Leute sich vor dem armen Missionar fürchten, der doch kaum eine andre Macht hat, als die seines Wortes. — So der Raja von Bundgau in Singbhum, ein ausgemachter Feind der Christen, aber auch Tyrann der Heiden. Von einem Besuche bei ihm erzählt Missionar Nottrott Folgendes: „Er ließ sich natürlich verleugnen. Wo ist er? Aufs Feld gegangen. Da werde ich auch hingehn, zeige den Weg. Saheb, ich weiß nicht wohin. Du Lügner, der Raja ist im Hause. Gewiß nicht. Weißt Du jetzt den Weg? Ja, aber es ist zwei Stunden. Schadet nichts, und wenn es drei sind. Saheb, es giebt zwei Wege, wenn wir den gehen, kommt er auf dem andern zurück. Wie lange ist der Raja fort? O, drei Stunden. Siehst Du, daß Du ein Lügner bist; vor dem Dorfe traf ich den Manki aus Katinkel, der hat den Raja gesehen. Hat er mit ihm gesprochen? Ja. Nun, ich warte noch 10 Minuten, ist der Raja dann nicht da, lasse ich mein Zelt und meine Diener holen und mache hier vor der Thüre Dera, bis *ich den Raja gesprochen*. — Es dauerte auch nicht lange, da holte

ein Diener die Schuhe, die Se. Majestät in der Eile der Flucht unter der Veranda hatte stehen lassen, unter der ich auch saß, und nach 5 Minuten kam er selbst auf einem Umwege um sein Gehöft gegangen. Nun rückte ich ihm alle seine Sünden vor, er gab klein bei und versprach, die Leute nicht wieder zu quälen. Ich sagte ihm: was gesetzlich zu geben, das werden die Christen geben, und geben sie es nicht pünktlich und gut, lasse es mir sagen, und acht Tage darauf soll es da sein. Aber quälst Du sie, nimmst Du ihnen Ochsen, Schafe u. s. w., weil sie Christen sind, so können wir keine guten Freunde sein. — O, ich möchte wohl in Frieden mit Dir leben. — Ich auch, und darum will ich Dir nun den besten Freundschaftsdienst erweisen und Dir den Weg zum Himmel sagen."

Daß der Missionar bei seinen Predigt-Reisen keine Kanzel aufschlägt und ausführliche Predigten hält, versteht sich von selbst. Seine Kanzel ist wie beim Herrn Jesus jeder Ort, wo er sich gerade befindet, sein Zelt, sein Palki, sein Pferd, ein großer Grabstein, ein schattiger Baum, unter dem er ausruht, die Veranda eines Eingebornen oder dergleichen. Und sein Predigttext? Höchstens daß er einer größeren Versammlung, die sich vor seinem Zelte eingefunden, einen Abschnitt des göttlichen Wortes verliest und dann erklärt. Zumeist folgt er auch hier dem Vorbilde seines Herrn, der sich seinen Text durch alles das geben ließ, was er mit seinen Zuhörern eben vor Augen hatte. Aeußerungen der Leute geben auch reichliche Anknüpfungspunkte für die Verkündigung des Evangelii. Je einfacher, je anschaulicher, je mehr gesprächsweise diese geschieht, desto besser findet sie Eingang. Besonders die im Jangel wohnenden Kolhs wollen wie Kinder behandelt sein. Auch die Anschauung muß da zu Hülfe kommen, wenn alle Popularität nichts hilft, das Wort verständlich zu machen. Einer der Missionare pflegt da wohl zwei Linien in den Sand zu zeichnen und zu sagen, das sind zwei Wege, einen von beiden muß jeder Mensch gehen, u. s. w. Das verstehen sie dann. Und wenn er fort geht, so befiehlt er ihnen, die Zeichnung nicht weg zu wischen, sondern jeden Tag sich *davor zu setzen* und zu bedenken, welchen Weg sie gehen wollen.

Von dieſer Art, wir können kaum ſagen Predigt, ſondern
tterredung, noch einige Beiſpiele:

Ein alter Fährmann, ein Bhumij, ſetzt den Miſſionar Onaſch
er den Subanrekha-Fluß. Da entſpinnt ſich folgendes Geſpräch:
Wie lange biſt Du ſchon Fährmann? — An dreißig Jahre. —
iſt Du Reiſende ſchon in dieſem Fluſſe erſäuft? — Herr, das
ferne, der Herr iſt mein Zeuge. — Welcher Herr? — Dort
Sonne. Iſt die nicht auch Dein Herr? — Nimmer. — Wir
warzen Leute nennen die Sonne den Herrn der ganzen Welt.
e Sonne giebt ihr das Leben und erhält ſie. — Du biſt wohl
Pandit? — Nein, Herr, ich bin ein dummer Wald-Bewohner,
er das ſehe ich, daß Gras und Bäume durch die Wärme der
nne Leben bekommen. — Aber wo bleiben die Thiere? — Hier
Lande bekommen die Thiere nur Junge, wenn es warm wird. —
e dienſt Du denn dieſem Deinen Herrn? — Ich opfere ihm
hner und Ziegen. — Schwarze? — Wie könnte ich das thun,
warze Ziegen opfern wir nur den böſen Geiſtern, den guten aber
ße. — Iſt das all Deine Liebe zu Singbonga? — Wenn die
nne im Oſten aufgeht, dann lege ich meine gefalteten Hände an
Stirn und verneige mich. — Bruder Onaſch erzählte ihm dann,
e man Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten müſſe." —

Ein andrer Miſſionar ſitzt mit dem Munda eines Dorfes auf
em der großen Leichenſteine des Begräbnißplatzes. Das giebt
n Anlaß zu folgendem Geſpräch: Wer liegt denn da unten? —
ein Vater. — Wo iſt er denn jetzt? — Das weiß ich nicht. —
iſt Du nie darüber nachgedacht? — Lachend: nein! — Lebt
nn gar nichts mehr von ihm? — O ja, ſeine Seele. — Nun,
iſt die denn? — Die hat Singbonga genommen. — Ja, wo
t er ſie denn hingethan? — Die wird wohl bei ihm ſein. —
, wenn Dein Vater hier Gottes Willen gethan hat, dann iſts
hl möglich. Thuſt Du denn Gottes Willen oder des Teufels
illen? — Des Teufels. — Nun, ſo ſchaffe, daß Du Singbongas
al zu ihm kommſt ꝛc. ꝛc. —
er faſt täglich betrunkenen Manne wird
Er bleibt ſtumm. Als von den

Höllenqualen geredet wird, lacht er. — Und da kannst Du noch dazu lachen? — Antwort: Du weißt nicht, was ich weiß. Ich ging vor etwa 20 Jahren einmal nach Jomkajadi, sechs Stunden von hier. Da wurde ich krank und starb. Zwei Himmelsdiener — „Wie sehen sie aus?“ — Sie hatten Flügel, — die trugen mich aufwärts und brachten mich zu einem alten, alten Mann, der hatte einen großen dicken Kopf und einen langen Bart. Das war Singbonga. Der fuhr die Diener an und sagte: Den bringt nur wieder zur Erde, an dem finde ich keine Schuld! So mussten mich die Himmelsdiener wieder zur Erde und in meinen Leib bringen. Singbonga hat mir selbst gesagt, bei mir wäre keine Schuld, wovor soll ich mich also fürchten? Deshalb lache ich, wenn sie vom Feuerhause erzählen. (Das Feuerhaus denken sich die Kolhs mitten in der Erde.) — Das mag alles wahr sein, sagt der Missionar, aber Du hast Singbongas Worte nur nicht recht verstanden; er hat nicht gesagt, an dem finde ich keine Schuld, sondern: an dem finde ich viel Schuld. Das hast Du verhört. Wärst Du ohne Schuld, so hätte er Dich bei sich im Himmelshause behalten, so aber hat er Dich ja fortgeschickt. Daraus siehst Du, daß Du ihn falsch verstanden haben musst. Nun konnte er Dich gleich ins Feuerhaus schicken, aber er ist gut und gnädig, daß ers nochmals mit Dir versuchen wollte und sagte: bringt ihn auf die Erde zurück. Das that er, damit Du erst den Himmelsweg von uns höreſt und annehmest. Und nun thue das bald.“

Als der Missionar in einem Hause die Christen des Ortes zum Gebet versammelte, kamen viele Heiden an die Thüre und fragten, ob sie wohl zusehen dürften? „Vom Sehen habt Ihr nichts,“ wird ihnen geantwortet, „aber wenn Ihr hören und dann zum Gebet niederknieen wollt, dann könnt Ihr bleiben.“ Sie wären keine Christen, wozu sie denn niederknieen sollten. „Wer hat Euch denn erschaffen?“ „Gott.“ Wer lässt denn den Reis wachsen, wer giebt Regen und Sonnenschein? Gott. „Könnt ihr vor Euerm Schöpfer und Erhalter nicht niederknieen und ihm danken?“ Das schien ihnen denn einzuleuchten, und die große Mehrzahl, wohl *an 20, blieben* und beteten mit, während die Uebrigen gingen.

Ein ander Mal sehen wir einen Missionar um die Seele eines engroßen Santal ringen. Es ist ihm Alles vorgehalten, er hat h Vielem seine Zustimmung nicht versagen können. Aber warum lst Du denn den heidnischen Weg, der Dich ins Verderben führt, t verlassen? — Saheb, mein Vater ist diesen Weg gegangen, gehe ihn auch; wo mein Vater hingekommen ist, da will ich auch . — Um diesen Punkt bewegt sich nun das Gespräch zwei unden lang, hartnäckig wird von beiden Seiten gekämpft, endlich das starre Santalherz weich: „Ja, Saheb, ich will Christ rden.“ —

Meistentheils trifft der Missionar bei den Heiden einen schon gend wie vorbereiteten Boden. Die Predigtreisen der Missionare, e Wanderungen der Katechisten, und vor Allem das eigne Zeugniß r Christen haben es dahin gebracht, daß das Evangelium kaum den abgelegensten Jangeldörfern noch ganz unbekannt ist. Darum llen dem reisenden Missionar viele Heiden als reife Früchte in den choos, er hat durch seine Begegnung nur noch den letzten Anstoß geben, daß sie sich unter die Taufcandidaten aufnehmen lassen, t ist auch das nicht mehr nöthig.

Zeigen wir aus dem Leben heraus, was die heidnischen Kolhs m Evangelio hintreibt. Es sind verschiedene Gründe.

Da kommt ein Mann zum Missionar und sagt, er sei der ahan von Garai, habe lange Jahre dem Satan geopfert, wolle m aber nicht mehr dienen, schon längst habe er verlangt, Christ u werden, nun habe er gehört, daß, wer an Jesum glaubt, in den immel komme, und schließt mit der Frage, ob ihn der Satan icht tödten werde, wenn er seinen Dienst aufgebe. Als ihm Bescheid geben wird, nimmt er die Korallen von seinem Halse und legt e zu den Füßen des Missionars mit den Worten: „Saheb, nimm s, ich brauchs nicht mehr, sage Deinem Jesus, daß er mich alten ann vom Satan befreie. Nach einem Gebet auf den Knieen, s der tiefbewegte Missionar mit ihm betet, läßt er sich seinen ßen Zopf abschneiden und zieht fröhlich nach Haus.

Ein andrer Heide kam und sagte: Saheb, ich will ein Christ rden. — Warum willst Du das? — Mir gefällt es nicht mehr

als Heide; ich will jetzt dem Herrn Jesu dienen. — Woher
Du denn den Herrn Jesum? — Als mein Vater ein Christ
trieb ich ihn aus dem Hause, aß nicht, trank nicht mit ihm
hielt ihn für einen großen Sünder, daß er die Kaste gebroche
Als er dem Tode nahe war, ermahnte er mich flehentlich:
Sohn, ich sterbe jetzt und gehe zu dem Herrn Jesu in die S
Bedenke, was wird aus Dir werden! Werde Du auch ein
damit Du nach dem Tode auch in den Himmel kommen
Die Stimme meines sterbenden Vaters verfolgt mich au
Wegen und läßt mir weder Tag noch Nacht Ruhe. — Er
mit seiner ganzen Familie anschreiben.

Hier lag ein Heide krank. Er hatte die Auszehrung
fast arm geopfert. Als er von der Ankunft des Missiona
bittet er ihn in sein Haus zu kommen. Er möchte hören,
der Prabhu Jsu gesund machen werde. Bei ihm ist sein Vet
gesunder, rüstiger Mann. Schon viel hatte der Katechist
gearbeitet. Er hatte aber den Bruch mit dem Heidenthum bi
verweigert, bis der Saheb einmal käme, er müsse den erf
fragen. Nun ist er da, da rückt er denn mit seiner Frage
Es ist für einen Kolh schon eine halbe Kerkermeisterfrage:
sage Du mir selbst, wie es sich mit dem „nach dem Tode"

Wieder einmal vermahnte ein Missionar einen abge
Christen, der vor innerer Angst zitterte. Viele Heiden sa
die Gruppe herum, sahen und hörten zu. Als der Missiona
den Ort verlassen hatte und bereits ein Stück im Walde w
er rufen. Es ist ein Heide, ein Schmied, der mit zugehö
Er sagte, er und seine Frau wollten Christen werden. D
sich beide gleich auf ein Paar Steine nieder und verbracht
ein halb Stündchen in christlichem Gespräch. Der Mann gesta
das Zittern jenes Abtrünnigen in ihm solch eine Todesfurc
gerufen habe, daß er Christ werden wolle, um seine Seele z

Ein Christ antwortete auf die Frage: wie es denn g
daß er als der Erste in seiner Gegend Christ geworden s
welcher Missionar zuerst zu ihm gekommen wäre: „Ein M
ist gar nicht zu mir gekommen. Ich hatte blos gehört,

ndern Gegenden die Leute Christen würden; daß ich selbst aber auch
hrist werden sollte, dazu habe ich den Ruf im Traume bekommen."

Ein großes Contingent derer, die Christen werden wollen, kommt in der Ueberzeugung, daß der Bongadienst Thorheit sei. Sonderlich drängt sich ihnen die Erkenntniß auf, daß sie durch den Bongadienst mit seinen Opfern und kostspieligen Gastereien und Saufereien verarmen, und längst schon sind Vielen diese oft den Werth von 2 Ochsen, also etwa $^1/_4$ oder $^1/_6$ des ganzen mobilen Vermögens absorbirenden Gelage beschwerlich gewesen, ja so unangenehm, daß sie das Essen zu verpfeffern pflegten, um nicht von den Gästen arm gegessen zu werden.

Andere lassen sich durch wirkliche Furcht vor den Bongas bestimmen. An der Realität dieser bösen Geister zu zweifeln, fällt ihnen gar nicht ein. Sie halten daran noch fest, auch wenn sie Christen geworden sind. Aber sie seufzen unter ihrer Herrschaft so, daß sie sich nach einem Mächtigeren, nach einem Erlöser und Heiland sehnen. Und den finden sie eben in Jsu Massih. Weil er stärker ist als die Bongas, darum bekehren sie sich zu ihm. Woher aber wissen sie, daß er stärker ist? Aus den vielen Gebetserhörungen, die unter den Kolhs eine unleugbare Thatsache sind. Auch wenn neben dem Gebet Medizin gegeben worden ist, und die Krankheit weicht, sehen sie das als eine Hülfe Jesu an.

Eine ganze Reihe solcher Bekehrungsgeschichten könnte man erzählen, von denen eine der andern aufs Haar ähnlich ist, alle etwa wie folgenden gleichen: Die Brüder, erzählte ein Christ, sagten oft zu mir, werde doch auch Christ. Ich aber wollte lange nicht. Da aber fing der Teufel an, mir viel Leids zuzufügen. Ich wurde sehr krank. Da nichts helfen wollte, ließ ich die Brüder rufen, damit sie für mich beten möchten, und siehe da, ich wurde gesund. Da konnte ich nun nicht länger widerstehen und wurde Christ.

Die, welche leibliche Hülfe erhoffen, abweisen, das würde heißen gegen die Praxis unseres Heilands selbst handeln, der so viele, viele freundlich annahm, die auch nur durch leibliches Elend zu ihm geführt wurden. Das aber wäre nicht minder unevangelisch, wollten sie nicht das *Gefühl* der leiblichen Noth zum Gefühl der

geiſtlichen vertiefen und den ſchwachen Glaubensfunken
heiliger Flamme anfachen. Danach wird denn auch verf

Miſſionar Nottrott erzählt: Ein Mann, Namens Ch
ſich ſchon ſeit einem Jahre zu den Chriſten und begehrt
Familie die Taufe. Ich fragte ihn, weßhalb er denn Ch
wolle? — Um von meinem Leid befreit zu werden. —
für Schmerz? — Hormorea dukhute, von meinen Körpe
Er leidet nämlich ſeit lange an Geſchwüren am Halſe. —
ihm, das ſei fraglich, ob es der Herr auch für gut befinde,
zu befreien, und erzählte ihm die Geſchichte vom arme
und daß der noch andere Schmerzen gehabt, davon hät
Herr befreit, nämlich den Sündenſchmerz. Ob er auch
ſeine Sünden betrübt geweſen? — Nein. — Sein Herz
gänzlich unbekehrt, der Grund, warum er Chriſt werde
nur ein äußerlicher. Ich habe ihn zwar bis zuletzt im
richt behalten, von der Taufe mußte ich ihn aber bis au
zurückweiſen." —

Eines Tages, erzählt Miſſionar Jellinghaus, ritt
nahe Dorf Ruſtola, um Oelbäume zu kaufen und beſuchte
chriſtliche Familie des Orts. Als ich das Dorf verließ
Heide hinter mir her und bat mich, einen kranken Mann z
Ich ging in ſein Haus und fand einen abgemagerte
leidenden Mann, faſt nackend da ſitzen. Ich ließ ihm i
ſagen, ich wollte ihm Medizin geben und für ihn beten, d
machen könne ihn nur Gott. Dann betete ich zuerſt in
ihm, ließ dann den Katechiſten in Mundari beten. Soba
Hauſe kam, ſchickte ich ihm Medizin und betete in der Ab
für ſeinen Leib und ſeine Seele. Als ich am andern
zu ihm kam, hatte er ſich etwas gebeſſert und ſagte nun
wolle Chriſt werden. Ich ließ ihm in Mundari ſagen, da
für unſre Sünden gelitten, und daß ſeine großen Schm
in Krankheit ein Troſt ſeien. Der Kranke antwortete:
ich des Herrn Jeſu geworden." In den folgenden Ta
ich einen chriſtlichen Miſſionsdiener zu ihm, der nahm
recht freundlich an. Der Kranke bat ihn am 4. Tage, d

Zopf abschneiden möge, und die Frau legte ebenso ihren
chen Schmuck ab.

Daß die Christen es selbst recht wohl wissen, daß das Gebet
u Massih nicht zu einem unheiligen Zaubermittel gemacht
t dürfe, beweist folgender Fall:

In der Nachbarschaft von Karla war ein Mann schwer erkrankt,
ie Verwandten brachten ihn zu Mansukh, dem Aeltesten von
baba, der schon mehrere Kranke gesund gebetet hatte. Dieser
ihn einige Tage da und betete viel für ihn. Er wurde
und vergnügt brachten ihn die Verwandten nach ihrem Dorf
Die Besserung bewährte sich, er galt für geheilt. Da
er und die Verwandten sicher, rühmten, nicht der Christen
habe geholfen, sondern ihre Opfer hätten nachträglich gewirkt,
veranstalteten ein großes Dankopfer. Aber am andern Tage
der kaum Genesene einen Rückfall, und dem Tode nahe
er auf seinem Bette wieder nach Champaba gebracht. Die
n sollten wieder beten. Mansukh aber sah darin ganz richtig
ttesgericht, verweigerte jetzt das Gebet, und der Kranke wurde
iche hinweggetragen.

Wie die Furcht vor den Bongas die Einen zum Evangelium
ot, so hält sie auch Andere wieder zurück. Von denen muß
issionar hören: siehe wir können nicht Christen werden, wir
n mitten im Jangel, kehrten wir den shaitan den Rücken,
rden Tiger und Schlangen uns bald todt machen. Und da
uch kein Reden und Demonstriren, daß auch der Saheb den
n nicht anbete, und der thäte ihm doch nichts; die armen blin-
lenschen bleiben dabei: ja, uns aber würde er doch todt machen. —
Vielfach melden sich die Heiden übrigens gleich familienweise.
n Missionar, der sich einst sehr betrübt darüber äußerte, daß
blos aus Familienrücksichten überträten, sagte ein Katechist:
eb, ich bin auch der Verwandten wegen Christ geworden,
r sind mir die Augen erst aufgegangen, und ich habe den
d recht lieben lernen."

Aehnlich dürfte der Fall zu beurtheilen sein, wo mehrere
ihrem Pahan nachfolgen. Missionar Didlaukies erzählt dar-

über: „In demſelben Orte iſt einer der Chriſten Prieſter
12 Dörfern geweſen. Wenn irgend wo Krankheit vorkam,
er ſofort zum Opfern gerufen. Die Heiden glaubten feſt, da
alle Bongas und reißenden Thiere gehorſam ſeien. Er wa
Allen geehrt und gefürchtet. Wenn ein Tiger einen Ochſen
Schaf tödtete, dann ſagten ſie, der Prieſter ſei auf ſie böſe,
habe er den Tiger geſandt, der ihnen Schaden thun ſolle.
gingen gleich die Dorfleute zu ihm und baten, das Thier doc
wieder zu ſenden. Als er im vorigen Jahre (1870) Chriſt
machte es großes Aufſehen. Es folgten ſchon mehrere Heiden
Beiſpiel, und hoffentlich thun es noch viele. Sie ſagen:
Pahan iſt Chriſt geworden, was ſollen wir machen? Wir
auch Chriſten.“ —

Es iſt das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit, der
darität, in dem bei beiden Fällen das tiefere Motiv zu ſuch
dürfte. Auch das können wir nicht ohne Weiteres ver
müſſen uns deſſelben vielmehr freuen, denn es bietet die Ho
daß das Chriſtenthum keinen bleibenden Riß in das Vol
bringen, vielmehr ſeiner Zeit die Volksreligion der geſammten
ſein wird.

In Nagpur treiben auch jetzt noch die ſocialen Mi
große Maſſen in die chriſtliche Kirche. Die Miſſionare könn
bedrückten Leuten in ihren Landſtreitigkeiten nicht helfen, un
es ihnen tauſend Mal, dennoch aber hegen ſie die Hoffnung
zu erlangen, ſo bald ſie Chriſten werden und ſich auf die L
Inquirers aufſchreiben laſſen. Miſſionar Jellinghaus ſagt d
Von ihrem religiöſen und ſocialen Ruin konnte ſie nur das C
thum retten, ſie müſſen entweder zu Grunde gehn oder
werden. Dies ſehen die Stammeshäupter und die Klüger
ihnen ſehr wohl ein und ſagen es auch geradezu ermahnen
heidniſchen Brüdern. Es findet auf die Kolhs wörtlich da
würdige Wort des Herrn Anwendung: „„zwinge ſie herein z
men.““ Sie werden zum Chriſtenthum gezwungen trotz ihrer
luſt durch ihre verzweifelte ſociale Lage.“ Dieſe Leute g
abzuweiſen würde ebenfalls nicht recht ſein. Denn was

innerste Kern ihrer Ueberzeugung, durch Annahme des Christen-
thums sociale und politische Hülfe zu erlangen? Doch auch Heils-
erlangen, aber ein keimartiges, ein unbewußtes, in die Form
gekleidet, die ihrem sittlich religiösen Zustande eben conform ist. Es
kommt nur darauf an, aus der Schale den rechten Kern heraus
zu schälen, durch Unterricht und Erziehung zu entwickeln.

Sind bei der Meldung unlautere Motive offenkundig, so wird
rücksichtslos abgewiesen. Doch finden sich solche, wenn wir nicht
übige Hoffnung auf sociale Rettung dahinrechnen wollen, weniger
ei den Kolhs als bei den niederen Hindukasten. Mit derartigen
Leuten wird dann etwa folgendermaßen verfahren: Saheb, ich will
Christ werden. — Weshalb denn? — Es ist mein Wille so. —
Du willst Deines Bauches wegen Christ werden und meinst, wir
sollen Dich füttern, daß Du faul sein kannst; Deiner Seele wegen
willst Du es nicht. — Doch, Saheb, blos meiner Seele wegen. —
Hast Du denn so viel gesündigt in Deinem Leben? — Saheb, ich
sündigt? Nicht eine Sünde habe ich gethan. — Siehst Du, jetzt
iß ich, daß Du Deines Bauches wegen kommst. Für solche Leute,
keine Sünde gethan, ist der Heiland nicht gekommen ꝛc. So
den sie ohne Trostwort entlassen, wohl aber ein Stachel ihnen
Gewissen gedrückt, vielleicht daß der sie mit anderem Verlangen
der zurückbringt.

Geleugnet soll nicht werden, daß unter besonderen Umständen
Leute der letzteren Kategorie zum Katechumenat angenommen
den. So meldete sich ganz kürzlich der reiche Munda von Lum-
, der bis dahin ein arger Feind der Christen gewesen und sie
Gemeinschaft mit dem Raja von Bundgau verfolgt hatte. Was
trieb, war klar. Es war die Angst vor Strafe, denn er hatte
Steuer von drei Jahren bei seinen Dorfgenossen eingetrieben,
leich sie bezahlt war, und er selbst die Quittungen in Händen
te. Was nun thun? Ihn annehmen? Das war bedenklich.
n abweisen — noch bedenklicher, denn dann hätte er sich erst
t wieder ins gröbste Heidenthum gestürzt und wäre voraussicht-
r alle Zukunft christlichem Einfluß entzogen gewesen. Dazu
daß er doch wenigstens ein inneres Verlangen, das er nicht

hatte, auch nicht hartnäckig heuchelte, sondern auf Zureden seine Beweggründe gestand. Auch redeten ihm andere Christen Wort. — Nach langem Ueberlegen ist er denn in der Hoffnung angenommen worden, daß die Gnade Gottes, die ja manchen Wege hat, in einem längeren Katechumenenunterrichte sein erfassen werde. Bei seiner Aufnahme hat er schriftlich versprochen dem Branntwein zu entsagen, widrigenfalls die gefürchtete gegen ihn anhängig gemacht würde, auch die fraglichen Quittungen dem Missionar zur Aufbewahrung ausgeliefert. —

Uebrigens dünkt es uns ziemlich unwesentlich, wodurch Heiden zur Annahme des Christenthums bewogen werden; die Hauptsache ist, daß sie eben kommen. Auch ein Fischer fragt nicht danach, was die Fische in sein Netz treibt, wohl aber danach, ob sein Netz stark genug ist, die Beute zu halten, und Gehülfen genug da sind, sie ins Schiff zu ziehen. So werfen auch die Menschenfischer ihr Netz des Evangeliums in das Meer des indischen Heidenthums. Der, welcher es ihnen befohlen hat, füllt es. Wie? — das ist seine Sache. Ob er die Fische durch die Woge einer natürlichen Bewegung hineintreibt, ob Viele es gar nicht wissen, wie sie hineinkommen, ob Andere blos durch ihre Genossen mit fortgerissen werden — was geht es sie an! Ihr Herr, das wissen sie wohl, hat Weg allerwegen, an Mitteln fehlts ihm nicht. Genug, daß er noch seine Verheißung in Erfüllung geht, und das auf sein ausgeworfene Netz voll wird. — Aber das dürfen sie nimmermehr vergessen, daß jetzt erst die eigentliche Arbeit anfängt, die Fische müssen aus dem Meere herausgehoben, sie müssen in das Schiff gebracht werden. — Wohlan denn, Ihr Menschenschiffer, freuet Euch über jeden Fang, den Euch der Herr bescheert, und folget Petrus dem Wundermanne Jesus Christus beschämt zu Füßen; aber rühret auch Eure Hände und zieht wacker an dem Netze, daß die Fische wirklich herauskommen aus den Fluthen des Heidenthums, und sehet Euch vor, daß auch das Netz nicht zerreiße und die gefangenen Fische nicht wieder verloren gehen. —

Um die Aufnahme unlauterer Elemente in die Gemeinde zu verhüten und überhaupt die Taufe nicht zu entwürdigen, gab

ben ein längeres oder kürzeres Katechumenat vorher. Während
selben werden die Inquirers gehörig unterrichtet und in ihrem
ndel genau beobachtet. Da ist Zeit von den Fischen „allerlei
ttung", die man gefangen hat, „die guten in ein Gefäß zusam-
n zu lesen, aber die faulen wegzuwerfen". Bei zweifelhaften
rsönlichkeiten wird die Vorbereitungszeit verlängert. Wo aber
nöthige Unterricht ertheilt wird, und die gehörige seelsorgerliche
handlung stattfindet, da wird auch die erfreuliche Erfahrung
macht, daß nach ein oder spätestens zwei Jahren die heilige Taufe
heilt werden kann.

Daß trotz fleißigen Unterrichts und gewissenhafter Prüfung auch
er der Menge der Getauften „faule Fische" mit unterlaufen,
ist bei der geringen Zahl der Missionare, die ja auch nicht
zenskündiger sind, von vorn herein entschuldigt. Sie wieder
zuschließen oder doch noch für ein heiliges Leben zu gewinnen,
u dient die Kirchenzucht. Um aber ganz sicher zu gehen, hat
n in der Kolh-Mission außer dem Tauf-Katechumenat noch ein
ites, dem Genuß des heiligen Abendmahls vorangehendes ein-
ichtet. Erst wenn die christlichen Kolhs nach nochmaligem Unter-
t das Recht erlangt haben, das heilige Abendmahl feiern zu
fen, sind sie vollberechtigte Gemeindeglieder.

Es erübrigt unserer Betrachtung noch Eins. Man hat, und
r von Seiten der Missionare selbst, gesagt, das Wort „Bekeh-
ig" bezeichne nur ungenau den Uebertritt der Kolhs zum Christen-
me. Das mag richtig sein, wenn man das Wort in seinem
matischen Sinne nimmt, wo es die aus ernstlicher Reue über
Sünde und aus dem seligmachenden Glauben an die Vergebung
Sünde durch Christum bestehende Herzensumkehr bedeutet. Solche
kehrung findet sich allerdings auf jenem Punkte der Entwickelung,
dem Heidenthum der Rücken gekehrt wird, bei den Kolhs noch
t. Wir haben auch schon öfters darauf hingewiesen (vergl.
h. I. unter Sehnen und Suchen), daß das eine reine Unmög-
keit ist. Nichtsdestoweniger möchten wir für die Annahme des
ms durch die Kolhs das Wort „Bekehrung" in Anspruch
n das ist doch in der That auch eine Bekehrung

wenn man auf seinem alten ins Verderben führenden Wege umkehrt und den Weg betritt, dessen Endziel die Seligkeit ist. Und dieses Umwenden, dieses Brechen mit dem alten Wesen, dieses Sichhingeben an die Gnade — das eben geschieht doch mit dem Aufgeben des heidnischen Treibens. Es ist auch wahrlich nicht so leicht, als es scheint. Mag es immerhin richtig sein, was Missionar Jellinghaus sagt, daß den Kolhs das Christenthum eine Religion giebt, die ihrem ganzen Wesen viel mehr entspricht, als der Hinduismus, daß man dreist sagen könne, der Kolh stehe dem Europäer näher in seinen Anschauungen über die Stellung des weiblichen Geschlechts, über Familienleben, Arbeitsamkeit ꝛc. als dem orthodoxen Hindu, er brauche, um Christ zu werden, seine häuslichen Sitten nur darin zu ändern, daß er dem Branntwein und dem Bongadienste, und was damit zusammenhänge, entsage — geben wir auch das zu, daß das Aufgeben der Tanzgelage ihnen nicht so schwer zu werden scheine, weil diese Tanzgelage mit ihren Verführungen zum Ehebruch viel Streit in die Familien brächten, und daß viele heidnische Kolhs es ihren Frauen durchaus nicht erlaubten, auf den Tanzplatz zu gehen, und ebenso viele Frauen ihre Männer durch Drohung von Weglaufen von diesen wilden Vergnügungen zurückhielten — das Branntweintrinken gänzlich zu lassen, von den Vergnügungen der Akra völlig wegbleiben, allen heidnischen Schmuck ablegen, dazu der Gefahr sich aussetzen, von den heidnischen Verwandten nicht nur gemieden, sondern verachtet und geschmäht zu werden, die Verfolgung, Mißhandlung und Beraubung der Grundbesitzer sich zuzuziehen — das ist doch eine Forderung, die für ein von Jugend auf in dem Wandel nach väterlicher Weise eingewurzeltes und eingewohntes Heidenherz in ihrer ganzen Größe nicht unterschätzt werden darf. Es ist ein großer Schritt, den die Kolhs thun, wenn sie sich zum Taufunterricht melden. Es ist ein Schritt, der keineswegs aus einer Nützlichkeitsberechnung erklärt werden kann. Es ist eine That, die nur Gott der Herr gewirkt hat. Er treibt die Fische in das Netz. Es ist Bekehrung. —

7. Im Christen-Dorfe.

Philipper 3, 12.

Vor 10 Jahren waren alle Dorf-Bewohner noch Heiden und lebten nach väterlicher Weise. Sie hatten wohl gehört, daß die Sahebs einen „neuen Weg" verkündigten; und daß viele ihrer Brüder in Chota Nagpur auf demselben wanderten, auch war wiederholt ein Katechist bei ihnen gewesen, der ihnen von Jsu Massih verkündigt, daß der mächtiger sei, als alle Bongas, — aber wie sehr sie auch zugestimmt hatten: „Das ist ein gutes Wort, das ist ein wahres Wort" — keiner hatte es übers Herz bringen können, mit den Christen zu essen und Jlli-Trinken und Puja-Machen aufzugeben. Da hatte einer der Angeregtesten viel dukh (Trübsal) erleiden müssen, die Hälfte seines Landes war ihm genommen, seine Ochsen-Heerde, bisher der Stolz seiner Augen, auf wenig Köpfe zusammengeschmolzen, und alles Processiren hatte nichts geholfen, nur Rupies über Rupies gekostet; — dazu war er in schwere Krankheit gerathen, aus der ihn nichts retten konnte, so viel auch den Bongas und Zauberern geopfert wurde — ein verlorener Mann. Unter seinen Leiden und Trübsalen tauchte die Erinnerung an das Wort des Katechisten lebendiger in ihm auf. „Vielleicht kann Jsu Massih mir helfen, und wenn er hilft, dann will ich sein Wort annehmen." Gerade zur rechten Stunde tritt auch der Mann mit der Bibel-Tasche an der Seite wieder in seine Hütte. „Bete, bete mit mir!" so ruft er ihm entgegen. Und er betet mit ihm, betet lange und anhaltend, betet bis der Kranke gesund ist. — So war der erste Christ im Orte gewonnen.

Nicht leicht war sein Stand unter den heidnischen Verwandten und Dorfgenossen. Keiner wollte mehr mit ihm essen, von Allen

wurde er gemieden. Aber die wunderbare Genesung hatte d
einen gewaltigen Eindruck gemacht. Sie wurde der fast ausschli
liche Gegenstand der Unterhaltung auf der Akra und wenn
Nachbarn unter der Veranda zusammensaßen. Die ersten, die
ihm zum Padre Saheb gingen und sich in die Liste der Inquir
(Tauf-Candidaten) aufnehmen ließen, waren seine Frau und s
Kinder. Länger schon dauerte es, ehe der eine oder andere
dem Orte ihm folgten. Aber sie kamen, überwältigt durch
Zeugniß ihres Genossen, der mit begeisterten Worten ihnen
Nichtigkeit ihres Teufels-Glaubens und den Ruin, dem sie
ihrem Saufen entgegen gingen, immer und immer wieder aus
tes Wort und seinem eignen Leben vorpredigte.

Bisher hatte wenig Feindschaft die Christen getroffen.
aber wurde es den Heiden Angst. Der Pahan, besorgt, daß
Einfluß und sein Gewerbe geschädigt werde, schäumte vor
und schürte heimlich das Feuer des Hasses mit allerlei plum
Lügen über die Christen und drohte mit dem schrecklichsten
der Bongas. Der Munda bot all seinen Einfluß auf, die w
sende Bewegung im Keim zu ersticken. Am empfindlichsten war
Haß des Zemindars, dem sie den Land-Zins zu zahlen ha
Keine Gelegenheit wurde von ihm versäumt, die Christen zu dri
und zu brandschatzen. Umsonst! Hartnäckig, wie sie von
waren, widerstanden sie jetzt erst recht und setzten allen Anfein
gen eine wirklich heldenmüthige Geduld entgegen.

Die Frucht blieb nicht aus. Von Jahr zu Jahr mehrte
das Christen-Häuflein. An Kämpfen, an herzbewegenden Käm
zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Verwandten fehlt
freilich nicht, auch nicht an Schwankungen und Rückfällen. En
aber gab es kein Haus mehr im Orte, das nicht ein christl
gewesen wäre. Der Einfluß des bekehrten Munda diente der
derung des Christenthums, wie früher dem Widerstande des he
schen Wesens. Einige starrsinnige Leute, die sich durchaus
zur christlichen Ordnung bequemen wollten, hatten im D
Hütten abgerissen und im Nachbar-Dorfe
hatten sie verkauft und waren ganz aus

er letzte, der sich seinen Zopf abschneiden ließ, war der Pahan, r Teufels-Priester des Ortes gewesen.

Daß die christlichen Kolhs nicht aus ihrer gewohnten Umgebung ausgerissen und etwa auf Missions-Stationen angesiedelt werden, en wir schon früher hervorgehoben. In unserm Christen-Dorfe n wir recht den Segen dieser Einrichtung. Der erste Bekehrte h so einem Baume auf freier Halde, der wohl von allen Seiten stürmt wurde, aber um so fester seine Wurzeln in die Erde ug und seinen Saamen weit um sich herumstreuen konnte.

Von ähnlichem Werthe ist der andere Grundsatz, daß den hs auch ihre Lebensweise, Sitte und Kleidung, so weit sie nicht dem Evangelio streiten, gelassen werden. Sie werden nicht opäisirt, sondern sollen Kolhs bleiben, nur aber christliche wer-. Von ihnen gilt darum recht eigentlich das, was in einem tlichen Liede von den Christen überhaupt gesagt ist:

Sonst sind sie des Adams natürliche Kinder
Und tragen das Bilde des Irdischen auch:
Sie leiden am Fleische, wie andere Sünder,
Sie essen und trinken nach nöthigem Brauch.
In leiblichen Sachen, in Schlafen und Wachen
Sieht man sie vor Andern nichts Sonderlichs machen;
Nur daß sie die Thorheit der Weltlust verlachen.

Da liegt ihr Dörfchen. Es sieht noch gerade so aus, wie vor hn Jahren. Nur Schmutz und Unordnung sind bedeutend ver-wunden. Die Häuschen gewähren einen recht netten Anblick. ffenbar hat sich der Wohlstand der Leute gemehrt. Fragen wir n Alten da, der nach altgewohnter Sitte unter der Veranda seine kull raucht, er wird uns nicht genug davon erzählen können, seine 10 Ochsen sich auf 20 vermehrt haben, seitdem er dem entsagt und mit Reis-Wasser sich begnügt hat. Hat er doch auch nicht mehr nöthig, sich vom Pahan das Fett von der abschöpfen zu lassen und die großen Opfer-Essen zu geben.

Aeußeren merken wir nur, daß er den langen, wüsten igt, daß er viel reinlicher und ordentlicher aus-einen Zügen der wilde, düstere Ausdruck

gewichen ist. Sonst sitzt er gerade noch so da mit hochgezogenen Beinen, wie sein Vater und Großvater, und schlägt ebenso wie diese seinen Chadder um Schulter und Hüfte. Ehe er sich auf seinem Lieblings-Platze niederließ, hatte er seinen Mittags-Reis drinnen in dem Hause genossen. Wie früher hatte ihm seine Frau vorher Wasser über die Hände gegossen, dann aufgewartet und zum Zähneputzen das Karkad-Hölzchen gereicht. Aber ehe er zulangte, da war das Tisch-Gebet nicht vergessen worden, und ebensowenig nach dem Essen das Danken. Sichtlich flinker hatte ihn seine Frau bedient. Nun, es fehlen ihr ja auch die pfundschweren Armbänder, wie überhaupt aller Schmuck. Sie hat ihn abgelegt, als sie sich zur Taufe meldete, und freut sich jetzt, daß er nicht mehr ins Fleisch schneidet und den Arm belastet, so schwer es ihr auch anfangs wurde, ihn dran zu geben. Ebenso hat sie großes Wohlgefallen an dem neuen, die Brust anständig bedeckenden Kleidungsstücke, der Jula, das sie unter dem Chadder trägt. Die hat aber auch ihre Tochter genäht, als sie bei der Mem Saheb auf der Station ein Jahr im Unterricht war.

Wir treten durch die niedere Thür hinein in die Hütte. Auch da keine Veränderung. Nur einige Bücher stehen dort in einer Vertiefung der Wand. Vater und Mutter können sie freilich nicht lesen. Zwar haben sie sich viele Mühe gegeben, die verschnörkelten Dinger, die man Hindi-Buchstaben nennt, zu behalten und auch nachzumalen, — aber ihrem Alter wurde es zu schwer. Sie mußten zufrieden sein, das Hindi, darin die Sahebs unterrichteten, einigermaßen zu verstehen und den Katechismus in dieser Sprache auswendig zu können. Aber ihre Kinder — die können jene Bücher sprechen lassen, die haben es gelernt, theils auf der Station, theils von den älteren Geschwistern und den Katechisten, und lesen ihnen fleißig die herrlichen Geschichten vor, die darin stehen. Und dort, dort — o, der Platz macht ihnen ihr Haus jetzt doppelt lieb, durch den ist der niedere, verräucherte Raum ihnen ein Heiligthum geworden — dort beugen sie täglich ihre Kniee, Morgens, sobald *sie aufgewacht*, Abends, ehe sie sich niederlegen und manchmal auch *am Tage noch*, dort rufen sie zu ihrem Isu Maßih und trauen

alle ihre Sorgen vor und haben so oft Trost und Erquickung erbetet. —

Es ist Abend geworden. Durch die stille Luft dringt aus heidnischen Nachbardorfe das Trommeln und Singen einer gesellschaft und zwischen durch das Geschrei trunkener Männer. eulicher Lärm, abscheulicher noch als das langgezogene, widrige ıl der Schakale, die sich dort am Steinbruch wahrscheinlich in gefallenes Thier zanken, und in das sich dann und wann den Bergen herüber das Brüllen eines hungrigen Königstigers ! Seit im Orte die Akra vereinsamte und die letzten Heiden er über den Fluß zu Tanz und Illi gingen, haben die Be- er erst ein Ohr bekommen für das, was lieblich ist und wohl- . Und horch, diese andern Töne, die dem heidnischen Toben rten wie ein Regen dem Fluche — wo kommen die her?

Folgen wir diesem Ehepaare, das soeben sein Haus verlässt, as Dorf hinaufzugehen. Noch einmal sehen sie sich um und n der Tochter, die, das Haus gegen Diebe zu bewahren, n bleibt, einen Abschiedsgruß zu. Dann gehts in eiligem tt vorwärts, sie haben sich augenscheinlich verspätet und suchen Versäumte nachzuholen. Am Ende des Dorfes steht abgesondert ebäude, das sich nur durch seine Größe und Länge vor den n Häusern des Dorfes auszeichnet. Zwanzig Schritte lang zehn Schritte breit mag es sein, die Wände von Erde auf- rt, das Dach mit Stroh bedeckt, in der Front eine Thür, er ein Schutzdach, das auf zwei dicken Baumstämmen ruht, egenüber zwei kleine Fenster, je eben so eins an den beiden n Wänden. Von dorther kommen die Töne, dort treten wir es ist die Kapelle der christlichen Ortsgemeinde.

Noch vor wenig Jahren war hier die Sarna des Orts. Aber Tages war der Padre Saheb, gefolgt von Christen und Heiden, ausgezogen und hatte eigenhändig einen der großen Bäume t, die den Bongas heilig waren. Zitternd und staunend t die Heiden zugesehen, als er sich zu dem Werke rüstete. st auf, *passt auf*", hatten sie sich zugeraunt, „jetzt holt der *den Saheb*, ungestraft darf Niemand sich an seinem Baum

vergreifen!" Aber der Baum fiel und mit ihm der letzte Widerstand des Heidenthums. An dem Orte des Götzendienstes und aus den alten Riesenbäumen der Teufel war die Kapelle erbaut, in der dem lebendigen Gotte jetzt Loblieder gesungen wurden.

Das Innere der Kapelle ist sehr einfach. Ein roh gezimmerter, mit einem Tuche bedeckter Tisch ist der Altar. Dahinter steht ein Stuhl für den Aeltesten der Gemeinde, oder wer sonst den Gottesdienst zu leiten hat. Auf dem Altar eine Bibel, höchstens ein Paar Leuchter, sonst nichts. Ein Crucifix aufzustellen ist völlig unthunlich. Da würden die Hindus sagen: ihr habt ja auch Götzen, da kommt nur wieder zurück zum alten Götzendienst mit seinen lästigen Gelagen, es ist ja Eins wie's Andere.[1] Der Fußboden ist gestampfter Lehm, mit geflochtenen Matten bedeckt. Der Raum ist matt erleuchtet; in einer Wandvertiefung stehen rechts und links zwei kleine irdene Schälchen mit Oel gefüllt; darin etwas zusammengerollte Baumwolle — das sind die Lampen. Bänke sind nicht vorhanden. Auf den Matten sitzen abgesondert Männer und Frauen, Knaben und Mädchen.

Die Eingetretenen halten auf den Knieen liegend und mit dem Kopf auf den gefalteten Händen die Erde berührend ihr Eingangsgebet. Der Aelteste der Gemeinde, der von den Christen selbst gewählt und vom Missionar bestätigt ist, sagt Strophe für Strophe ein Abendlied vor. Wir kennen es gar wohl: „Müde bin ich geh' zur Ruh'. Der Padre Saheb hat es in die Kolh-Sprache übersetzt und da lautet es also:

Kami te hokatanaing
Giti te sinotanaing
He Apu am sirmare
Nida re horoleme.

Papkedaing okona
Tising chemaingme ena
Maium Prabhu Isu a
Saben pap abungtana.

1) So hatten sie gesagt, als an der nach dem Aufstande neugebauten Orgel in Ranchi Engelsköpfchen angebracht worden waren. Dieser sinnige Schmuck musste sofort beseitigt werden.

Oarenko sabenko
Doekotanaing lo
Ama marang umbul te
He Prabhu horoleme.

Dengakom dukutanko
Bugikom hasutanko
Gojo dipli saidalem
Ama oa te dilem.

Fremdartig klingen uns die Worte in die Ohren, aber die die ist dieselbe, und rasch fühlen wir uns mit den Singenden, Andacht auf ihren Zügen zu lesen ist, in einem Glauben nden. Nach dem Gesang werden Glaube, Vaterunser und te aufgesagt, und dann im Lernen des Katechismus fort- ren, wo gestern stehen geblieben ist. Dazwischen fallen einzelne rungsworte des Aeltesten. Am Schluß wird noch der Gemeinde theilt, daß andern Tags der Padre Saheb ankommen werde, Sonntags selbst Gottesdienst zu halten, eine Nachricht, die ch den Meisten schon bekannt, da sie wie ein Lauffeuer durchs gegangen war, nochmals mit allgemeiner Freude begrüßt wird. uf ein Gebet auf den Knieen, und sich die Hände reichend lsu sahay „Jesus helfe" anwünschend, trennt sich die Schaar, hre Hütten aufsuchend.

Am Sonnabend kam denn richtig der Saheb an. Es war anger Zug. Vorweg unter Führung einiger Katechisten die lmädchen der Station, die theils Ferien bekommen hatten, theils aus der Schule entlassen waren. Wie freuten sie sich, nach r Abwesenheit die Ihrigen wiedersehen und in ihren stillen thlichen Dörfern von all den Herrlichkeiten erzählen zu dürfen, e auf der Station gesehen und gelernt hatten! Hinter ihnen re Kulis, das Reisezelt tragend. Dann ein Palankin, darin frau des Missionars, die ausnahmsweise von ihrem Gatten angerbetene Erlaubniß erlangt hatte, ihn auf einer Reise ten zu dürfen. Den Schluß bildete der Missionar zu Pferde, ihm sein Sahis, neben ihm einige Christen, die ihm vom Dorfe her das Geleit gegeben.

Schon mehrere Tage war die Reisegesellschaft unterwe
Theils der Kinder wegen, theils weil der Saheb in vielen Dörfe
die am Wege lagen, zu thun gehabt, hatte man sich nicht übere
Womöglich jedes Dorf, und in jedem Dorfe sämmtliche Christen
besuchen, hatte der Saheb sich vorgenommen gehabt. Denn
wusste er, sollte es mit dem christlichen Leben recht vorwärts geh
so musste die persönliche Beziehung zu den Christen fleißig unt
halten, hier getröstet, dort gestraft, hier ermuntert, dort gewa
werden. Nicht umsonst wollte er von seinen Gemeinden Pad
Vater, genannt werden, er wollte seinen Kindern auch Vater se
— und sie bedurften gar sehr eines Vaters.

Erzählen wir Einiges, was er so unterwegs erfahren hatte.

In allen Dörfern war ihm die Liebe und Anhänglichkeit
Christen gar wohlthuend gewesen. Einer aber hatte es allen and
zuvor gethan. Er hatte ihn gar nicht wieder fortlassen woll
Saheb, hatte er gesagt, Du hast nun schon in so vieler Brü
Häusern gegessen, aber bei mir noch nicht, heute musst Du bei
essen. Und damit hatte er ihn zu seinem Schafstalle geführt,
die Thiere noch eingesperrt waren, die doch sonst vor Sonn
aufgang schon in den Busch geschickt wurden. Da sollte der Sa
sich ein Schaf aussuchen fürs Mahl. Kein Protestiren half, s
dern hatte nur zur Folge, daß er den größten Bock schlachten woll
Endlich wurde der jüngste Bock zum Tode bestimmt, und währe
der Saheb nach einem Nachbardorfe ritt, die Mahlzeit berei
Mindestens viermal soviel Fleisch als den Katechisten hatten
erfreuten Leute ihrem Missionar vorgelegt und das Glück gar ni
genug preisen können, daß der Saheb ihr Tischgenosse war.

In einem andern Dorfe hatte er sich vor einem Hause un
einem auf vier Säulen ruhenden Strohdache niedergelassen. D
hatte er eine Bibel und ein Gesangbuch erblickt. Auf die Fra
warum er diese Bücher nicht in seiner Wohnung habe, hatte
Besitzer die erfreuliche Antwort gegeben: „In der Mittagszeit, we
es zum Arbeiten zu heiß ist, setzen wir uns hierher und lesen u
etwas aus denselben vor.“ Zur Abendandacht hatten sich da
die Christen des Orts, etwa 30, vor einem Hause versammelt,

zwei Brüder krank lagen, damit auch die von ihren Bettstellen aus daran Theil nehmen konnten. Da hatten sie sich unter freiem Himmel mit dem Saheb an Gottes Wort erbaut. Und ob das Licht ausgegangen war, weil der Wind zu stark wehte, und die Hindi-Schrift, so gut wies ging, bei dem hellen Mondenschein gelesen werden musste, das hatte keine Störung verursacht, der Herr war doch in ihrer Mitte gewesen.

Eine sehr traurige Veranlassung hatte ihn nach einem Dorfe geführt, dessen Bewohner ihm ganz besonders ans Herz gewachsen waren. Dort wohnte ein Aeltester, ein sehr angesehenes Gemeindeglied, dessen Sohn auf dem Seminar in Ranchi war. Dieser Aelteste bekam einen Proceß mit einem reichen Munda, seinem Grundherrn, der ihm ein Stück Land weggenommen hatte. In erster und zweiter Instanz verlor er, weil sein Vater das Land allerdings urbar gemacht hatte, aber ausgewandert war, ohne auf dasselbe eine Patta zu nehmen, d. h. ohne das Land registriren zu lassen. Darüber war er außer sich gerathen. Daß ein Formfehler dem Munda allerdings das Recht gab, jenes Land zurückzunehmen, und daß die englische Gerichtsbarkeit da nichts thun könne, wollte dem starrköpfigen Kolh nicht in den Sinn. Da gerade, als er recht wild darüber war, kam noch ein Katechist der Gegenmission und raunte ihm ins Ohr: „Wie kannst Du gewinnen, wenn Du an dem Deutschen Sarkar festhältst, komm, werde ein Angraji, ein Anhänger der englischen Kirche, so wird Dir geholfen.“ Diese Aufhetzung half, das bisher so treue Gemeindeglied setzte sich mit der englischen Mission in Verbindung. Es war nahe daran, daß er zu ihr überging, und dann wäre seine ganze Gemeinde mit übergegangen. Alle schriftlichen Ermahnungen des Missionars, alle Warnungen des Katechisten, alle Bitten seines eignen Sohnes schienen wenig Eindruck auf den Alten zu machen. — Doch Gott sei Dank, kurz vorher, ehe der Saheb von seiner Station abgereist, hatte er gehört, daß der Proceß in dritter Instanz doch noch gewonnen, und damit der alte Starrkopf nun besänftigt sei. Jetzt hatte es gegolten, ihm recht ruhig sein Unrecht noch einmal vorzuhalten und ihn für alle Zukunft mehr in der Treue zu befestigen. Es war ja gelungen,

und die Gefahr des Abfalls vorüber, aber der Missionar
sich eigene Gedanken über die Treue seiner Christen, und
wenn das am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werd

Da wars rechte Tröstung gewesen, was er wieder in
andern Dorfe erlebt. Ein Christ war zu ihm gekommen un
ihn gebeten, er möge doch in sein Haus sich bemühen und
seine alte Mutter besuchen, die schon dem Tode nahe sei, s
ihn bitten. Gleich war er hin gereist. Er hatte eine noch
getaufte, alte Frau gefunden, die nicht mehr sehen konnte un
schwer hörte. Nicht gerade voll fröhlicher Hoffnung war er
Pálang getreten, auf dem sie lag. Aber siehe, als ihr
wurde, der Saheb sei da, da war Leben in die Alte gekomm
hatte sie freudestrahlenden Angesichts und unter heißen T
gesagt: „Saheb, mein Ende ist jetzt nah. Ich habe keinen
in der Welt. Viel habe ich gesündigt, aber nur ein Trost
im Herzen: Der Herr Jesus ist auch für mich am Kreuze ge
Ich will zu ihm gehn, wenn ich sterbe.“ Tief ergriffen h
ihr nun noch mehr vom Herrn Jesus erzählt und war e
gewesen über die große Begierde, mit der sie Alles aufgeno
Als er sie nun nach ihrem Wunsche noch getauft und i
Namen Elisabeth gegeben, da hatte er seinen Weg fortgese
neuem Muth und neuer Freudigkeit zu seinem mühseligen A

Das waren so einige seiner Erlebnisse. Zu ihnen ka
noch vieles, was ihm die redseligen Christen erzählt hatten
berichtete Einer Folgendes: „In einem Dorfe wurde vor
Wochen ein heidnischer Kolh von einer der so zahlreich
kriechenden Schlangen gebissen. Den gebissenen Mann tru
sogleich in sein Haus und rief den Teufelspriester des Ort
zugleich Zauberer ist, herbei. Dieser eilt in den Wald, um
zu suchen, stößt aber leider dort ebenfalls auf eine Schlan
ihn beißen will. Er flieht, glaubt gewiß, daß der Mann de
verdient habe, und erklärt, er könne ihm nicht helfen. Der
bittet nun die Umstehenden, ihn zu den Christen zu bringen,
diese für ihn beten möchten, denn es sei doch vielleicht wah
ihr Jesus stärker sei als der Teufel, der ihn verderben wolle

ristten beten mit ihm den ganzen Abend hindurch, und siehe da, Mensch wird wirklich noch in der Nacht gesund. Der geschwollne ß wird wieder dünn, und er kann nach kurzer Zeit umherlaufen. r von der Schlange gebissene und durch das Gebet gesund oordene Mann will nun mit seiner ganzen Familie Christ wer- t." — Mit strahlenden Augen hatte der Christ, der das erzählte, ragt, ob es denn nun nicht klar sei, daß der Heiland noch eben ut wie damals, als er auf Erden wandelte, die zu ihm gebrachten nken gesund machen könne?

Zu den erquicklichsten Stunden der Reise gehörte auch die terhaltung mit den Katechisten. Sie drehte sich natürlich fast schließlich um das große Thema des Reiches Gottes und den nfluß, den es auf die Kolhs ausübe. Schon oft hatte der Mis- nar seine Betrachtung darüber gehabt, daß sogar die Gesichter Christen einen viel intelligenteren Ausdruck bekämen, als die Heiden, und daß man einen Christen sofort an seinen Gesichts- en erkennen könnte, auch wenn er sich wieder mit heidnischem muck behinge, weil das Thierische bei ihnen schwinde, und das nschliche hervortrete. Da wars ihm denn gar wunderbar und e erfreuliche Bestätigung seiner Ansicht, daß auch einer der Kate- ten, mit dem er noch nie darüber gesprochen, bemerkte: „Saheb, ist doch merkwürdig, daß die Christen andere Gesichter bekommen gescheut werden; das kann doch nur von der Taufe kommen. hatte als Heide doch auch etwas gelernt — er trieb Handel — r gegen jetzt war ich doch furchtbar dumm, auch in weltlichen ngen."

Auch die Mem Saheb, die ihren Gatten fast überall hin ulich begleitet, und nur einige Male vorgezogen hatte, bei den hulkindern zu bleiben, war keine müßige Reisegefährtin gewesen. uen und Kindern, die sie in ihren Häusern besucht, hatte sie ndliche und ermahnende Worte zugerufen, schon durch ihr Er- inen war sie eine lebendige Predigt über Frauenwürde und bliche Frömmigkeit geworden, und sicher blieb ihr Besuch in em Andenken und verfehlte nicht heilsam nachzuwirken. Aber selbst hatte auch Gewinn von der Reise. Sie hatte die

Leute, deren Kinder ihr ja besonders anvertraut waren, viel genau kennen gelernt, hatte ein Verständniß gewonnen für ihre häuslich Verhältnisse, hatte ein erhöhtes Interesse erhalten. Entzückt üb die erste Reise, die sie mit nach den Christendörfern gemacht, spra sie es später selber aus: „Wie gewinnt man doch die Leute ga anders lieb, wenn man sie in ihren Häusern besucht, und un ihren Kindern sieht; mein Interesse ist ein ganz anderes geworde Die Gesichter stehen mir so lebhaft vor der Seele, wenn ich n nicht alle Namen weiß. Ich freue mich unendlich, daß ich d Reise mitgemacht."

So war denn unsre Reisegesellschaft nach mancherlei Müh und Strapazen, aber auch bereichert mit mancherlei Erfahrung in dem zu Anfang geschilderten Dorfe angekommen.

Unten am Fluß neben der Kapelle machte der Zug Halt. D Schulmädchen aus dem Ort vertheilten sich sogleich nach den We nungen ihrer Eltern, die aus benachbarten Orten setzten ihren M weiter fort. Unter einem schattigen Mangobaum wurde n zunächst das Zelt aufgeschlagen und, so weit es ging, wohn eingerichtet. Die Kolhs lagerten sich in der Nähe, von den St pazen des Weges auszuruhen, einige liefen nach dem Fluß, Wasser zu holen und sich Reis zum Mittagsessen zu kochen.

Kaum waren die Reisenden angelangt, als auch schon Dorfbewohner in großer Anzahl zu ihnen herausströmten. Frauen erschienen in langem wohlgeordneten Zuge, die ält voran, viele ein Kind im Chadder auf den Rücken gebunden, blitzendem Messinggefäß voll Wasser nach Landessitte dem Gaste Hände und Füße zu waschen. Er läßt es bei den Händen bewen die aber muß er ausstreckend von jeder zweimal übergießen von der letzten mit dem Zipfel ihres Tuches wieder abtrocknen la Welch ein Jubel, daß sie ihren geliebten Padre Saheb einmal w sahen! Das war ein Händedrücken! Jsu sahay, Jsu sahay! sch es von allen Seiten. Besonders aber drängte man sich un Mem Saheb! Alles an ihr wurde bewundert, und hatten sie fr schon gern dem Saheb kleine Geschenke gebracht, heute überl sie sich darin. Da brachte der eine Eier, der andre ein H

r Reis oder Milch, dieser sogar ein Böckchen zum Schlachten.
n Aermeren wurden ihre Gaben reichlich vergütet, das Böckchen
er geschlachtet, und den Dorfbewohnern davon ein Essen
eben.

Unter solchen Umständen war denn an ein Ausruhen nicht zu
ken. Es blieb nichts übrig, als sofort in das Dorf zu gehen
d womöglich einen jeden in seinem Hause zu besuchen. Eine Frau
te nicht eher Ruhe, bis die Mem Sahib ihr folgte. „Komm
hwester, ich will Dir mein Haus zeigen," hatte sie immer wieder
Kleide ziehend gerufen. Wer hätte auch solcher Liebe widerstehen
nnen! Kaum war darum eine Tasse Thee bereitet und genossen
rden, da wurde der Rundgang angetreten; Manches gabs dabei
trösten, zu ermahnen und zu erinnern — aber sehr befriedigt
d mit Dank gegen Gott konnte das Missionarpaar nach seinem
lte zurückkehren.

Gegen Abend sah man verschiedene Züge Eingeborner von
n Bergen herab nach dem Dorfe zu wandern. Es waren die
hristen der benachbarten, im Orte eingepfarrten Dörfer. Früher,
s noch keine Kapelle in ihrer Nähe gebaut war, hatten sie den
r weiten und beschwerlichen Weg nach der Station machen müssen;
wei bis drei Tagereisen weit hin, ebenso weit zurück, und einen
ng dort, — das war fast eine ganze Woche gewesen, die der
rbeit abgebrochen werden musste. Aber sie hatten die Versäumniß
cht gescheut, hatten sich nicht gefürchtet vor den Gefahren der
ildniß, sich nicht abhalten lassen durch die oft hochfluthenden
tröme, deren tosende Wogen schon Manchen mit fortgerissen hatten,
so daß man nicht einmal seinen Leichnam wieder auffinden konnte.
as Wort Gottes hatte sie so unwiderstehlich angezogen, daß kein
inderniß ihnen unüberwindlich schien. Daß aber jetzt das Wort
ters zu ihnen gebracht wurde, — das war ihnen doch lieber, und
ppelt fleißig kamen sie nun zur Kirche, Manchen auch mit sich
hrend, der nach der Station schwerlich mitgezogen wäre. Auch
ehrere Heiden sah man in den Zügen. Während die Christen zu
redigt, Taufe und Abendmahl kamen, wollten diese sich entweder
r Aufnahme in die Gemeinde melden, oder wenigstens mit eigenen

Augen einmal sehen und mit eigenen Ohren einmal hören, denn dort in der Kapelle vorginge.

Die Abendandacht hielt heute der Missionar selbst. Wi die kleine Kapelle gedrängt voll, Schulter an Schulter, Ko Kopf! Wie lauschten die Hörer auf die Worte ihres Saheb! Nacht war so still, auch im Nachbardorfe wagte man heute den alten Lärm, man fürchtete sich vor dem Saheb, der den A des Orts einmal ernstlich zu Rede gesetzt hatte, nur das Lob erscholl in lieblichem Gesang durch die mondbeschienene Gege ein Bild des lieblichsten Friedens! —

Als die Andacht zu Ende war, zerstreuten sich die bewohner, ein jeder aus den Fremden sich Gäste mitnehmend ihren Häusern. Nicht lange aber, da öffneten sich die wieder. Die Anwesenheit des Saheb musste gründlich aus werden. Die Frauen zogen vor das Zelt und gruppirten die Mem Saheb, die Männer waren vom Missionar nach Lieblingsplatze, dort unter die hohen Tamarinden vor dem des Munda, bestellt worden. Der Missionar kannte scho Leute und wußte, daß sie eine gemüthliche Unterhaltung Leben gern hatten, hatte sich auch jedesmal schon, so oft gewesen, traulich unter die Leute gemischt, wenns zu kühl einem Hause, wo dann die Ochsen und Kühe ganz zutrauli den Lattenzaun weg den um das Feuer sitzenden M zuschauten, oder bei milderem Wetter dort auf den Gra ihrer Väter, oder unter der Veranda eines Hauses, oder n noch. Heute saßen sie im Freien. Die Nacht war nach den Tage gar zu erquickend.

Da saßen sie denn im Kreise herum um ihren lieben der grundsätzlich bei diesen Zusammenkünften den Chorro innerlich auszog. Galt es doch den Leuten zu zeigen, d auch ohne Illi und Tanz recht von Herzen fröhlich sein Lustig dampften die Sukulls der Leute im Verein mit den des Saheb; der Munda rauchte sogar eine in Europa f Cigarre, die ihm der Saheb geschenkt, und die er sehr be und mit den klugen Worten entgegengenommen hatte: „Sa

ıd gut, von denen bekommt man höchstens vier für einen Dreier."
ıch etwas Trinkbares gab es, ganz wohlschmeckendes, abgekochtes
ɛiswasser, das gerade wie früher der abscheuliche Jlli aus Blätter-
chern getrunken wurde. Das Schönste aber waren die christlichen
eſpräche, die man führte, und die Lieder, die man sang. Ja das
ıren auch nicht die fremden, aus Deutschland gekommenen Choral-
elodieen, das waren einheimische Gesänge! Uns freilich würden
e eintönigen, in einem bestimmten langgezogenen Tone endenden
eder nicht sonderlich gefallen, aber für die Kolhs sind sie das
chönste, das es giebt. Den Endton gab allemal die Ektara an,
s nationale Saiteninstrument, das einige junge Leute und der
aheb selbst dazu spielten. Das besteht aus einem Bambusstock
it einem den Resonanzboden bildenden hohlen, trocknen Kürbis,
r mit abgeschabtem Ziegenfell überspannt ist. An den zwei End-
ıkten des Bambus ist die einzige Saite befestigt, die das einfache
ıstrument hat. Während man mit dem Zeigefinger der rechten
ıd der Saite den einzigen Ton entlockt, den sie zu geben vermag,
ımmeln die drei mittleren Finger der linken Hand ganz leise auf
n Felle. —

Auch drüben unter den Frauen wurde lebhaft geplaudert.
e Mem Saheb wurde nicht fertig, auf alle Fragen zu antworten.
ɔch fanden auch sie Zeit zu einem fröhlichen Gesange. Das ließen
on die Schulmädchen nicht anders zu, denen das Singen Lebens-
ment war. Aber Bhaijans, jene nationalen Gesänge, liebte die
em Saheb nicht, darum stimmte sie christliche Volkslieder deutschen
ſchmacks an, deren viele in Uebersetzung schon eingebürgert
ren.

Wie mögen die Heiden im Nachbardorfe sich über das viele
ngen gewundert haben, das abwechselnd bald von der Seite der
änner, bald von der der Frauen her über den Fluß herüberklang!
r eine oder andere von ihnen wird aber wohl auch gedacht haben:
muß doch schön sein bei den Christen, Du solltest auch Christ
rden. —

Es war schon spät geworden, als man an diesem Abende
afen ging.

Am andern Morgen war aber der Saheb wieder früh auf. Er ging von Haus zu Haus, um doch einmal zu sehen, was seine Leute am Sonntagmorgen trieben. In einem Hause traf er ein Christenmädchen, welches Mehl stampfte, in einem andern eine Heidenfrau, welche die Mühle benutzte. Das Mädchen schämte sich sehr. Die Hausfrau entschuldigte, es sei gestern zu spät geworden, es sei das erste Mal, und ihr wurde auch geglaubt, denn sie war eine ernste Frau. Darin, daß die Heidenfrau Sonntags an der Mühle saß und für ihren eignen Bedarf Mehl bereitete, wollte der Besitzer der Mühle nichts finden. Als ihm aber bedeutet wurde, es sei Pflicht eines Christen, nach Möglichkeit auch die Heiden von Uebertretung des göttlichen Gebotes abzuhalten, da sah er das ein und schickte die Frau fort. In einigen Häusern waren die Frauen noch mit Reinmachen beschäftigt; aber in zwei Häusern saßen auch die Männer bereits über dem Neuen Testament. Nur ein Christ war ein offenbarer Uebertreter des 3. Gebots. Laut klagten Katechist und Gemeindeältester darüber. Mit seiner Wirthschaft gings aber auch immer mehr zurück. Sein Feld war liederlich bestellt, das schlechteste in der ganzen Flur. Er brachte es zu gar nichts.

Bald sah man wiederum viele Fremde dem Dorfe zu wandern. Sie hatten Tags zuvor nicht abkommen können, heute waren sie dafür aber recht früh aufgebrochen, um den Saheb noch vor dem Gottesdienste zu sprechen. Da gabs denn für diesen keine Zeit, sich zur Predigt noch etwas vorzubereiten. Viele Klagen, viele Wünsche, viele Mittheilungen mußten angehört werden. Jsu sahay wollte wenigstens Jeder sagen, und wenn Andere auch schon zufrieden waren, daß sie sich still beobachtend an der Zeltthüre niederlassen durften — an ungestörtes Meditiren der Predigt war nicht zu denken. Wer gesehen hat, wie ein Volk Bienen den Stock umschwärmt, der hat ein Bild dafür, wies an diesem Morgen beim Zelte des Missionars aussah.

Endlich als man glaubte, daß alle, die erwartet wurden, anwesend seien, beginnt der Gottesdienst. Was aber giebt das Zeichen? Werden Glocken geläutet? O, so weit hats die Gemeinde

noch nicht gebracht, nicht einmal zu einer Klingel. Nein, ein Mann stellt sich vor den Eingang der Kapelle, hält beide Hände, ein natürliches Sprachrohr bildend, vor den Mund und ruft laut, daß es übers ganze Dorf hinwegschallt: „Kommt zur Kirche, kommt zur Kirche!“ Im Umsehn hat sie sich gefüllt, denn Alles hatte ja schon gewartet. — Doch ach, der Raum ist heute viel zu klein, mehr als die Hälfte steht noch draußen. Es bleibt nichts übrig, als den Schatten des großen, weitästigen Mangobaumes dort zu benutzen und vor dem Zelt die Gemeinde sich lagern zu lassen. Ists doch auch so herrlich im Freien, die blauen Berge drüben winken grüßend herüber, das Rauschen des Flusses und das Wehen des Windes vertreten die mangelnde Orgel, voller und frischer wird der Gesang ertönen, als in dem engen, schwülen, von Menschenhänden erbauten Raume. Rasch ist das Nöthige hergerichtet und geordnet. Rechts sitzen die Männer, links die Frauen, und mancher Heide, der sich noch nicht recht herantraut, lauscht von ferne hinter einem schützenden Baum.

Nun beginnt der Gottesdienst, der wesentlich dem in Nr. 6 dieser Abtheilung geschilderten gleicht, darauf die Taufen zahlreicher Erwachsenen und Kinder.

Nachmittags war Gemeindeversammlung. Da sollte über den Zustand der einzelnen Gemeinden berichtet und über mancherlei Einrichtungen berathen werden. Was die Aeltesten mitzutheilen hatten, war meistens recht erfreulich: In den Dörfern des Sprengels herrsche eine große Bewegung. Nur eine Frage der Zeit sei es, ob sie alle würden Christen werden. Die zahlreichen Taufcandidaten, die sie mitgebracht hatten, waren deß Zeugniß. Aber freilich auch betrübende Erfahrungen waren gemacht worden. Hie und da war bei Christen das alte heidnische Wesen einmal wieder hervorgebrochen, dort war ein Christ ganz wieder ins Heidenthum zurückgesunken. Für alle einzelnen Fälle bekamen die Prachine vom Saheb praktische Verhaltungsregeln. Dann kam auch das zur Sprache, was der Saheb selbst beobachtet hatte. Wie kommts doch, frug er z. B. Einen, daß er einzige Mann des Ortes, der den Sonntag nicht heiligt, so gar nicht vorwärts kommt? Eben daher,

war die Antwort, weil er den Sonntag nicht heiligt, und dem stimmten Alle zu. Weitläufig wurde auch die Frage besprochen, ob denn die Christen nichts zur Besoldung der Katechisten und zur Erhaltung der Stationsschule geben könnten — kurz, die Versammlung zeigte im Kleinen ganz dasselbe Bild, wie jene große Gemeinde-Versammlung, von der wir in Nr. 1 erzählt.

Da heute der erste Sonntag nach Vollmond war, so fand auch nach alter Sitte das heilige Abendmahl statt. Nachmittags war die Beichte, Abends blos liturgische Handlung. Die Heiden, Inquirers und Neugetauften waren meistens wieder heimgezogen, nur die Abendmahlsgemeinde noch anwesend. So konnte die Feier wieder in der Kapelle stattfinden. Sie war tief ergreifend, der Höhepunkt des ganzen festlichen Tages. Auf sie durfte denn auch nichts Weiteres folgen. Die Ortsbewohner gingen still in ihre Häuser, die Fremden nach ihren Dörfern, der Saheb in sein Zelt.

Dort hatte die Mem schon alle Sachen gepackt. Die Palki- und Zeltträger waren ausnahmsweise mit ihrem Abendessen fertig. Das Pferd stand gesattelt bereit. Es sollte noch denselben Abend die Rückreise angetreten, und dazu die kühle Mondschein uachtbenutzt werden.

Rasch war das Zelt abgebrochen, Palki und Pferd bestiegen, da setzt sich der Zug in Bewegung. Vornweg, zur Seite und am Ende trotz des Mondenscheins Fackeln, der wilden Thiere und der dunkeln Waldpfade wegen. An den letzten Häusern des Dorfes, aus denen noch manches Jsu sahay zugerufen wird, vorbei gehts langsam den Berg in die Höhe. Ehe der dichte Jangel die Reisenden aufnimmt, wendet aber der Missionar noch einmal sein Pferd. Wie still und friedlich liegt da unten das Dörfchen! Weiße Nebel ziehen vom Fluß empor und werden bald das Thal eingehüllt haben. Darüber leuchtet der Mond am klaren Himmel. Was ists, das die Lippen des Friedensboten leise bewegt, als er so dahinab blickt? Wir denken, es ist ein Segenswort: Der Herr hülle Dich in Seine Gnade, der Herr sei Dein Licht und Dein Heil!

Weiter geht die Reise. Die Nacht ist so still und traulich. Nichts stört die Reisenden. Da gehts ja nicht anders, die Gedanken

ionars sind noch ungetheilt bei dem, was er auf dieser
ehn und gehört. Das Bild der Christengemeinde, die er
zieht vor seinem Auge vorüber. Die Einzelheiten, die
wie die dunkeln, gruppiren sich zu einem anschaulichen

mit soll er doch den Zustand seiner Gemeinden vergleichen?!
kommen die Reisenden an einem Stück Land vorüber, das
einigen Jahren der Wildniß abgerungen ist. Die starken
baren unten abgeschält und eingehackt worden, dadurch ver-
nd dann verbrannt. Das Unterholz hatte man ein Jahr
bgehauen, aufgeschichtet und gleichfalls verbrannt. Dann
Erde mit dem Pfluge einige Fuß tief aufgerigt, und um
nze ein schützender, das Regenwasser zusammenhaltender
gebaut worden. Jetzt grünte der in die Furchen gesäte
lig, — aber er stand nicht gleichmäßig, hier üppiger, dort
cher. Das machte, die alten verkohlten Stumpfe der Riesen-
anden noch sammt ihren Wurzeln im Lande, und die gra-
ine waren auch noch nicht durch Nässe und Hitze verwittert.
nend läßt der Missionar sein Auge auf dem Felde ruhen.
hat er das gesuchte Bild! Solch einem Felde gleichen seine
en! —

e Art der Bußpredigt ist tapfer geschwungen worden. Unter
treichen sind die groben Sünden verschwunden. Trunksucht
ucht finden sich selten, und wo sie einmal wieder auftauchen,
schonungslos das verzehrende Feuer der Zucht und Ex-
ication angelegt. Der Boden der Herzen ist befreit von
strüpp des Götzenglaubens und von den Schlingpflanzen der
en Sitten. Der gute Boden, der unter dem Unkra
war, ist blosgelegt. Die Gesetzespredigt hat
t, und die Gnadenpredigt den guten Saamen
streut. Und der ist aufgegangen in wunderbare
wie er eben nur auf solchem frisch gerodeten
ann. Welche Liebe zu Gottes Wort, welch
lfe ihres Heilandes, welche zweifellose Gewißh
eligkeit, welch ein Geist des Gebets, welch

welche Gebald im Leiden um des Glaubens willen, welche
der neuen Lebenskraft in Gehorsam und Selbstverleugnung
unter den Christen! Man kann sich nicht satt sehen an den
frischen Gaben! Hier und da erhebt sich eine der Gotte
auch noch weit über die anderen. Der kindlich unbefangen
ist zu einer bewußten Lebensmacht geworden. Diese Leut
das Zeugniß des heiligen Geistes in ihren Herzen und
lieber Leib und Leben hingeben, als den Glauben an ihren
Sie können getrost den geförderten Christen Deutschlands
Seite gestellt werden. Man sieht es ihnen an, sie trag
Frucht, die da bleibt ins ewige Leben. — Aber allerdings
dort steht das geistliche Saatfeld auch noch dünn und kün
Verborgen im Herzensgrunde liegen noch die Felsgesteine
empfänglichkeit, und die Wurzeln der blos äußerlich geb
Weltlust ziehen sich noch durch das gute Land hindur
Saame des göttlichen Wortes hat ja wohl Eingang gefun
auch gekeimt und ist gewachsen, aber es sind gar schwache,
Kinder, sie wurzeln noch nicht tief in der Gnade. — D
des Mannes Gottes verbirgt sich das nicht, er will es
nicht leugnen, aber doch ist sein Herz voll Freude und sei
voll Frohlocken. Nur mit tiefem Schmerz kann er daran
daß so viele Christen in Deutschland noch meinen, es sei n
der Mission, und daß eine katholische Stimme sogar kürzl
Arbeit „Humbug" genannt. O, er möchte die Verächter h
und ihnen zeigen, was er sieht. Auch wenn er sich erinnert,
einigen Ecken des großen, sich immer weiter und weiter
nenden Saatfeldes das Unkraut des Heidenthums wieder in
bebaute Land hereingewuchert ist, weils an Arbeitern ge
(vergl. No. 8), auch dann noch wird er entrüstet üb
Urtheil. Die größeste Fläche des Feldes ist wohl bebaut
den himmlischen Säemann — und die Baumwurzeln und die
auch sie werden bald verschwinden, Hammer und Axt der
leute werden sie schon noch mehr zerschlagen, und was
vermögen, das wird mit der Zeit der Geist der Gemein
thun, der nicht von ihr weichen wird. Denn wie die Dän

e die Wasser des Himmels auf den Feldern der Kolhs festhalten, ſind für die christlichen Gemeinden geistliche Sitte, Zucht und nung, ſolche Dämme, die den Gnadenregen des heiligen Geistes meln und festhalten. — Nein, nein, bei aller Schwachheit, die findet, und bei allen Mängeln, die nicht zu leugnen ſind — iſt ein Werk des Herrn wie ſonſt ſelten!! Wie lange iſts doch daß man Hand anlegte, die Herzen der Kolhs für die Pflanzung Himmelreichs zu bereiten? Noch nicht 30 Jahre! Hats wohl in ıtſchland auch ſchon ſo ausgeſehen, als das Evangelium erſt Jahre in ſeinen Gauen gepredigt war? Und wie ſiehts denn in Deutſchland aus? Iſt denn da etwa ſchon alles Heiden- m ausgerottet? — Und hier unter den Kolhs gehts mit Macht wärts, vorwärts in die Weite und in die Tiefe! Ein halbes ır etwa iſts her, daß unſer Miſſionar ſeine Gemeinden nicht ıcht hatte. Wie anders hat ers diesmal gefunden, als das letzte il! Wie Viele waren zur Gemeinde hinzugekommen! Wie viel ern- , treuer, gereifter waren ihm ſeine Chriſten erſchienen! „Wohlan n," ſo ruft er ſich deshalb zu, „wohlan denn, Muth und Ver- uen! Ich will nicht müde und matt werden in der mir ver- uten Arbeit. Die Treue hat ihren Lohn, das ſehe ich, und der ıe Gott und Herr, der da angefangen hat das gute Werk, der d es auch vollenden zu Seines Namens Ehre."

8. Das zerrissene Netz.

Luc. 5, 6—7.

Wir haben im vorigen Abschnitt eine normale Christengemeinde zu schildern gesucht, nun erforderts die Pflicht der Wahrhaftigkeit, daß wir auch das Gegenstück davon dem Leser vorführen — die wieder ins Heidenthum Zurückgesunkenen, die, welche nur den Christennamen führen und die versprengten Christen, denen die seelsorgerliche Pflege fehlt.

Auch da, wo Fische mit der Angel gefangen werden, ereignet es sich wohl, daß etliche wieder ins Meer zurückfallen. Wenn aber eine große Menge im Netz beschlossen wird, wie dort auf dem Galiläischen Meere, und es fehlt an Hülfe, das Netz zu ziehen, da ists nur zu natürlich, daß das Netz zerreißt, und viele, viele Fische wieder verloren gehen.

Gerade so ists in dem Werk der Heidenbekehrung. Abtrünnige, wieder ins Heidenthum zurückgekehrte und blos mit Wasser, aber nicht mit dem heiligen Geiste getaufte Christen giebts überall. Auch da, wo die Zahl der Getauften gering ist, und es durchaus nicht an Missionaren, durchaus auch nicht an Eifer, Liebe, Geschick und Geduld derselben gefehlt hat. Hatte doch selbst unser Heiland unter den Zwölfen ein verlorenes Kind. Wenn aber nun eine Mission die Heiden zu Tausenden hat ins Reich Gottes führen dürfen, wollen wir uns da wundern, daß sie über viele zu klagen hat, die ihr entweder wieder ganz verloren gegangen sind, oder doch nur den Namen haben, daß sie leben, in Wirklichkeit aber todt sind?! —

Wenn Du, lieber Leser, nun aber in dem Folgenden lesen wirst, daß in der Kolh-Mission sich nicht nur Einzelne, nicht nur Viele, sondern ganze Gemeinden finden, die wieder ins Meer des

identhums zurückgeſunken ſind, und daß nicht nur hie und da
e Maſche des Netzes, nein, daß ganze Stücke des Netzes zer-
en ſind — was wirſt Du da ſagen? — Haſt Du die voran-
enden Abſchnitte geleſen, ſo weiß ich, in das Urtheil derer, die
ſagen, es ſei nichts mit der Kolh-Miſſion, wirſt und kannſt Du
t einſtimmen. Oder wollteſt Du für dieſe Nachtſeiten der Kolh-
ſion die Männer verantwortlich machen, deren Verſäumniſſe wir
reilich nicht haben verſchweigen dürfen? Auch das, bitten wir
), nicht zu thun. Jene ſtehen und fallen ihrem Herrn. Nein,
kannſt etwas Beſſeres thun, als den Stein auf die Miſſion
: auf ungetreue Miſſionare werfen. Und das iſt? An Deine
ie Bruſt ſchlagen. —

Das Netz dort auf dem See Genezareth zerriß, weil die
ellen der Fiſcher nicht bei der Hand waren und mit ziehen hal-
Das Netz dort in Chutia Nagpur iſt auch zum guten Theil
halb zerriſſen, weil der Arbeiter zu wenige waren. Ach, ſie
en auch Dir, lieber Leſer, gar oft gewinkt, daß Du kämeſt und
ziehen helfeſt durch Dein Gebet, Deine Gaben, Dein Wort,
leicht auch Dein eignes Hinausgehen und Handanlegen. Haſt
dieſen Wink beachtet? Hätteſt Du nicht wenigſtens noch mehr
n können? Haſt Du nicht vielleicht gedacht: Was gehen mich
in dem andern Schiffe an, ich bin in meinem Schiffe, gehöre
berliner, baſeler, barmer Miſſion, ich habe hier genug zu thun?
t Du nicht vielleicht vergeſſen, daß die Miſſion **ein** Werk iſt,
Werk des **einen** Herrn, und daß deshalb auch die Miſſions-
unde **eins** ſein und da hülfreich einander beiſtehen müſſen, wo
) eben Niemand anders als der gemeinſchaftliche Herr einen großen
ıg beſcheert hat? Oder haſt Du etwa gar noch kein Intereſſe
die Miſſion gehabt? — Seht, ſo ſoll uns das, was wir jetzt
n werden, eine Bußpredigt ſein. Es ſoll aber auch unſre Liebe
ſen, daß wir von jetzt ab wenigſtens ſo viel als möglich helfen,
Verlorenen wieder zu ſuchen und die Todten lebendig zu
hen. —

Hören wir in dem Folgenden vorzugsweiſe, wie die Miſſionare
ihren Reiſen das Verlorene ſuchen. Die Beweggründe, weshalb

Christen, die mit dem Heidenthum gebrochen, vielleicht sogar die heilige Taufe empfangen hatten, wieder zum Heidenthum z gehen, können die allerverschiedensten sein. Gewöhnlich geschi aus Familienrücksichten, aus Furcht vor Verfolgung und aus am fleischlichen Wandel. Nicht bei allen, aber bei vielen lieg der tiefere Grund im Mangel an erfahrenem Unterricht und sorgerlicher Behandlung. So hat jener getaufte Sohn des von Kundrugutu in Singbhum, von dem wir in No. 2 Abtheilung erzählt haben, nebst seinem Vetter wieder heid Schmuck angelegt und Puja gemacht, trotzdem ihm die sorgfä Erziehung auf der Station zu Theil geworden war. Er wäre nie abgefallen, wenn sein Vater sich zum Christenthum hätte be lassen. So aber zog ihn die kindliche Liebe zurück. Aehnlich auch in dem folgenden Falle gewesen sein: Im Bundgau zwei Brüder. Der eine war vor $1\frac{1}{2}$ Jahren getauft worde hatte sich ganz gut geführt. $\frac{3}{4}$ Jahre später war auch sei heiratheter Bruder gekommen, als seine Frau schwer krank Mitten in der Nacht hatte er den Prachin der Christenge herausgeklopft und ihn flehentlich gebeten, zu kommen und zu Der hatte ihn erst abgewiesen, weil er ihn kannte: „Du bi nicht fest, ist Dir geholfen, wirst Du doch wieder Heide.“ D er sich dem Prachin zu Füßen geworfen und seine Füße bis er sich erweichen ließ und mitging. Zwei Tage war de geblieben und hatte alle Stunden, Tag und Nacht gebetet – die Frau war gesund geworden. Nach einem Vierteljahr a wars vergessen, er fing an zu schwanken, und alles Verm half nichts, noch $\frac{1}{2}$ Jahr später machte er wieder Puja und auch seinen getauften Bruder mit sich gezogen. — Natürlich h Missionar weder dieses Brüder-Paar noch jene zwei Vetter gegeben, vielmehr geht er ihnen mit besondrer Liebe nach wenn der Herr Gnade giebt und Seine Stunde gekommen trifft doch einmal ein Wort ihre Herzen und führt sie wieder

So wars mit einem Manne, Namens Baia, in Lo gegangen. Der war auch abgefallen, hatte aber stets ein Gewissen mit sich herumgetragen. Als einst der Missionar

wegen kam, war er in den Wald geflohen, wo er aufgesucht werden mußte. Als er kam, that er ziemlich gleichgültig und grüßte heidnisch. Der Missionar forderte ihn zum Sitzen auf. Aber kaum saß er, so überfiel ihn ein Zittern, als schüttele ihn der stärkste Fieberfrost. „Ja, Baia", sagte der Missionar „das glaube ich, daß Du zitterst, Du weißt, was Du Böses gethan, Du hast dem Herrn, der Dich gesucht, wieder den Rücken gekehrt und bist dem Teufel wieder in die Arme gelaufen. Da giebts keinen Frieden, nur Furcht. Sag, hast Du Frieden im Herzen?" — „Nein." — Der Missionar schwieg und sah ihn lange an. Da sagte er: „Nimmt mich denn der Herr wieder, wenn ich komme?" Das war denn nun ein Freudenwort für den Missionar, und er sagte ihm, daß sich auch die Engel im Himmel freueten, wenn er Buße thue und umkehre: „Ja, ich will es!" war das entscheidende Wort der Umkehr.

Nicht immer freilich gelingt die Wiedergewinnung. Es ist ja eine Sache der Erfahrung, daß abgefallene Christen weit größere Widersacher des Reiches Gottes werden, als die Heiden sind. Da ist es dann doppelt erfreulich, wenn solch ein Widersacher sich nicht nur wieder bekehrt, sondern auch ein um so wärmerer Freund des Evangeliums wird.

In Leangi wohnte ein Christ mit Namen Philipp Selai. Ein halb Jahr nach seiner Taufe war er wieder ins Heidenthum zurückgesunken und verfolgte seine Brüder mit teuflischer Arglist; er wüthete förmlich gegen sie. Der alte Teufel war zurückgekehrt und hatte sieben andere mitgebracht, und es ward mit ihm ärger denn zuvor. Die Christen waren sehr entmuthigt, wollten alle auswandern und dem Teufel das Feld räumen. Der Missionar hatte Mühe sie zu halten und ernstlicher ins Gebet zu treiben. Da erbarmte sich der Herr des armen Mannes und schlug ihn mit schwerer Krankheit. Das brachte ihn wieder herum. In seiner Krankheit, so erzählte er, habe ihn eine unbeschreibliche Angst befallen, die erst gewichen sei, als er gebetet und dem Herrn versprochen habe zurückzukehren. Dann habe er die Brüder rufen lassen und ihnen gesagt: Betet mit mir, daß der Teufel ganz von mir weiche, ich will dem

Herrn nie wieder untreu werden. — Seitdem ist er ein a
Mensch und, wie es scheint, ein ernster Christ. Als der alte P
wegzog, wählte ihn die Gemeinde, die er früher verfolgt, einst
zu ihrem Aeltesten. Der Missionar beanstandete anfangs seine
gab aber dann nach. Die Folge hat gezeigt, daß die Ge
besser urtheilte, als der Missionar. Er scheint durch doppelte
sein früheres Unrecht gut machen zu wollen, hilft, wo er kan
unermüdlich in Krankenbesuchen und nimmt sich der anver
Seelen treulich an.

Am zahlreichsten waren die Rückfälle ins Heidenthum i
Bezirken, wo jetzt die Stationen Goßnerpur und Patrasburj
sind. Aber gerade hier haben die Missionare jetzt auch al
köstliche Frucht ihrer Arbeit die Rückkehr vieler Apostaten zu er
Der Missionar von Goßnerpur schreibt zu Anfang des
1872: „Auch diejenigen Christen, die wieder zum Heide
gegangen waren, kehren zurück. Den 8. October kamen
Familien, 14 Seelen. Sie waren vor 14 Jahren Christen gew
dann aber ließen sie sich wieder ins Heidenthum aufnehme
lebten wieder als Heiden. Ihre Kirche rissen sie nieder und o
wieder den Teufeln. Jetzt bekannten sie ihre Sünden, und ich
sie in die Gemeinde aufnehmen. Es sind solcher Abgefallene
Familien mit 52 Seelen bereits zurückgekehrt. Dem Herrn
die Ehre!“

Schmerzlicher noch, viel schmerzlicher, als diese offenbaren
fälle ins Heidenthum, ist die Wahrnehmung, daß nicht
Christen dem Herzen nach noch ganz Heiden sind, oder
geworden sind, während sie doch den Christennamen beibehiel

Da kam ein alter Gemeindeältester, der eine Stunde we
Patrasburj wohnt zu dem Missionar dieser Station. Er z
sich durch sein biederes Wesen aus, und schien ihm das C
thum wirklich Herzenssache. Der bat, man möge ihm doch be
sein, daß sein heidnischer Schwiegersohn die Frau, die er ve
habe, wieder zu sich nehme. Die Missionare dachten, die
habe den Heiden geheirathet, ehe ihr Vater Christ geworden
ließen die Leute kommen. Mann und Frau erschienen in

n Schmuck. Als nun die Frau nach ihrem Namen gefragt agte ihr der Gemeinde-Aelteste leise, sie solle ihren heid- Namen sagen. Nun kam es heraus, daß sie getauft sei, ihr christlicher Vater sie dem Heiden, selbst ohne die bei gebräuchlichen bindenden Hochzeitsceremonien, also zur e gegeben habe. Gesetzlich brauchte der Heide sie nun behalten und jagte sie fort. Und nun kommt der Vater, inde-Aeltester — zum christlichen Missionar und verlangt, olle ihm helfen, sein getauftes Kind weiter dem Heiden zu n. Es wurde versucht, den heidnischen Mann zum Christen- bewegen. Er aber antwortete: „Wozu soll ich Christ ch habe ja kein Land?"

einer Gemeindeversammlung zu Patrasburj am 17. Oct. rde constatirt, daß 7 Gemeindeglieder und einer, der sich e meldete, in Bigamie lebten. Zwei der in Bigamie waren sammt ihren Frauen früher getauft worden. Man durch Geld und Geschenke ermöglicht, und es war unge- lieben, da die Gemeinden nicht besucht wurden. —

Missionar Pohlenz die Kolhdörfer im Westen besuchte, in einer Gemeinde die einzelnen Christen, ob sie auch in tränken, und hörte nach einem kleinen Zaudern von Antwort: „ja" — oder „ja manchmal."

Unwissenheit einzelner Christen ist zuweilen entsetzlich. 71) ließ Missionar Kampfhenkel die Christen eines Dorfes Zelt kommen. Im Ganzen waren es nur 4 Personen, ster Christ von ungefähr 30 Jahren mit seiner alten Mutter, Mann und eine Frau, beide noch nicht getauft. Er nahm die 10 Gebote durch und überzeugte sich dabei, daß auch sten Fragen für sie noch zu schwer waren. Der Getaufte t vor einigen Jahren die Taufe in Ranchi bekommen. Als t wurde, wieviel Gebote der Herr gegeben, sagte er: ele," und auf die weitere Frage, wie das erste Gebot wortete er: „die Taufe." —

den Fällen, da Christen an heidnischen Festen theilnehmen, ber hervorgehoben. Die heidnischen Kolhs in der Gegend

[illegible] haben eine alte Gewohnheit, daß 10—1[illegible] [illegible] einmal im Jahre zusammenkommen, mit einander e[illegible] [illegible] machen und über Hexereien und ande[illegible] [illegible] Erfahrung halten. Seit 12 Jahren hat[illegible] Erfahrung nicht stattgefunden, da viele Dorfälteste das Chri[illegible] angenommen und von der Conferenz sich losgesagt hatte[illegible] vor drei Jahren vom Christenthum abgefallener Aeltester beri[illegible] die Erfahrung aufs neue. Mehrere Christen ließen sich [illegible] Theil zu nehmen. Man verlangte, daß alle Christen [illegible] [illegible] reiste nach dem Dorfe, [illegible] Erfahrung stattfand, ließ sämmtliche Christen in die Kape[illegible] und strafte ihre Sünde. Erst hörten die Leute gar nicht, aber trat ein alter Christ heran und bekannte unter Thrä[illegible] begangenes Unrecht. Die Christen fielen auf ihre Kniee und [illegible] bete für sie um Vergebung.

Und noch einer dieser traurigen Fälle! Er zeigt, wie [illegible] auch noch Zauberei treiben. In dem zu Patrasburj ge[illegible] Orte Tapkara war ein Mann krank. Einmal Nachts sieh[illegible] Traum einen andern Christen, mit Namen Christochit, in [illegible] gestalt zu sich kommen und glaubt nun, dieser habe ihn be[illegible] krank gemacht. Ein heidnischer Zauberer bestätigt das, und w[illegible] von Christochits Frau wirds durch ihren Schwiegervater [illegible] sie habe als Heidin Zauberei getrieben. Christochit will [illegible] [illegible] verschaffen, ob seine Frau eine Hexe ist und geht [illegible] gleitung von 4 Christen zum Zauberer Lohra nach Tuk[illegible] Stunden jenseit Ranchi. Der Zauberer sagt: „In dem T[illegible] Tapkara ist ein Teufel, der ist in Christochits Frau gefahr[illegible] eine Hexe ist sie nicht.“ Auch der Sohn des Kranken g[illegible] Zauberer, zu einem andern, und fragt, wie sein Vate[illegible] geworden sei. Antwort: Christochits Frau hats gethan. E[illegible] Zauberer sagt dasselbe. Richtig ermittelt auch der Aelteste, [illegible] zu Ohren gekommen, daß Christochits Frau Zauberei treibe [illegible] sogar seine, des Aeltesten, Schwägerin gelehrt habe. Er [illegible] Vorstellungen, aber sie bleibt dabei: Ich gebe das Zaube[illegible] auf. Darauf hin wird sie aus dem Hause gewiesen und [illegible]

Dorfe und geht zu ihrer Mutter. Vor dem Missionar zeigt sich ihr Mann sehr reuig darüber, daß auch er zum Zauberer gegangen und verspricht, es nicht wieder zu thun. Ebenso die Andern. Sie aber wieder zurückzubringen ist eine schwere Arbeit. Endlich sind sie so weit, daß sie Sonntags vor der Gemeinde öffentlich ihre Sünden bekennen wollen. Der Missionar betet mit ihnen und erhält das Versprechen, daß sie Sonntags zur Kirche kommen wollen. Wer aber nicht kommt, das ist Christochit nebst Genossen. Anstatt ihrer erscheint ein Brief des Aeltesten, in dem steht: „Christochit hat Alles wiederrufen, er will doch wieder zum Zauberer gehn." Es blieb nun nichts übrig, als ihn aus der Gemeinde der Christen auszuschließen.

Doch was sollen wir die Geduld der Leser mit dem Erzählen solcher Trauergeschichten ermüden! Könnten ja wohl noch andere berichten, von einem christlichen Manne, der seine Frau nebst vier Kindern verstoßen und mit einer andern in Sünden lebt, — von einem, der mit seinen Verwandten Streit hat, die, wie er sagt, ihm das Feld vorenthalten; es ist aber gerade umgekehrt, er will jenen das Feld rauben und noch dazu mit Hülfe des Missionars, — von einem dritten, der ein durch und durch verlogener Mensch ist und selbst den Saheb entsetzlich anlügt, — von einem vierten, der sein Katechistenamt dazu benutzt, die Christen zu brandschatzen, — von einem fünften, sechsten u. s. w. u. s. w. eine ganze Litanei von geistlichem Jammer und Elend. Aber es ist genug, übergenug, um uns den Schmerz verständlich zu machen, den das zerrissene Netz den Missionaren verursacht.

Eine Art dieser Namenchristen müssen wir aber noch besonders hervorheben. Es sind die, welche vor Jahren sich zur Taufe gemeldet hatten, aber weder genügenden Unterricht noch auch die Taufe selbst erhielten. Sie wohnen gewöhnlich in den äußersten Zipfeln der Districte, so besonders in den südlichen und südwestlichen Bergen Chutia Nagpurs. Zehn oder sieben Jahre oft ist es her, da ging ein Frühlingswehen auch durch ihre Herzen, sie brachen mit dem Heidenthum und meldeten sich zur Taufe. Aber man benutzte die Zeit ihrer Heimsuchung nicht, Ranchi war zu entfernt,

da konnten ſie nur ſelten hin zur Kirche, und kaum je
Katechiſten zu ihnen. Verſtreut unter den Heiden wohnt
mit denen durch Bande der Verwandtſchaft verknüpft, erna
ſie alles äußeren Halts. Und der innere, der ſich auf ein g
Verſtändniß des in Hindi gelernten Glaubensbekenntniſſes u
zehn Gebote beſchränkt, war auch nicht hinreichend ſie zu be
So verfielen ſie bald wieder in eine heidniſche Sünde n
andern und waren auch nicht im Stande, ihren Kinde
Evangelium und chriſtliches Leben zu vererben. Das F
Leben erſtarb. In den Bäumen ſtockte der Saft. Sie h
wohl den Chriſtennamen bei, aber von einem Sehnen und
war nicht mehr die Rede. Der frühere Miſſionar Jellinghaus
über ſolche, beſonders in ſeinem Bezirke ſich findende Gem
„Das ſehen wir klar, daß die Gemeinde, ſchon ehe die Gegn
die Verheerungen anrichtete, unter der jahrelangen Vernachlä
ſo krank geworden war, daß ſie einem ſtillen Tode entgeg
Nachdem die Führer und Väter der Gemeinde im Jahre
unverantwortlicher Weiſe von der Kanzel herab verflu
excommucirt waren und doch die Führer blieben, war die Ge

**ſo voller Streit und Aergerniſſe und ſo mißgeſtimmt, d
Fortſetzung der alten Zuſtände das Schlimmſte geweſen wär
der Gemeinde hätte geſchehen können. Dieſe Anſicht ſprach
die eingebornen Chriſten aus.“ — Daß der Anblick dieſer erſt
Chriſten den Heiden nicht Luſt macht, das Evangelium anzun
verſteht ſich wohl von ſelbſt. Während in anderen Gegen
Heiden zu Tauſenden kommen, hier, wo dieſe Namenchriſten u
iſt kein Wachsthum zu ſpüren. — Aber auch dieſe ausgeb
Schlacken wieder zu erwärmen, daß ſie etwas wenigſtens a
in der Liebe Chriſti zu brennen, wie ſchwer, wie ſchwe
einem entſetzlichen Stumpfſinn ſetzen ſie allen Ermahnungen
Widerſtand entgegen. „Wir können nicht in die Kirche,
nicht in den Unterricht, haben zu viel Arbeit, ja in unſern
iſt einmal der Teufel, alle Menſchen ſind ja Lügner, und
wandelt ſo genau, Jeſus wird uns in ſeiner Gnade ſchon ver
ſo und ähnlich lauten ihre Antworten. In den letzten drei**

ist alles gethan worden, was in den Kräften der Mission stand, durch verschiedene Reisen der Missionare selbst und durch zeitweiliges Hinsenden von Katechisten, — aber es ist nur geringe Frucht zu sehn. Es scheint oft, als wären diese Leute im Saft erstickte Bäume.

Um diesem Inquirer-Unwesen ein Ende zu machen, wurde in Patrasburj — und wohl auch auf den andern Stationen — eine genaue Liste der in der Umgegend lebenden Inquirers aufgestellt. Man fand im Jahre 1870 dort die Zahl von 135, unter ihnen Familien, welche schon 7, 10 und 12 Jahre „Christen" sind, wie sie sagen. Wenn sie im nächsten Jahre keine Zeit hätten zum Taufunterricht zu kommen, dann sollten ihre Namen gestrichen werden.

Solange diese erkalteten Kohlen noch nahe bei einander liegen, kann man sie wenigstens noch leicht auffinden, wie aber, wenn sie mitten unter den Heiden verstreut vorkommen, vielleicht durch Verfolgungen in der Heimath, oder durch den Wandertrieb, der in Uraus und Mundaris steckt, in weite Ferne getrieben sind? — Dem Missionar aus freien Stücken sich wieder nähern, das ist eine Seltenheit. Also muß der sie aufsuchen, sollen sie nicht ganz und gar verkommen. Aber wie sie finden? Man kann von Glück sagen, wenn sie sich durch einige beibehaltene Gebräuche, Gebete und Lehr-Bruchstücke ihrer Umgebung kenntlich gemacht haben und so zu erfragen sind. Da hält der Missionar wohl ein Neues Testament in die Höhe und fragt die Heiden: wer hat so etwas schon gesehen? Oder die Erwähnung eines Gebetes, des Vaterunser, des Glaubens-Bekenntnisses dient dazu, die Versprengten aufzufinden. Vielfach aber verbergen sie sich auch absichtlich vor dem Missionar.

So wohnen in der Nähe von Chaybassa viele aus Nagpur ausgewanderte Uraus als Tagelöhner. Schon vielfach hatte der Missionar selbst unter ihnen nachgefragt, ob keine Christen unter ihnen seien, auch eine Zeit lang ihnen durch den Urau-Lehrer wöchentlich zwei Mal predigen lassen, aber auch der hatte nicht herausgebracht, daß Christen da seien. Erst der Fall, daß eine *Christen-Frau im Flusse* ihren Tod gefunden — nun wollten die

Heiden sie nicht begraben, weil das Kosten macht — brachte es an den Tag, daß dort eine vor Jahren ihrem Manne entlaufene Christen-Frau wohne mit ihrem Sohne, ihrer seit 15 Jahren getauften Mutter und zwei jungen, unverheiratheten Männern. Und sie hatten während fünfjährigen Aufenthalts in Chaybassa nicht ein einzig Mal die Kirche aufgesucht! Ehe ihre Confirmation anerkannt werden konnte, mußten sie erst nochmals den ganzen Abendmahls-Unterricht durch machen.

Ein ander Mal hört derselbe Missionar, als er gerade seiner kleinen, braunen Schülerschaar die Gesetzgebung erzählt, daß, an 2 Meilen von Chaybassa entfernt, aus Nagpur eingewanderte Christen-Familien lebten. Es war Sonnabend, und doch macht er sich sofort mit einem Katechisten auf, sie zu suchen. Nach zweistündigem Ritt hören sie aber, daß der gesuchte Ort noch ziemlich fern ist, und kehren wieder um. Montag früh sind sie wieder auf dem Wege und finden denn die Gesuchten mit vieler Mühe in einem 3 Meilen entfernten Orte. Ihre Häuser standen nahe am Jangel. Rings um dieselben war etwas Land urbar gemacht und mit Mais bepflanzt. Die Häuser selbst waren dicht mit Kürbissen und Schlingpflanzen überwuchert. Mühsam wurde der im Zickzack hinaufführende Fußsteig erklettert. Der Mann flocht Besen, schmutzige Weiber und Kinder kauerten um ihn herum, und der Geruch aus einem Topfe zeigte, woher das Elend stammte. Aengstlich starrten die Leute den ermüdet sich unter ihnen niederlassenden Missionar an und waren sehr erstaunt, als sie auf die Frage, wen er suche, hörten, daß er gerade sie suche. Ja, sagte der Mann, ich bin seit 8 Jahren Christ, aber einen Padre habe ich nie gesehen. Den weiten Weg nach Ranchi zu machen, hatte er nie Zeit gehabt. Niemand hatte nach ihm gefragt, nur ein Ka[illegible]tte einm[illegible] seinen Namen aufgeschrieben und [illegible] das [illegible] welches er sogleich aufsagte. Auf di[illegible] seine ganze Kenntniß vom Christenth[illegible] Frauen, aber keine Ahnung davon, da[illegible] drei andern Familien-Vä[illegible] weit in den Jangel a[illegible]

t nicht Chriſten, er habe ihnen ſo viel Mal das erſte Gebot
geſagt, aber ſie wollten ſich nicht bekehren. — Das war das
merbild, das ſich dem Miſſionar darbot! Ein Wunder in der
t, daß der Mann noch ſagte, er ſei ein Chriſt, und daß in
dem Elend, all der Sünde, all dem Schmutze dies Fünklein
Bewußtſein nicht auch verſchwunden war. Der Mann war
ig, ſeine Kinder ſofort nach Chaybaſſa in die Schule zu geben,
e zweite Frau aber zu entlaſſen, weigerte er ſich, da ihre Ent-
nung nahe bevorſtehe. Auf dem Wege zur Station, wohin er
Miſſionar begleitete, ſeine Beſen in der Stadt zu verkaufen,
prach er noch, alle Sonntage zur Kirche zu kommen.

Wie viele ſolcher verſprengten oder abgefallenen Chriſten es
n mag, entzieht ſich ſelbſt einer Wahrſcheinlichkeits-Berechnung.
nſo das Verhältniß, in dem die Zahl der Namen-Chriſten zu
Zahl derer ſteht, in denen der Herr wirklich ſein Werk treibt.
Grenze iſt ja für Menſchen-Augen überhaupt eine fließende.
uen wir uns, daß die Fiſcher im Gebiet der Kolh-Miſſion
tig und mit Erfolg daran ſind, auch die aus dem Netz gefalle-
n Fiſche wieder aufzufangen, und helfen wir ihnen bei dieſer
ern Arbeit, auf daß der Name Gottes nicht verläſtert werde
ter den Heiden. —

9. Ein Kolh-Märtyrer.

Matth. 5, 10—12.

Vor einer niedrigen Hütte der südlich vom Lande der Kolhs gelegenen Stadt Sombalpur saßen eines Tages zwei Heiden, ein Mann und eine Frau. Tiefer Schmerz lag in ihren Zügen, laute Klagen gingen über die Lippen, und wild fuhren ihre Hände in die Haare, vor bitterem Weh dieselben raufend. Es war ein jammervolles Bild, das den Blicken der Vorübergehenden sich darbot.

Der Mann, Russua mit Namen, war vor etwa 10 Jahren aus Chutia Nagpur hier eingewandert, da er in seiner Heimath Kurmul, wo sein Vater Pahan des Ortes gewesen war, unter dem Druck der Landbesitzer zu nichts kommen konnte. Nach einem sechsjährigen Dienste im Hause eines Engländers hatte er es endlich so weit gebracht, daß er sich mit einem Mundari-Mädchen verheirathen und einen eignen Hausstand gründen konnte. An der Seite seiner Frau und im Dienste des Maharaja des Ortes fühlte er sich nun um so glücklicher, als ihm ein Sohn geboren war, an dem beide Eltern mit großer Liebe hingen. Da brach plötzlich das Unglück über ihn herein. Das Kind ward krank, sehr krank, der Zauberer des Orts, der gerufen wurde, that sein Möglichstes, den Bonga, der an der Krankheit Schuld sei, zu erforschen und durch Opfer von Schafen, Ziegen und Hühnern zu versöhnen, die Eltern ließen es nicht an Pflege fehlen, aber Alles war umsonst, — das Kind starb. Ueberwältigt von dem großen Schmerz über diesen Verlust, saßen sie jetzt vor ihrer Hütte in Sombalpur.

Viele gingen an ihnen vorüber und konnten sie nicht trösten, da sie selbst keinen Trost hatten. Da naht sich ihnen ein in

mbalpur wohnhafter Missionar. Theilnehmend fragt er nach em Schmerz und weist sie auf Jesum Christum hin, als den hten Helfer aus Noth und Tod. Ruhig läßt sich das Russua allen, die Aufforderung jedoch, bei dem Missionar in Dienst zu ten, weist er entschieden ab: „Du willst mich nur zu einem risten machen, darum will ich Deinen Dienst nicht."

Bei Beginn des Aufstandes 1857 zog Russua mit seiner milie nach seinem Geburtsorte Kurmul zurück. Schon war das nd unruhig, und Räuberbanden machten die allgemeine Unsicher- it noch größer. Auch Russua sollte das erfahren. Eben zog er rch einen dunkeln Wald, da brach eine Horde wilder Gesellen rvor, warf ihn und sein Weib nieder, beraubte sie ihrer Kleider d sonstigen Habseligkeiten und drohte Russua, der kein Geld zu ben behauptete, mit dem Schwerte den Kopf abzuschlagen. Das ar eine schreckliche Scene, die Frau und Kinder in lautes Weinen d Schreien ausbrechen ließ. Gerade als die Gefahr am größe- en war, erinnerte sich Russua der Worte, die ihm einst der issionar gesagt. Der Jesus, der ein Retter aller Menschen sein d auch vom Tode helfen soll, ist jetzt in der Todes-Noth seine nzige Hoffnung, und ohne sich lange zu besinnen, ruft er: „O esu, der Padre Saheb hat mir gesagt, daß Du Macht hast, auch m Tode zu retten; wenn Du mir jetzt hilfst, so werde ich den haitan verlassen und Christ werden." Wunderbar, wie die plötz- he Erinnerung in der Seele des Russua, ist die Wirkung dieses ebets auf die Räuber. Bangen Herzens halten sie in ihrem blu- gen Vorhaben inne. Einer ruft: „Thue dem Manne nichts, siehe, redet mit Singbonga." Alles, was sie geraubt haben, geben zurück und eilen davon. Russua setzt fröhlichen Herzens seine eise fort und kommt mit den Seinigen glücklich nach Kurmul.

Kaum in seiner Heimath angelangt, wird Russua auf eine oße Probe gestellt. Das Amt eines Pahan nämlich, das sein ater einst bekleidet, das einflußreiche, mächtige und gewinnbrin- nde Amt eines Pahan wird ihm angeboten. Aber er hat sein elübde nicht vergessen und schlägt das Anerbieten aus. Er hat gelobt, Christ zu werden; das läßt ihm keine Ruhe. Er fühlt,

er komme nicht eher zum Frieden, als bis er den näher kennen gelernt, der ihn so wunderbar vom Tode errettet hat. Wie aber ein Christ werden? In der ganzen Umgegend von Kurmul gab es damals noch nicht einen einzigen Christen. Endlich jedoch haben seine Erkundigungen Erfolg. Acht Stunden entfernt, in Jaltandi, wohnt eine christliche Familie, die des Dayadham. Sofort macht er sich dorthin auf den Weg, erzählt dem Christen seine Geschichte und bittet, ihm zum Christwerden zu verhelfen.

Durch Dayadham wird Russua mit nach Ranchi zu den Missionaren genommen. Vor diesen fällt er nieder und bittet, ihm den rechten Weg zu Jesu zu zeigen; Jesus habe ihn im Walde von Räubern gerettet, und er habe gelobt, in Zukunft ihm und nicht dem Shaitan zu dienen. Natürlich wird er mit großer Freude aufgenommen. Das Erste ist, daß der Missionar auf den Knieen mit und für ihn betet, dann wird ihm der Zopf abgeschnitten (die Hals-Korallen hatte er selbst schon fortgeworfen), und eine Woche lang durch Katechisten in den heiligen zehn Geboten, dem Glauben und Vaterunser Unterricht ertheilt, endlich wird er von den Missionaren mit Gebet wieder in seine Heimath entlassen.

Von dieser Zeit an beginnt nun sein schweres Märtyrer-Leiden. Als ihn seine Frau ohne Zopf und Hals-Schnur sieht, wird sie wüthend. Alle ihre frühere Liebe ist wie verflogen. Nicht einmal das Haus läßt sie ihn betreten. Vor der Thüre muß er schlafen, vor die Thüre setzt sie ihm das Essen, wie einem Hunde. Seine Brüder meinen, er sei wahnsinnig geworden, und versuchen alles Mögliche, ihn zum Heidenthum wieder zurückzubringen. Als sie nichts ausrichten, wenden sie sich an den Zemindar des Ortes, der nun alle seine Gewalt gegen Russua gebraucht.

Zuerst wird er durch vier bewaffnete Soldaten in das Haus des Zemindar geführt. Er soll das Christenthum aufgeben, soll sich wieder in seine Kaste aufnehmen lassen, man wolle ihm auch einen Büffel-Ochsen und mehrere Mora Reis geben. Aber allen Drängen, Bitten und Versprechen gegenüber bleibt Russua fest. Da wird der Zemindar zornig und läßt ihn den ganzen Tag über ohne Speise und Trank in der glühenden Sonne sitzen. Von

unger und Durst geplagt, läuft der arme Mann Abends davon, e Soldaten des Zemindar hinter ihm her, bis er endlich im Walde n Versteck findet, von wo aus er bei Nacht in sein Haus zurück-hrt. Aber auch hier konnte seines Bleibens nicht sein. Kein Wort r Theilnahme und des Mitleids bekommt er zu hören. Seine rau thut grollend den Mund nicht auf, sondern setzt ihm nur f seine Bitte etwas Reis vor die Thür. Und wenn es Tag ird, das weiß er, da sind die Leute des Zemindar wieder da, nd wehe dann ihm, dem Flüchtling! Darum macht er sich vor agesgrauen wieder auf, sein Versteck im Walde aufzusuchen.

Mehrere Tage lang wird nun von Seiten der Soldaten nach m gesucht. Endlich finden sie sein Versteck und führen ihn unter chlägen und Stößen wieder zum Zemindar, wo bereits zwei olizeidiener warten, die seinetwegen von der Torpa Thana geholt aren. An den Händen gebunden, wird er zur Thana transpor-rt, dort als großer Uebelthäter in eine dunkle Kammer eingesperrt nd nach einiger Zeit vor den Richterstuhl des Thanadar geführt. Die Anklage des Zemindar lautet: „Russua ist ohne meine Erlaubniß hrist geworden, kehrt er nicht wieder in seine Kaste zurück, so wird r in kurzer Zeit die Leute der ganzen Gegend zu Christen machen." Der Thanadar, ein Muhamedaner und als solcher geborner Feind er Christen, befiehlt dem Russua vom Christenthum abzustehn. Aber der Gefangene antwortet mit voller Entschiedenheit: „Thue mit mir, was Du willst; wenn Du mir das Leben nehmen woll-est, ich werde nie wieder den Weg des Verderbens gehen, ich werde Christ bleiben, denn der Herr Jesus hat mein Leben gerettet, als in Mörder mich im Walde tödten wollte, an Jesum werde ich mmer glauben." Furchtbarer Lärm und schreckliches Fluchen des Thanadar folgt dieser Antwort. „Weißt Du nicht," so droht er, „daß ich über Dich Macht habe? Ich werde Dich halb todt [illegible] und den Schakaln hinwerfen lassen." Es war keine leere D[illegible] Sofort zieht sich der Thanadar einen Schuh vom Fuß, [illegible] damit ganz fürchterlich und tritt den ohnmächtig Hingeb[illegible] auf die Brust, daß ihm das Blut aus Nase, Mund [illegible] fließt und eine Rippe der linken Seite zerbricht. [illegible]

Russua da. Nun erwacht aber bei dem Thanadar die Furcht
sich selbst vor einer Anklage zu sichern, befiehlt er seinen So
den armen Mann nach dem etwa ½ Stunde entfernten Kara
zu schleppen und ins Wasser zu werfen. Schon war der
Mensch durch den Strom eine Strecke fortgerissen, als er an
hervorragenden Steine hängen bleibt. Mühsam zerrt er si
Land, liegt dort mehrere Stunden lang fast bewußtlos und
dann an einem Stocke langsam nach Hause zu schleichen.
kommt er vorwärts, zu dem drei Stunden weiten Weg bra
zwei Tage, zwei Tage voller Schmerzen ohne Speis und
in steter Furcht wieder von seinen Feinden ergriffen zu
doch erreicht er sein Ziel.

Wiederum wird er zu Hause von der zürnenden, sch
Frau empfangen — bald jedoch legt sich ihr Zorn. Sie si
ihr über und über mit Blut bedeckter Mann ohnmächtig v
Hause niedersinkt — und das erweicht ihr Herz. Sie fa
Ohnmächtigen unter die Arme, hilft ihm ins Haus und pfl
bis er nach mehreren Wochen großer Schmerzen wieder a
kann. Von da ab war der Widerstand seiner Frau gebroch
Blut des Märtyrers fing zunächst in seinem Hause an, der
der Kirche zu werden.

Von Seiten des Zemindar sollte jedoch die Verfolgun
lange nicht aufhören. Eines Tages, nachdem ihm die Kund
wunderbaren Rettung zu Ohren gekommen, steht der Z
wieder vor Russuas Thür, ruft ihn heraus und lässt den Fo
durch zwei Polizisten binden und unter Stockschlägen a
Polizeistation nach Torpa schaffen. Wiederum dort dasselbe
spiel von Schelten, Quälen und Schlagen; wiederum aber a
Seiten des Russua dieselbe Geduld und Standhaftigkeit. Als
aber unter den schmerzhaftesten Schlägen sogar anfängt
Glauben zu beten, da kennt die Wuth des Muhamedaner
Gränzen. Aber was helfen Schläge und Marter! E
umsonst, das hat man nun wohl gemerkt. So wirft man
zur Veranda hinunter, daß er sich an einem Steine de
erheblich verletzt, und lässt ihn für diesmal laufen

Jetzt fing die Treue Russuas an reichlich Frucht zu tragen. lbst einer seiner vorher so feindlichen Brüder wurde Christ. Nach d nach kamen einige Familien hinzu. Sie alle versammelten sich ter Russuas Leitung öfters zum Gebet. Alle 14 Tage gingen nach dem 16 Stunden entfernten Ranchi zum Sonntagsgottes- nst. So sehr mehrte sich die kleine Schaar, und solchen Eifer gte sie, daß sie sich sogar auf eigne Hand in Kurmal eine kleine pelle baute, in der man sich Sonntags versammelte und mit nander betete.

Die Befürchtung des Zemindar, Russua werde die ganze gend christlich machen, schien in Erfüllung gehen zu wollen. as spornte die Feinde zu energischen Maßregeln. Weder die Ent- hung seines rechtmäßigen Besitzes an Feld, noch das Zureden d Schelten, Schlagen und Mißhandeln durch Zemindar und anader hatten gefruchtet; — was blieb übrig? — Gefängniß. — s aber konnte nur in Lohardagga verhängt werden. Darum ndte sich der Zemindar mit einer Lügenklage nach Lohardagga. d wie schändlich ging man vor! Die Vorladung wurde dem ssua erst nach dem Termine eingehändigt. Da konnte er nun ürlich nicht erscheinen, und leicht war es, sein Ausbleiben als geständniß seiner Schuld darzustellen. So wurde er ohne Verhör drei Monat Gefängniß verurtheilt. Kein Bitten und kein Klagen f. Russua musste sich durch die Polizei nach Ranchi abführen en und dort drei Monate in der Zail gefangen sitzen.

Ueberaus traurig sah es in Kurmul aus, als er nach verbüßter rafe dorthin zurückkehrte. Die feigen Feinde hatten seine Abwesen- t benutzt, gründlich aufzuräumen. Von den 4 Christenfamilien Orts war auch nicht eine Seele mehr da. Der Zemindar hatte en Land und Vieh geraubt, ihre Häuser niederreißen lassen und nach Süden hin in den Urwald vertrieben. Frau und Kinder d Russua bei seinem heidnischen Bruder, der ihnen an der seines Hauses ein Plätzchen als nothdürftiges Unterkommen umt hatte. Auch die kleine Kapelle fand er zu seinem großen ze nicht mehr; sie war der Erde gleich gemacht worden.

Wie die übrigen Christen sollte auch Russua nach seiner R
kehr von Ranchi aus der Heimath vertrieben, wenn das unthu
sei, auf irgend eine Weise ums Leben gebracht werden. Das
der Plan des Zemindar. Gleich Tags nach seiner Heimkehr w
er darum von einer Anzahl Bewaffneter aufgesucht. Glücklich
konnte er wieder in den Wald fliehen. Dafür rächten sich
Unmenschen an seiner Familie. Sein 7jähriger Sohn, der
Katechist Samuel, wurde von den Soldaten des Zemindar
Kleidung, selbst des schmalen Streifen, den er um die Lenden
beraubt, grausam geprügelt und nackt liegen gelassen. Eines
sitzt das kleinste, erst 4 Jahr alte Kind vor dem Hause und
Da kommt der Zemindar und schlägt es eigenhändig blutig.
zu Hülfe herbeieilende Mutter wird auf die roheste Weise umge
und mit Füßeu getreten. Dem armen Vater, der am Tag
in einer Schlucht des Waldes verborgen halten muß, geht wo
tiefer Jammer durch die Seele, als er Abends Mutter und
in ihrem Blute daliegen findet, aber wie tief auch sein Se
ist, er hat den Herrn lieber als Weib und Kind. Auch au
Drängen seiner Frau, doch aus der Heimath zu fliehen, glau
nicht eingehen zu dürfen, er hofft das Christenhäuflein wied
den alten Gottesdiensten sammeln zu können. Nur ein Ge
wird durch all die Martern lebendiger in ihm denn je, der W
durch die heilige Taufe seinem Heiland aufs Innigste verbund
werden.

So macht er sich mit Weib und Kind auf nach R
Fünf Wochen lang werden sie dort unterrichtet und erhalten
das heilige Sacrament.

Als Taufname wird ihm der Name Paulus gegeben.
waren selige Feiertage für den vielgeplagten Mann, und re
fand er in ihnen Entschädigung für alles, was er verloren
erlitten hatte.

Nach der Taufe wurde Paulus wieder nach Kurmul z
geschickt, obwohl er im Gegensatz gegen seinen eignen frü
Willen Lust bekommen hatte, in Ranchi zu bleiben, und in So
heit seine noch leidensscheue Frau sich gegen die Rückkehr str

ingen zwei Missionare mit ihm, jene Gegend zu bereisen und
n feindlichen Zemindar zu reden.

Mehr noch als früher wurde der getaufte Russua jetzt seiner
en Gegend zum Segen. Kaum hat er sich als Ersatz für
ebergerissenes Wohnhaus eine Hütte unter einem Baume
so sinnt er schon darauf, mit seinen heidnischen Brüdern zu
und ihnen zu erzählen, was er aus Gottes Wort gelernt
Gleich am ersten Sonntage ruft er einige Heiden zu sich und
t ihnen in seiner Hütte.

ofort freilich beginnt auch wieder die Verfolgung. Den
en Montag erscheint der Zemindar mit 8 Sipahis, als ob
n Räuber oder Mörder zu fangen gelte. „Du lehrst jetzt
e andern Leute und willst sie verderben und zu Christen
." so herrscht er ihn an, nimmt ihn fest, und fort gehts nach
ra zum Baraik, einem großen und mächtigen Zemindar, dem
rser gehören. Dort wird er zu 5 Rup. Strafe verurtheilt,
er Christ sei und mit den Heiden am Sonntage gebetet habe."
kein Geld zum Bezahlen hat, wird er zwei Tage und zwei
von zwei Soldaten unter Wache gehalten und erst für einige
, die seine noch heidnische, aber mitleidige Schwester dem
zuführt, ausgelöst.

Doch diese Ungerechtigkeit sollte das Ende aller Quälereien
t. Paulus geht nach Ranchi, erzählt, was ihm widerfahren,
Missionaren, diese theilen es dem englischen Departements-
issioner mit, worauf der Baraik vor Gericht gefordert und mit
Rup. bestraft wird.

Nun hat denn endlich der vielgeplagte Paulus Ruhe, — aber
seine Liebe. Die trieb ihn hin und her, in den Heidendörfern
Evangelium zu verkündigen. Das war ein wunderbares Regen
Leben. Familien, die während der Verfolgung ihre Heimat
sen, kehrten zurück, neue Inquirers kamen hinzu, u
ausbrechende Wuth der Feinde hemmte den
he wanderten wohl aus und rangen der Wi
ab, aber immer neue traten in die entstand
ie Christen in Kurmul sich bald eine große

die heute noch steht und für etwa 500 Menschen
Die Seele des Ganzen war unser Paulus. Ein
Christ und ohne andere Kenntnisse als die im Ta
erworbenen, fing er an, die Taufcandidaten zur Ta
bereiten und brachte sie dann zu 40 oder 50 auf ei
Ranchi. Wo nur Einer Empfänglichkeit zeigte, da war
Hand, betete mit den Kranken, tröstete die Verfolgten,
die Sünder.

Um dieses Eifers willen wurde er zum Gemeind
von Kurmul ernannt, und später ihm auch Amt und
Katechisten gegeben.

Wenige wohl sind für diese Aemter so würdig g
Paulus. Er hatte keine Ruhe bei Tag und Nacht.
Belehrung der Heiden in nächster Umgegend begnügt er
Es treibt ihn weit in die Ferne. Da sind in den
des Südens die Vertriebenen. Sie haben dort mit
Tigern zu kämpfen gehabt, sie haben schwere Arbeit u
Leben geführt, ehe sie den Urwald gerodet und den
Reis-Cultur hergerichtet. Werden aber ihre Herzen
Urbarmachen des Landes nicht wieder verwildert sein? D
lässt dem Paulus keine Ruhe. Zehn bis fünfzehn Stu
wandert er über Berge und durch dichte Wälder, die
aufzusuchen. Die Einen stärkt er in ihrem Glauben
bringt er wieder mit zurück und ist ihnen behülflich zu
erlangung des geraubten Landes, Allen ist er Bruder
und Vater.

Auf einer dieser Wanderungen ereignete sich eine
Geschichte, die lebendiges Zeugniß von der Kraft seines
ablegt. Als er einmal in der Gegend von Sode, die
Walde liegt, die Christen suchend und den Heiden predige
zieht, überfallen ihn nahe am Koelflusse drei bewaffnete
Einer von ihnen, ein hochgewachsener starker Mann, hat
Bogen in er Linken und eine Tigeraxt in der Rechten.
Wuth stürmt der auf Paulus los und schwingt seine
Wehrlosen niederzuschlagen. „Endlich," so schreit er

„endlich habe ich Dich, nun sollst Du nicht am Leben bleiben, warum kommst Du in meine 12 Dörfer und regst die Bongas auf, sie gehorchen mir nicht mehr und haben mir meine Tochter und sechs Büffelochsen getödtet, da bist Du Schuld." Paulus aber, so eigenthümlich ihm auch zu Muthe sein mochte, lässt sich nicht erschrecken, sondern sagt in demüthiger Herzlichkeit: „Warte noch ein wenig, Bruder, schlage mich noch nicht, wir wollen erst mit einander sprechen." Darauf holt er aus seiner Bibeltasche ein Evangelium Lucae, und zeigt es ihnen: „Seht, das ist Gottes Wort, das verkündige ich Euch, weiter nichts als dieses Wort." Der Räuber wird ganz erstaunt und fragt: „Was, das ist das für ein Buch? Gottes Wort?" Und nun setzen sie sich alle in den Schatten des Waldes, und Paulus erzählt seinen Feinden alles, was er vom Herrn Jesus weiß. Aufmerksam horchen die Männer auf die liebliche Weise seiner Rede, sie können sich der Gewalt des göttlichen Wortes nicht entziehen. Endlich stehen sie auf und gerade der, der Paulus mit der Tigeraxt tödten wollte, spricht: „Komm, Bruder, es ist schon spät, Du sollst bei uns etwas essen," und führt ihn in sein Haus. Dort giebt er dem Boten Gottes Wasser zu trinken und Reis zu essen und bekennt ihm, daß er wirklich die Absicht gehabt, ihn zu tödten. Es war der Pahan der Gegend, ein weit und breit gefürchteter und bei allen Krankheiten und Unglücksfällen sehr gesuchter Mann. Ein Jahr nach dieser Begegnung mit Paulus wurde er Christ und bekam den Namen Jusuph (Joseph). Jetzt ist er der Gemeindeälteste der 210 Seelen starken Gemeinde dort im Gebirge. Seit Anfang dieses Jahres steht ihm ein Katechist zur Seite, und fleißig wird die Kapelle der Gemeinde zum Gottesdienst besucht.

Ein andermal ging Paulus nach dem 20 Stunden weit im Süden gelegenen Ganpur, die dort zerstreuten Christen zu besuchen. Als er da in frischer Morgenkühle durch den thauigen Wald dahin schreitet und, das Herz bei seinem Heilande, an nichts weniger denkt, als an Gefahren, da sieht er plötzlich in geringer Entfernung vor sich einen Tiger stehen. Mancher Andere würde vor Angst

gezittert, würde wenigstens versucht haben, den gefährlichen
durch großes Geschrei zu vertreiben, Paulus hilft sich anders.
gefasst kniet er sofort Angesichts des Tigers nieder und b
seinem Jsu Massih. Als er vom Gebet wieder aufsteht,
Tiger nicht mehr da. —

Und noch eins seiner Erlebnisse! Jm Dorfe Pakra
Christ erkrankt. Jhn zu besuchen geht Paulus eines Morge
hin. Da sieht er in der Nähe des Dorfes auf einem mit
einer Art Erbsen, bestelltem Felde etwas liegen. Anfangs
es für einen Hund, näher herangekommen findet er aber e
nackendes, schlafendes Kind. Rund um dasselbe herum
frische Spur eines großen Tigers, und deutlich ist wahrzu
daß der Tiger das Kind am ganzen Leibe beleckt hat.
nimmt es auf und trägt es ins Dorf. Dort erfährt er,
Kindes Vater und Mutter kürzlich gestorben, und daß
des verlassenen Knaben sich angenommen habe. Hungrig
daher Abends in das nahe Erbsenfeld gegangen, sich
Schoten zu sättigen, und dort bei Dunkelwerden einge
Der Tiger war dabei sein Schutz gewesen, er hatte
sollen, daß die Schakale nicht den kleinen Schläfer forttrüg
verzehrten. Da sich Niemand findet, der sich des ver
Waisen annehme, nimmt ihn Paulus mit in sein Haus, pfl
erzieht ihn als seinen Sohn. Jm Jahre 1872 ist die
durch Missionar Didlaukies, dem wir diese Erzählunge
Paulus verdanken, getauft und Prabhudenga (des Herren
genannt worden. —

Nach dem Urtheil des Missionar Didlaukies ist Paul
Kurmul der einflußreichste Mann der Goßnerpur-Gemeinde
lieben und ehren ihn als ihren Vater. Als Prachin
einer Gemeinde von 800 Seelen vor, aber seine Wir
geht über diesen Kreis hinaus. Wo irgend eine schwierig
zu ordnen ist, da wird Paulus hingeschickt, meistens aber
von selbst schon hin, keinen Weg scheuend. Menschlich
sind durch ihn mehrere Tausend Heiden zum Reiche Gottes
worden. —

Wir ſprechen die vielen tiefergreifenden und oft tiefbeſchämenden
danken nicht aus, die das Lebensbild dieſes Mannes in unſern
rzen wecken muß, ſchließen uns aber mit aller Freudigkeit dem
unſche an, mit dem Bruder Didlaukies ſeine Mittheilung ſchließt:
r Herr wolle ihn uns noch recht lange erhalten, damit noch viele
elen durch ihn dem Lamme gewonnen werden. —

10. Einige andre Natives.

Luc. 15, 1.

a) Ein Opfer der Kaste.

Schon in einem der ersten Jahre ihrer Wirksamkeit unter de Kolhs (1847) kamen die Missionare mit einem Manne in Berührun der sowohl durch die Begeistrung, mit der er das Evangelium ergri als auch durch seine hervorragende Stellung zu den schönsten Hof nungen zu berechtigen schien. Er war ein Abkömmling des köni lichen Geschlechtes der Nagbhansi, ein Lál, mit Namen Bisnathsi und als Knabe schon von einem christlichen Lehrer unterrich worden.

Eines Nachmittags im October 1847 standen zwei jun Männer vor dem Missions-Hause und verlangten den Mission zu sprechen. Als er herauskam, fand er zwei wohlgekleidete u gebildet aussehende junge Männer, die sehr ehrerbietig grüßte Darauf erhob der ältere seine gefalteten Hände, sagte mit Anda das Vater-Unser her und endete mit den Worten: Herr, gieb m das Buch, worin dieses Gebet zu finden ist. Mit großer Freu begann der Missionar ein Gespräch mit ihnen und gab nicht bl das erbetene Buch, sondern auch mehrere passende Tractate. D war die erste Berührung der Missionare mit Lál Bisnathsah.

Bei einem Besuche, den ihm die Missionare bald darau machten, verstieg er sich bereits zu dem Bekenntniß: Was kann mei Herz mehr befriedigen, als solch ein Wort (das Evangelium Ma thäi, das er gelesen hatte), die Liebe Gottes ist groß; ich verach die Götzen und werde sie mit Gleichgültigkeit wegwerfen, es ist ein zu gedankenlose Gaukelei. Ich lege auf Gottes Seite 12 und au die andere Seite 4 Annas, dann ist die Rupie voll." Mit de

ten Wort wollte er den Vorzug des Christenthums vor dem Identhum bezeichnen, da er aber nicht alle Annas auf Gottes ite legte, so zogen ihn die 4, deren er noch immer die Welt rth achtete, zu dieser zurück. „Ich äße mit Euch", sagte er auch, penn sie nicht auf mich lauerten." Sonst war er außerordentlich undlich gegen die Missionare, sorgte mit großer Freigebigkeit für re Küche und lud sie ein, in seinem Dorfe sich bleibend nieder- lassen.

Trotz einiger Schwankungen wird Lál Bisnathsah in den fol- nden Jahren dem Evangelium immer geneigter. Es ist offenbar, s Wort Gottes hat ihn gefasst und lässt ihn nicht wieder los. ie Feindschaft der Welt gebraucht ihre Waffen gegen ihn, man treißt ihm einige Dörfer, die sein Eigenthum waren, man erklärt n für verrückt, — er aber lässt sich nicht irre machen. Als er n Jahre 1852 in Proceßangelegenheiten in Ranchi war, besuchte regelmäßig die Abendandachten und sonntäglichen Versammlungen, ntblößte dabei seinen Kopf, warf sich beim Gebet auf die Knie nd erweckte dadurch die Bewunderung aller Fremden, die anwesend aren. Daß er Christ werden wolle und müsse, davon macht er or Niemandem Hehl.

Ebenso hält er es in seinem Hause. Bis auf die Kaste hat r alles Heidnische weggeworfen, Glauben, Götzen, Bücher 2c., liest ie christlichen Schriften fleißig, liest sie in seiner Familie vor und rklärt sie, hält Abend- und Morgenandachten, hält den Sonntag eilig und betet, hingeworfen auf die Erde, zu Jesus als seinem Herrn.

Die Missionare sind überzeugt, daß er es aufrichtig meint, — tellen sie sich aber die Frage, ob er Christ werde, so müssen sie gen, wir wissens nicht. Sich voll und ganz dem Herrn hinzu- ben, hindert ihn immer noch seine Kaste. Ist er zugegen, wenn eiden getauft werden, so weint er wohl heiße Thränen, man sieht, e sehr auch er nach der Taufe verlangt; aber für sie die Kaste zugeben, nein! Die Missionare fordern in ihren Berichten auf, r den Mann, dem es zu schwer sei, durch die enge Pforte zu ngen, Fürbitte zu thun, wir wissen, die Missionare selbst, ein

Mann des Gebets, wie der alte Goßner, und viele Freunde Mission haben viel (z. B. auch öffentlich in der Bethlehems-K in Berlin 1858) für ihn gebetet — aber die Kaste scheint die Kraft des Gebets zu Schanden zu machen, Lál Bisnathsah sich nicht bewegen mit den Christen zu essen.

Wieder vergehen Jahre. Bisnathsah bleibt der alte. S fängt sein langes Zaudern an, einen üblen Einfluß auszu Hatte in den ersten Jahren sein Beispiel wie ein Feuer geg und ganze Dorfschaften zur Nacheiferung erweckt — durch langes Hinken auf beiden Seiten wird das Feuer gehemmt, fühlbare Erkaltung tritt ein.

Der Aufstand 1857 konnte für Bisnathsah eine heilsame K sein. Entweder — oder, hätte es da für ihn heißen müssen. er bleibt in der Schwebe. Er fällt nicht zurück ins alte He thum, nein, jede Betheiligung an Christenverfolgung und Empö weist er entschieden ab, hält sich ganz still, macht kein Hehl seinem Glauben und beobachtet nach wie vor in seinem christliche Gebets- und Gottesdienstordnung, das alles nicht Gefahr für Besitzthum und Leben — zu einem entschiedenen B mit der Kaste kommt es jedoch nicht.

Indessen scheint er doch durch jene Zeit des Aufstandes vielleicht auch die demselben folgende religiöse Bewegung neue Antriebe empfangen zu haben. Am 8. Mai 1858 kommt e nach einem Andern nach Ranchi und sagt, um die Ursache Erscheinens gefragt: „Ich komme, um die Taufe zu erhalten in der That und Wahrheit ein Christ zu werden.“ Da sein kenntniß klar und gut ist, soll ihm die Taufe nicht vorenth werden. Nur soll er erst mit den Missionaren essen. Er sa zu. Abends war er in der Kirche und sagte wie die ander sahay. Sonntag früh begehrt er wieder dringend die T Damit er zuvor, wie er versprochen, die Kaste breche, läßt m Missionar in seiner Wohnung ein Essen anstragen. Zwei Missionare sind zugegen, auch zwei eingeborne Christen. Da als Wasser zum Hände waschen gebracht wird, entsinkt ihm Muth. Er könne es noch nicht, müsse erst seine Frau damit b

machen, u. dergl. Dennoch wünscht er die Taufe. Essen wollte er später, denn von der Kaste könne bei ihm nicht mehr die Rede sein. Darauf ließ man sich natürlich nicht ein, und Bisnathsah sah ruhig zu, wie die Andern aßen. Nachmittags geht er nach Hause, dorthin, wo er noch die Woche vorher vor seinen Brüdern, seiner Familie und einigen Christen bei einer gemeinschaftlichen Andacht offen gesagt, daß er nun völlig durchbrechen wolle, dorthin, wo ebenfalls vor 8 Tagen erst Christen aus benachbarten Dörfern bei ihm, ja mit ihm — nur ein wenig beiseits, — gegessen hatten. Was mag in dem Herzen des Mannes vorgegangen sein? Welche Kämpfe, welche Gedanken, die sich einander verklagten und entschuldigten! Der einzige Fortschritt war der, daß er von nun an allen Christen die Hand gab und sie Brüder nannte.

Den Missionaren war sein Seelenzustand räthselhafter denn je. Wer kann es ihnen verdenken, daß sie zweifelten, ob er es wirklich mit sich und mit der Wahrheit ehrlich meine.

Wie es in Wahrheit mit ihm stand, das bezeichnet wohl das schon angeführte Wort, das er im Herbst desselben Jahres über die große religiöse Bewegung den Missionaren sagte: Es sieht jetzt das ganze Land auf Euch und das thun Alle mit einander und Jeder frägt, was will das werden? Es ist auch nicht Einer, der nicht einsieht, daß es gut ist ein Christ zu sein; sie wissen nur nicht — die aus den hohen Kasten der Hindus, — wie sie über die Schwierigkeit der Kaste kommen sollen. Es kommen Alle und das bald, aber erst wird es Wirren geben."

Thaten aber die Missionare nicht Unrecht, daß sie einem Manne, der doch wirklich schöne Beweise seines Glaubens gegeben, blos deshalb die Taufe verweigerten, weil er die Kaste nicht brechen wollte? Wir sagen aus voller Ueberzeugung: nein! Mag Einem auch das Herz bluten, wenn man sieht, wie Einer durch die enge Pforte nicht hindurchkann, mag man sich sogar versucht fühlen, den schmalen Weg breit zu machen — so ist es doch sicherlich wahr, Christenthum und Kaste vertragen sich nicht miteinander. Man hat gesagt, die Kaste entspreche unsern Ständen, und damit hat auch die Leipziger Missionsgesellschaft die Beibehaltung der Kaste für ihre

Christengemeinden zu rechtfertigen gesucht. Aber das ist nicht wahr. Die Kaste ist kein sociales, sie ist ihrem Wesen nach ein religiöses Institut, sie bezeichnet nicht Standes-, sondern vermeintliche Wesensunterschiede unter den Menschen. Aber auch abgesehn davon, ein Christ von der hohen Kaste wird nie seine Tochter einem Christen von der niederen zur Ehe geben, wenn er auch sonst in allen Stücken ihm gleich ist, und der Christ von der hohen Kaste wird nie aus demselben Brunnen mit demselben Gefäß Wasser schöpfen, nie sein Essen kochen an demselben Feuer, mit denselben Gefäßen, wenn auch Alles auf das Reinlichste eingerichtet wäre, er wird vielmehr stets einen Heiden seiner Kaste dem christlichen Bruder von einer niedrigeren Kaste in jeglicher Weise vorziehen. Nun denke man sich solches Institut in die Christengemeinde herübergenommen, was sollte das werden? Sollen in die Christenheit Partheien eingeführt werden, die untereinander schlechterdings keine Verbindung haben, keine Freundschaft, keinen Umgang, keine gemeinschaftlichen Gefühle — keine Liebe — blos den Christennamen und ein Bruchtheil der christlichen Lehre? Sollen in den Kirchen die Frauen auf der Erde sitzen, die Männer auf erhöhten Sitzen, die von hoher Kaste auf den vorderen, die niederen Kasten auf den hinteren Sitzen der Kirche, sollen auf den Altären 2, 3 oder 4 verschiedene Kelche für die verschiedenen Kasten, und eben so viele verschiedene Brodteller stehen, sollen nach dem Gottesdienste sich Alle baden, als ob sie verunreinigt worden wären, dadurch daß sie unter einem Dache gesessen, wie es in der That da der Fall ist, wo in der Christengemeinde die Kaste geduldet wird? Wir sind nicht im Zweifel, jedes unbefangene Gemüth wird das als eine Schädigung nicht blos, sondern als eine Aufhebung der christlichen Gemeinschaft, und darum des Christenthums selbst erkennen müssen. Nur die Hoffnung, durch Beibehaltung der Kaste dem Evangelio größern Eingang bei den Hindus zu verschaffen, kann jene Gewissensbedenken unterdrückt haben. Aber ob sie bei denen, die die Kaste dulden, wirklich zum Schweigen gebracht sind? — Jedenfalls hat die Leipziger Mission trotz ihrer Kastenfreundschaft keinen größeren Zulauf von den Hindus, als andere Missionen. Ja die Gegner der Kaste, wie die

Baseler, die Englisch Kirchliche Mission und andere Gesellschaften breiten sich viel mehr aus. Hier heißt es: Verdirb es, denn es ist kein Segen darin, sondern Fluch. —

Die Missionare gaben aber die Hoffnung nicht auf, daß Bisnathsah doch noch Alles, auch die Kaste würde für Schaden achten, um Christum zu gewinnen. An einem Mann wie er, der das neue Testament beinahe auswendig gelernt hatte und die Briefe, die er manchmal an die Missionare schrieb, halb mit Bibelsprüchen anfüllte — sollte an dem sich das Wort Gottes nicht doch noch mächtiger erweisen, als alle angebornen Vorurtheile? — Wusste er ja doch selbst so gut, wer mächtiger ist als der Teufel. —

Im November 1858 war er nämlich einmal mit seinen Verwandten, dem Lál von Bethal und dem Lál von Salgi zu Ranchi in der Kirche. Auf dem Wege dahin fragt ihn Ersterer: Cousin, sage mir einmal, wer ist wohl stärker, Gott oder der Teufel? Bisnathsah, der wohl wissen mochte, was er damit sagen wollte, sagte zu ihm: Vetter, sage Du mir erst Deine Meinung, dann will ich Dir die meine sagen. — Nein, sage Du, Du hast viel Umgang mit den Padri Sahebs, sage Du mir Deine Ansicht. — Darauf Bisnathsah: Nun gut, Ihr habt vergangenes Jahr uach Eure Kraft mit den Engländern messen wollen, und habt gemeint, ihr hättet Alles gewonnen. Sage mir jetzt, wer ist stärker, ihr oder die Engländer? Der Lál von Bethal lachte und fand sich geschlagen.

Seinen Verwandten gegenüber war Bisnathsah ein muthiger Zeuge des Evangelii. Als sie zusammen in der Kirche waren, schämte er sich des Evangelii so wenig wie zu Hause, er nahm seinen Turban ab, kniete nieder, sang und betete mit, und als das Evangelium verlesen wurde, stieß er die beiden Herren so lange, bis sie auch aufstanden.

Viele um ihn herum, Dorf auf Dorf, brachen die Kaste und wurden Christen. Er selbst förderte die Ausbreitung des Evangelii, wo und wie er nur konnte. In seinen Dörfern führte er die Sonntagsfeier ein, und für seine Leute ruhte dann jede Arbeit. Die heilige Schrift wurde gelesen, und Morgen- und Abendgebet eingeführt. Er lud Andere ein, die Segnungen des Christenthums

zu empfangen, und es sind Manche unter den bekehrten Kolhs, die durch ihn entweder den ersten Zug erhielten, oder im Glauben an Christum gestärkt wurden — er selbst aber stand am Ufer des großen Stroms, den er vor seinen Augen dahinbrausen sah, und wagte den Fuß nicht hineinzusetzen.

Wie im Mai 1858 ist er noch wiederholt, so 1862 und 1864 in großen Herzensängsten nach Ranchi gekommen und hat ungetauft die Station nicht wieder verlassen wollen, in seiner Kraftlosigkeit hat er geweint wie ein Kind — und doch hat er es nie über sich gewinnen können, den entscheidenden Schritt zu thun, sondern sich immer wieder mit der Zukunft getröstet und geglaubt, daß er vor seinem Tode doch noch einmal so weit kommen würde, die fesselnden Bande zu sprengen.

Seine Hoffnung sollte nicht erfüllt werden. Am 5. Juli 1865 ist er ungetauft gestorben. Wahrscheinlich glaubte er sein Ende nicht so nahe, sonst hätte er wohl die Missionare noch an sein Sterbebette rufen lassen. Bekannt hat er seinen Glauben bis zuletzt und sich in seiner letzten Krankheit alle heidnischen Gebräuche verbeten. Der Missionar, der seinen Tod in der „Biene" berichtet schließt mit den Worten: „Möge der Herr ihm noch ein gnädiger Heiland gewesen sein und ihn nicht von sich gestoßen haben, obwohl er so schwach war in seinem Glauben und so unwillig zur Nachfolge." —

b) Ein Räuberhauptmann.

Als zu Ende des Jahres 1859 die Erweckung an der östlichen Grenze von Chutia Nagpur stattfand, und auch aus den benachbarten Dörfern von Manbhum eine Anzahl Männer nach Ranchi kam, um nach dem Wege des Lebens zu fragen, kam auch ein Mann, der bis dahin weit und breit als Dieb und Räuber gefürchtet war und mit seiner Bande in früheren Jahren Einbrüche bis nach Ranchi hin gewagt hatte.

Jetzt sollte er von Ranchi bessere Beute mit fortnehmen als *früher*. *Mit* Gewalt drang er ins Reich Gottes, wie früher in *die Häuser* seiner Mitmenschen. Alle Energie, die er bisher auf

Das Böse gewendet, wendet er jetzt auf Aneignung des Evangelii, und wie nur je ein Mensch die Kraft des Evangeliums erfahren kann, so erfuhr sie dieser Räuberhauptmann an seinem Herzen. Seine Bekehrung war eine gründliche und ein Wunder für die ganze Umgegend.

Aus dem Räuber wurde ein Wohlthäter. Was er in seinem heidnischen Leben seinen Volksgenossen geraubt hatte, das suchte er ihnen nun mehr als vierfältig zu ersetzen, indem er ihnen von Haus zu Haus, von Ort zu Ort ziehend das Evangelium predigte. Tagtäglich ging er mit seinen Büchern bald hier, bald dorthin, um nach der Arbeit den Leuten vorzulesen und sie zu ermahnen.

Wie er selbst, so änderte sich nun das Verhalten der Leute gegen ihn. Vorher gefürchtet und gemieden, wurde Rufus — das war sein Taufname — nun geachtet und gesucht. Obwohl er kastenlos war, standen ihm doch alle Häuser offen, wohin er auch kam.

Am 4. Mai 1867 war Rufus auf dem Felde gewesen. Heimgekommen nahm er sein Evangelium und besuchte seinen heidnischen Nachbar, um ihm etwas vorzulesen. Er fand ihn gerade beschäftigt eine Wand abzubrechen und macht sich daran ihm zu helfen. Da stürzt die Wand ein, fällt auf ihn, und zerschmettert ihm die Brust.

Man bringt ihn nach Hause, ihn zu pflegen. Aber er hat nur noch einen Wunsch: „Rufet die Brüder, daß sie noch einmal mit mir singen und beten, denn ich gehe zu dem Herrn." Bald sind die Christen von Illu-Jargo, seinem Wohnorte, bei ihm. Er nimmt von Allen Abschied, trägt noch letzte Grüße für seine Lehrer auf und entschläft unter ihrem Singen und Beten.

c) Der Erstling aus den Santals.

Im Dorfe Dumbar wohnte ein Santal mit Namen Bhim. Sein Leben verlief nach väterlicher Weise in Arbeit, Saufen und Nichtsthun. Als einst von Hazaribagh aus der Katechist Matthias sein Dorf besuchte und mit den Bewohnern über das Evangelium sprach, war Bhim sein heftigster Widersacher. Aber seine Feindschaft gegen das Evangelium war doch ein Zeichen, daß der Mann nicht geistig todt war, sondern sich Gedanken machte und nach etwas

ſuchte. Dies ſein Sehnen wurde noch mehr geweckt durch zwei tra
Familienereigniſſe, den Tod ſeines liebſten Sohnes und die
kommenheit ſeines Bruders. Dadurch mochte auch wohl die Erinn
an das Wort des Katechiſten bei dem Manne lebendig geworden

Als darum einige Jahre ſpäter, es war 1862, der
ſionar Onaſch in Begleitung des Katechiſten Matthias auf
Predigtreiſe jenes Dorf berührte, wurde er von Bhim ern
Kaum waren ſie angekommen, ſo kam ihnen Bhim entgegen, n
ſich dem Matthias, gab ihm mit einer tiefen Verbeugung die
trat dann zu dem Miſſionar und begrüßte ihn mit ehrfurchtsv
Salam. Der Mann hatte etwas Auffallendes in ſeinem
Weſen, aber bald zeigte ſich, daß er eine ſuchende Seele ſei
bat den Miſſionar, das Zelt auf ſeiner Tenne aufzuſchlagen
bei ihm zu bleiben, denn er möchte über den Weg des
nähere Belehrung haben. Unter einem Baume fand darauf
Unterredung mit ihm ſtatt, die er oft mit den Worten unterb
Das ſuche ich, das iſt herrlich, herrlich! Nun ſchüttete er
ſein Herz aus. Ueber den Tod ſeines Sohnes ſagte er: „Er
der gehorſamſte und beſte unter meinen Kindern. Ich weinte
und vermiſſte meinen Liebling. Ich forſchte und dachte nach,
wohl die Seele meines Kindes gekommen ſein möchte, aber ich k
es nicht ergründen. So viel ſchien mir aber doch klar zu
daß ſeine Seele an einen Ort gegangen ſein müſſe, wo nur
Seelen wohnen. Jetzt weiß ich, wo dieſer Ort iſt, wo die Fro
hinkommen, jetzt will ich den Herrn Jeſum anrufen, damit au
an dieſen Ort komme.“ Ueber ſeinen Bruder erzählte er: „Er
mehrere Jahre ein guter und ordentlicher Menſch. Ich erf
mich an ihm und war gern mit ihm zuſammen. Allmählig
ward er liederlich und ergab ſich dem Trunke und andern La
Nachdem er ſein ganzes Vermögen durchgebracht hatte, fing
zu ſtehlen und zu betrügen. Die Obrigkeit ſtellte ihm nach,
da er ſeines Lebens nicht mehr ſicher war, verſchwand er
Tages, und ich ſah ihn ſeitdem nicht wieder. Dies hat mir
Kummer gemacht. Ich will jetzt den Herrn Jeſum anrufen,
er dieſen meinen Bruder erretten möge.“

Rührend war seine Anhänglichkeit an den Missionar. Als dieser nämlich zwei Tage darauf in einem benachbarten Dorfe sein Zelt aufgeschlagen hat, bricht in der Nacht ein furchtbarer Orkan los, so daß man gegen den Regen und Sturm in einer nahen Hütte Schutz suchen muß. Als sie eben dabei beschäftigt sind, das Zelt abzunehmen und die Habseligkeiten zu bergen, kommt Bhim an, keuchend und triefend, reicht dem Missionar lächelnd die Hand und sagt: Als ich in Dumbar auf meinem Lager schlief, erwachte ich durch den starken Sturm, der mein Haus erbeben machte. Da sagte mich mein Geist: Wo mag Saheb wohl bei diesem Unwetter sein? Wahrscheinlich in Katadadi. Gewiß wird er naß und krank werden. Das geht nicht an. Wir haben ja einen und denselben Dabb (Vater) und ein und denselben Prabhu Jsu Massih, wir haben beide nur einen Himmel, wir sind Brüder, — ich muß dorthin und ihn in mein Makan (Vorrathshaus) in Katadadi bringen. Komm also mit mir, damit Du nicht naß wirst." — War der treue Mensch bei dem Unwetter den eine gute Stunde entfernten Weg mitten durch einen dichten, von Tigern, Panthern und Bären bewohnten Wald in einer halben Stunde gelaufen, um sich seines Padre Saheb in der Noth anzunehmen.

So rasch, wie man nach dem Vorstehenden denken sollte, gings nun aber doch nicht mit Bhims Bekehrung. An wiederholten Versprechungen, mit dem Christenleben Ernst zu machen, fehlte es zwar nicht, aber der Branntweinschenker in Churchu war Bhims ständiger Freund, und die Lust Gottes Wort zu hören war auch nicht zu allen Zeiten gleich groß.

Doch ging er, so oft die Missionare in die Gegend kamen, nach deren Zelt um die Predigt zu hören, brachte auch seine Söhne und andere Bekannte mit. Eine Schule wurde in Dumbar eingerichtet, in der der alte Bhim mitten unter seinen Söhnen und Kindern Kindern buchstabirte, schrieb und den Katechismus lernte. Es stärkte die Hoffnung über jene Erstlinge der Santals, wenn auch der Weg *nach Hazaribagh* in die Kirche ihnen oft *zu weit zu beschwerlich schien*, und den Kindern besonders die Disciplin

der Schule gar nicht schmeckte, und sie lieber mit ihren D
mit Pfeil und Bogen in den Jungel gingen.

Als Bhim endlich mit Ernst anfing die Taufe zu
1864 und der Katechist Matthias, der schon früher eine
dort gewesen war, wieder zu ihm gekommen war, um
letzten Vorbereitungs-Unterricht zu geben, — da mußte
auch erfahren, wie das Evangelium die nächsten Verwan
Genossen zu Feinden macht. Seine Angehörigen zogen
ihm zurück, selbst sein ältester Sohn, der anfangs groß
gezeigt hatte, wollte nicht mitlernen. Die alten Freunde u
genossen belagerten ihn förmlich mit Bedenklichkeiten un
ihn auf alle Weise zu überreden. So kams, daß er auch
wieder wankend wurde. Ja selbst als er zur abschließende
reitung auf die heilige Taufe noch eine Woche lang in H
war, hatte er täglich Bedenklichkeiten zu überwinden. Ind
ihm der Herr immer mehr Licht und besonders eine heil
sicht in sein Sünden-Elend, und als er am Sonntage
mit noch einigen Andern vor dem Tauftische stand, legte
Festigkeit und Zuversicht sein Glaubensbekenntniß ab.
zugleich wurde sein jüngerer Sohn getauft. Bhim selbst en
der Taufe den Namen Massih-Prasad, das heißt: der Christo

Wie so oft in der Heidenwelt, war für Massih
die Taufe ein entschiedener Wendepunkt auch für sein inner
Zurückgekehrt in sein Dorf, trat er sogleich mit einem une
lichen Bekenntniß auf. Er verbot in den Grenzen des
dessen Pächter er war, allen Götzendienst und schaffte au
Hause alles heidnische Wesen fort. Als bald darauf der
um das geschnitzte Holzbild bat, das bei den Santals als
von den Kindern oder Erben der Familie, namentlich
ältesten Sohne verehrt werden muß, war es bereits zu ein
stelle verarbeitet. Auch seine Familie wurde jetzt durch sein
Zeugniß gewonnen. Sie und fast alle Bewohner seines ach
zählenden Dorfes wohnten dem christlichen Unterrichte bei
täglich kamen auch Einige regelmäßig zum Gottesdienste
Station, und nicht lange dauerte es, so konnten Einige

uft werden. So zeigte sich der Erstling der Santals denn für le als ein Geruch des Lebens zum Leben.

d) Ein Pahan.

Haben die Kolhs auch nicht eine so angesehene und in sich hlossene Priesterkaste wie die Hindus, so ist begreiflicher Weise auch bei ihren Priestern der Widerstand gegen das Evangelium st am hartnäckigsten. Ihn zu überwinden muß unser Herrgott um gewöhnlich zu besondern Mitteln greifen. So war es bei Pahan, von dem wir jetzt erzählen wollen, und der noch dazu erste seines Standes war, der sich bekehrte.

Er war schon ein alter Mann, da er sich taufen ließ. Hinter lag ein Leben in treuem Dienst der Bongas. Als sein Vater dem Sterbebette lag, hatte er seinen Sohn eindringlich ermahnt, ja den Bongas treulich zu dienen, dann würde es ihm auch nichts fehlen. Der Sohn hatte es versprochen und sein Ver- chen auch gehalten. Den Bongas der Berge, Bäume, Thäler, der und Flüsse und Seen hatte er in pünktlichem Dienst Opfer Gebete dargebracht und nichts versäumt, was als heiliger uch ihm überliefert worden war. Es war ihm auch dabei ganz gegangen. Vom Thikadar hatte er ein großes Stück Land, für ihn und seine Kinder reichlichen Ertrag gab, die Opfer und ete werfen auch etwas ab, so sah er mit großer Hoffnung in Zukunft und fürchtete auch von den Leuten seines Dorfes, die ts die Missionare besuchten und sich deshalb Christen nannten, n großen Abbruch seiner Würde.

Aber es sollte anders kommen. Im Jahre 1858 war er al zur Zeit des Phagun (October) mit seinen Dorfgenossen auf Jagd gegangen. Da begegnet ihnen im Jangel ein Tiger, wüthend auf sie zukommt. Alle ergreifen die Flucht, nur unser n bleibt stehn. Ritterlich spannt er seinen Bogen, um den pf mit der wilden Bestie aufzunehmen, aber da, als er eben Pfeil entsenden will, reißt die Sehne, und er kann nicht schießen. Tiger ist indessen nahe herbeigekommen, rüstet sich zum Sprunge stürzt sich mit gewaltiger Schwungkraft auf den Pahan. Da

liegt denn der arme Mann auf der Erde, über ihm der
mit den Hinterfüßen ihn in die Schienbeine krallend, mi
Vorderfüßen ihn umarmend. Aber der Mann hat seine Beſi
nicht verloren. Er ermannt ſich vom erſten Schreck, greif
verzweifelter Kraft den Tiger unter die Kehle und würgt
gewaltig, daß er rücklings zu Boden fällt. Der Pahan, von
und übermäßiger Anſtrengung ermattet, fällt aber wieder um.
liegen ſie beide. Der Tiger erholt ſich zuerſt, ſteht auf und e
ſich, doch nur um mit einem zweiten Sprunge ſeinen Ang
erneuern. Der Pahan ſieht es, findet es aber ſchon zu ſpä
zu ſtehender Vertheidigung ſich aufzurichten. So bleibt er au
Rücken liegen und zieht die Beine auf die Bruſt, um ſich m
Füßen zu vertheidigen. Das Alles war die Sache eines
blicks. Der Tiger fährt von neuem auf den Pahan zu, dieſe
ſetzt ihm die Füße unter die Bruſt und ſchleudert ihn ſo rü
zu Boden. Nun hat der Tiger genug, verſucht keinen
wieder, ſondern zieht ſich in den Jangel zurück. Der
war gerettet, wenn auch verwundet.

Dieſer Fall ſcheint den Chriſten des Ortes günſtig, den
fürs Evangelium zu gewinnen. Sie rathen ihm an, vo
Sahebs ſich gegen ſeine Wunden Medicin geben zu laſſen
bringen ihn richtig mit nach Ranchi.

Aber es wäre gar nicht nöthig geweſen, die Heilu
Wunden als Vorwand des Weges zu nehmen. Der Pahan
den tieferen Sinn ihrer Aufforderung, erklärt ſofort den
den Abſchied und löſt das Verhältniß zum Thikadar, das ihn
zum Teufelsdienſt verpflichtete.

So war er ſchon fürs Chriſtenthum entſchieden, als
Ranchi kam.

Als er ein Jahr lang ſich bewährt und unter allen
folgungen, die er zu erfahren hatte, ſeinem Verſprechen, Chr
dienen, treu geblieben war, erhielt er ſammt den übrigen G
ſeiner Gegend die heilige Taufe.

Das Lernen freilich war ihm entſetzlich ſchwer geworden
4 Wochen hatte er es kaum dahin bringen können, das Vat

auswendig herzusagen. Doch meinte er es um so treuer von Herzen und freute sich nach der Taufe wie ein Kind, daß ihm nun das Evos aufs Lieblichste gefallen sei. Obgleich er schon alt war und einen weiten Weg, gegen 6 deutsche Meilen, von seinem Orte nach der Station hatte, war er doch jeden Sonntag dort zur Kirche. Kehrte er zurück, so bat er stets die Missionare, mit ihm erst zu beten. Mehr als den Tiger, der ihm einst so übel zugesetzt, fürchtete er den Teufel, und gegen den, das wusste er, schützt keine andere Waffe, als die Zuflucht zu Jesu.

e) Guru Itscha.

Itscha war 1788 im südlichen Theile Chutia Nagpurs geboren. Sein Vater gehörte zur Oelmacherkaste und war ein unwissender Mann. Im elterlichen Hause verlebte er seine Jugend in Weltlichkeit und Sünde. Später kam er viel mit den Bettelmönchen der Kapirs zusammen, die besonders im südlichen und östlichen Theile Chutia Nagpurs hausen. Mit ihnen zog er ohne irgend eine Beschäftigung von Ort zu Ort und ward ihr gelehriger Jünger in Unzucht, Stehlen, Nichtsthun und jeglicher Bosheit. Seine Frau und mehrere Kinder, die er damals schon hatte, ließ er im Stich. Als sein Bruder seine Frau geheirathet hatte, und er dadurch völlig heimathlos geworden war, fing er selbst an sich Jünger zu werben. Sein Grundsatz war: dem Wachenden (Lebenden) gehört Alles, dem Schlafenden (Todten) gehört nichts. Das lehrte er seinen Schülern, und demgemäß zogen sie im Lande umher, brachen stehlend in die Häuser und führten ein lustiges Leben. Bei einem Diebstahle waren sie „Schlafenden" aber doch lebendig und fassten ihn nebst einem seiner Schüler. Beide kamen nach Ranchi ins Gefängniß, — das war etwa im Jahre 1839, und Itscha damals schon 50 Jahr alt. Im Gefängniß machte er die Bekanntschaft eines andern Diebes, der auch sein Schüler wurde und nach seiner Entlassung mit großem Eifer den Ruhm seines Lehrers in der Gegend von Ranchi ausbreitete. Viele Kolhs und auch Hindus der niederen Kasten wurden so seine Jünger. Er gab sich für einen Kapir aus, doch für den, welcher den Kapir überwunden habe. In seiner Hand wären alle

Obgleich sie ihm aber gegen seinen Wunsch kein Kind gebar, so stellte er sie doch als Königin des Himmels hin, unter der er alle seine Jünger zur ewigen Herrlichkeit einsammeln werde.

Nach dem Vorstehenden kann man sich denken, mit welchen Greueln das Leben des Itscha belastet gewesen; seine Schanden und Sünden sind gar nicht zu erzählen.

Vom Jahre 1847 ab kamen die Missionare öfter mit Itschas Jüngern in Berührung. Auf dem Bazar zu Ranchi, woselbst regelmäßig gepredigt wurde, entwickelten seine Anhänger die größeste Streitsucht und verachteten Gottes Wort mehr als Andere.

Seit Anfang 1850 kamen hin und wieder einige seiner Schüler nach Ranchi in die Kirche. Sie erhielten Tractate, kamen wieder und immer wieder, hatten sich durch viel Schwachheit und Verkehrtheit durchzuarbeiten, konnten aber doch den 9. Juni 1850 getauft werden — es waren die Erstlinge der Kolhs, deren Bekehrung schon in Nr. 2 der 2. Abtheilung geschildert ist.

Als Missionar Fr. Batsch Ende Juni einen jener Neugetauften in Heta besuchte, wartete unter vielen Andern auch Itscha, der alte Guru, auf ihn im Hause des Besuchten. Er hatte den Hals mit mehreren Malas (Perlen-Ketten) behängt und das Gesicht mit Tilaks (Zeichen an der Stirn) beschmiert. Als die Christen der Sitte gemäß ihren Lehrer mit Händedruck und Jsu sahay begrüßten, wollte Itscha dasselbe thun; ihm jedoch wurde die Antwort: Erst verlaß Deine alten Wege und ergreife den Herrn Jesus, dann können wir Brüder werden. Dazu war er sofort bereit und bat den Missionar, er möge ihm seine Malas abnehmen. Dann ging er sich zu waschen und zu reinigen und brachte seine alten schmutzigen Bücher. Es wurde mit ihm gelesen und gebetet, doch beim Abschied bekam er noch nicht die Hand. Sonntag darauf kam er zum ersten Male in den Gottesdienst und wollte nicht wieder fort. Endlich ging man auf seine Bitte, in Ranchi bleiben zu dürfen, an, besonders aus Rücksicht auf die 60 Jahre seines Alters, doch unter den Bedingungen, 1) daß er sein Vagabundiren lasse, 2) daß er aufhöre ein Guru zu sein, 3) daß er Gedanken und Herz dem Evangelio schenke, 4) daß er die Frau, mit der er zuletzt gelebt,

wieder aufſuche und ſich mit ihr ordentlich verheirathe, 5) daß zur Ernährung ſeiner Familie wieder ſein altes Handwerk, Oelmachen, ergreife. — Er ging auf Alles ohne den geringſ Widerſpruch ein. Im Walde wurde ein Baum gefällt, dar eine Oelpreſſe gefertigt, für ihn ein Häuschen gebaut, das abarbeiten muſſte, Frau und Kinder geholt — und bald ſt Alles fertig da. Nur wollte dem alten Itſcha die Arbeit gar n ſchmecken. Nach 25jährigem Herumtreiben als Fakir wurde Stilleſitzen ihm ſehr ſauer. So riß er denn eines Tages wi aus und ließ ſich ein paar Monate lang nicht ſehen. Indeß er bei ſeinen Jüngern, denen allen durchs Evangelium die A geöffnet waren, keinen Anhalt und kehrte als reuiger Sünder zu Von da ab ließ er ſich willig lehren und leiten. Zu einer gr lichen Erkenntniß des göttlichen Wortes hat er es nie gebr dazu war in Folge der früheren Ausſchweifungen und beſon des Hanfrauchens ſein Verſtand zu ſchwach. Aber er hatte ſich als einen Sünder und Jeſum als ſeinen Heiland erkannt, Gottes Wort, das er doch nicht immer faſſen konnte, ſehr führte ein fleißiges, ehrbares Leben. Redlich und ehrlich, wenn kümmerlich ernährte er ſich und ſeine noch bis 1857 ſich meh Familie und war im Blick auf ſie ſtets unbeſorgt: „Sie ſind j Herrn, Er wird für ſie ſorgen.“ Obgleich ihm kein Amt anver werden konnte, war er doch geehrt und von Allen geliebt, ſ ihm wenigſtens zwei kleine Waiſenkinder zur Erziehung über werden durften, die er auch gleich ſeinen eigenen beſorgte.

Am 3. October 1859 ſtarb Itſcha. Sein Tod kam unern obwohl er ſchon über die 70 hinaus war. In ſeiner Krankheit war er voll Lob und Preis für die Gnade, die an geſchehen war. Tags vor ſeinem Scheiden trug er dem Miſ zwei Bitten vor, 1) daß er für ihn zum Herrn bete, auf d ihn auflöſe und zu ſich nehme in ſein Himmelreich, 2) da ſeinetwillen vor der ganzen Gemeinde gedankt werde dafür der Herr ihn elenden, greulichen Sünder erweckt und zu ſ Heil geführt habe. Auf die Frage, ob er die Gewißheit der gebung durch das Blut Jeſu Chriſti habe, antwortete er: „j

Jesus ist mein Heiland, Jesus mein Alles!" — Die Missionare nahmen gerade aus seiner Bekehrung große Freudigkeit für ihr schweres Amt und neue Antriebe, nie zu verzagen, auch nicht beim größesten Sünder.

f) Tischlermeister Patti.

Patti war ein Hindu aus der Vaishya-Kaste und stand in Ranchi bei Allen in großem Ansehen. Einundzwanzig Jahre lang war er Diener der Missionare gewesen, aber vergeblich hatte das Wort Gottes um seine Seele geworben. Es scheiterte Alles an der Furcht die Kaste zu verlieren und dadurch mit allen Verwandten brechen zu müssen. Endlich kam er an einem Freitage des Jahres 1867 mehreremals zum Missionar Batsch; da der aber jedesmal mit Leuten der Gemeinde zu thun hatte, bat er endlich um eine Unterredung unter vier Augen. Sie wurde ihm gewährt und da sprach er nicht ohne Mühe und innern Kampf den Wunsch aus: „Saheb, ich wünsche den Herrn Jesum zu haben." Gefragt, wie er nach so vielen Jahren endlich zu diesem Entschluß gekommen sei, antwortete er: diese Nacht ist mir der Herr Jesus im Traume erschienen und hat mir gesagt: „Patti, so viele Jahre hast Du nun das Wort gehört und Du gehst dennoch in Deinen Sünden dahin und bekehrst Dich nicht; wenn Du noch länger so fortfährst, stürzest Du Dich in die Hölle." Da erwachte ich und beschloß, nicht mehr zu zaudern, sondern den Herrn Jesum zu ergreifen. — Wiederholt wurde nun mit ihm gesprochen, er aber blieb fest, hatte auch seinen Entschluß seiner Familie mitgetheilt Am 15. September wurde er getauft und Prabhu Dayal genannt. Das aber gab nun, wie man schon vorhersehen konnte, unter den Hindus einen gewaltigen Sturm. Am Tage vor der Taufe war der ganze Bazar erregt, und die Katechisten hatten einen schweren Stand selbst gegen die, die sonst dem Evangelio ruhig zuhörten. Am Sonntage seiner Taufe konnte Patti sich nur mit Gewalt losreißen, um zur Kirche zu kommen. Einer von seinen Verwandten war in der Kirche um zu sehen, was da werden würde. Als Patti heimkam, erhob sich *Geschrei und Weinen*, und bald waren nicht blos die gesammten

Tischler aus Ranchi, die Leute seiner Kaste, in seinem Hause zu klagen und ihn zu schmähen versammelt, sondern auch ganz Ranchi und Duranda versammelte sich vor seinem Hause.

Ein Katechist musste gleich nach der Kirche ihm nachgehen und die Menge zu beschwichtigen suchen. Am folgenden Tage suchte man Patti zu bewegen, zum Hinduismus zurückzukehren und die Kaste wieder zu suchen. Als er aber fest blieb, stieß man ihn desselbigen Tages noch aus der Kaste. In Folge der großen Aufregung wurde er krank. Sein endlicher Entschluß und seine Beharrlichkeit in demselben sollte nicht ohne Segen sein. Schon bald nach seiner Taufe war Hoffnung vorhanden, daß seine Frau und Kinder ihm nachfolgten. Auch zwei andere Tischler hatten bereits den Entschluß ausgesprochen, Christen zu werden. —

Schluß.

Ein Blick in die Zukunft.

Luc. 13, 19.

Jahre sind vergangen, — wie viele? das wissen wir nicht, — da machen wir mal wieder eine Reise nach dem Lande der Kolhs. Können wir nicht, wie in der Einleitung dieses Buches, unsern Ausgangspunkt in Berlin nehmen, weil unser Fuß nicht mehr auf Erden wandelt, nun so sind wir um so rascher an Ort und Stelle. Was aber werden wir bei diesem Besuche Alles sehn und hören? —

Wir sind in Ranchi. Noch steht die Christus-Kirche. Von den Schaaren andächtiger Kolhs mit fortgezogen, treten wir ein in den wohlbekannten Raum. Wie rauschen die Töne der Orgel! Wie vollstimmig schallt der Gesang der versammelten Gemeinde! Wie hebt sich unsre Brust vor Freude, daß wir einmal wieder mit den lieben, farbigen Christen-Brüdern anbeten können! Da tritt der Geistliche auf die Kanzel. Warum ist es heute ein Eingeborner, warum keiner von den weißen Sahebs? Neugierig fragen wir unsern Nachbar, der aber sieht uns verwundert an: „Die Sahebs? — o, die sind längst fortgezogen, nur dann und wann besucht einer von ihnen die Gemeinde, unsre Padris sind jetzt lauter Mundaris, Uraus oder Larkas.“ Wir können uns nicht in diese Antwort finden, um so aufmerksamer lauschen wir der Predigt, die in begeisterten Worten den Lippen des braunen Redners entströmt. Es ist heute Kirchweihfest, darum werden die Gedanken der Hörer

in die Vergangenheit geführt. Die Predigt erinnert an den Dank, den man Gott dem Herrn schuldig sei, weil er einst die Herzen der deutschen Christenheit in Liebe ihnen zugewendet und die Sahebs aus Deutschland zu ihnen gesendet, sie frei zu machen von dem Dienst der Bongas und ihnen den Prabhu Isu Masssih, den Heiland der Seelen, zu verkündigen; sie giebt einen Ueberblick über die Entwicklung des Reiches Gottes: anfangs, im Jahre 1850, habe es nur vier Christen im Lande gegeben, aber die Zahl habe sich wunderbar rasch gemehrt, jetzt sei ganz Nagpur christlich, auch ein großer Theil von Singbhum und Manbhum und nur einzelne Muhamedaner und Hindus widerständen noch der allein selig machenden Gnade; sie mahnt endlich, treu zu bleiben dem Herrn, der sie berufen aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte und der Heiligung nachzujagen, ohne die Niemand ihn sehn werde. — Mit Staunen haben wir die Wege Gottes verfolgt, die uns die Predigt vor die Augen zeichnete: ja, ja, das Reich Gottes gleicht dem Senfkorn, aus dem ein großer Baum wird! Und als nun der Chor einen Lobgesang anstimmt, da hat er den Ton angeschlagen, in dem die Saiten auch unsrer Seele klingen, frohlockend stimmen wir mit ein: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Halleluja!"

Nach dem Gottesdienste eilen wir durch die bekannte Mango-Allee in die Wohnung des Padre. Es drängt uns, Näheres zu hören über die wunderbare Veränderung sämmtlicher Verhältnisse, die wir bemerkt haben. Herzlich reicht uns unter Isu sahay der Diener Gottes die Hand und heißt uns willkommen. Der Padre macht ganz den Eindruck eines gebildeten Mannes. Und das ist er, in der Schule zu Ranchi, die einem deutschen Gymnasium ähnlich geworden, hat er seine allgemeine, auf dem Prediger-Seminar seine theologische Bildung erhalten. Seine Lehrer waren noch die weißen Sahebs. Die haben ihn nicht nur gelehrt, die heilige Schrift in der Ursprache lesen zu können, nein, was mehr ist, sie haben ihn in den Geist deutscher Theologie eingeweiht, also daß er versteht innigen Glauben an die göttliche Offenbarung in Christo mit der Freiheit der Wissenschaft zu verbinden. Jetzt ist er

der erste Geistliche der evangelischen Kirche unter den Kolhs, der Präses der aus Geistlichen und Laien sich zusammensetzenden Landes-Synode. — Viel Zeit hat er nicht übrig am Sonntage, doch kann er uns eben noch einen Ueberblick geben über den Stand des Reiches Gottes. Ja, was hören wir da! Wie ist das Land bedeckt mit Schulen und Kirchen! Die sämmtlichen Gemeinden theilen sich in verschiedene Diöcesen, und keiner der zahlreichen Geistlichen ist ein Europäer, alle, alle sind Landes-Kinder, — auch kein Pfennig Unterstützung kommt mehr aus Deutschland, mit dem Christenthum hat sich der Wohlstand gehoben und mit dem Wohlstande die Lust und Möglichkeit der Selbsterhaltung. Ja noch mehr! Die alten Missions-Stationen, die eine Zeit lang diesen Namen nicht mehr verdienten, da unter den Kolhs nichts mehr zu missioniren war, sind jetzt wieder Missions-Stationen geworden, Missions-Häuser, aus denen schon Hunderte von Kolhs ausgesandt sind, anfangs ihren in alle Welt zerstreuten Landsleuten, später benachbarten Volksstämmen, Hindus und Muhamedanern zu predigen. Und was für Erfolge haben diese Missions-Häuser schon gehabt! — Aber wie, fragen wir, gab es nicht früher unter Euch eine deutsche Kirche und eine englische, arbeiteten nicht auch römische Katholiken im Volk? Ist das noch so, oder wie ist's geworden? — Lächelnd antwortet uns der freundliche Erzähler: „Ja, ich weiß wohl, mancher Missionsfreund hat sich einstmals über diese Zerrissenheit in unserer Kirche große Sorge gemacht, aber Gottes Wege sind eitel Güte und Wahrheit, das kann man auch hier sehen. Geraume Zeit blieb ja freilich die Spaltung, mancherlei Kämpfe auch hats zwischen den Parteien gegeben, aber unter dem Wetteifer der verschiedenen Missionen wuchs die Gemeinde doppelt rasch, und als das ganze Land christlich war, da besannen sich die Brüder, daß sie doch ein Volk seien und darum doch auch zusammen anbeten müßten vor ihrem Gott. Da wurde denn eine große Gemeinde-Versammlung berufen, zu der Alle kamen, die deutschen Sahebs mit ihren Gemeinden — und das waren die allermeisten — und die englischen Padres mit den ihrigen, in dieser Versammlung trat ich auf und sagte: „„Brüder, Sahebs, wir sind Euch vielen Dank schuldig, aber es

ist nicht recht, daß der eine von uns petrisch, der andre paulisch sein will, darum wollen wir wieder eine Gemeinde werden; Ihr habt ja immer gesagt, Ihr wolltet nun ein ander Volk Euch suchen, wohl, so überlaßt uns selbst die Ordnung der Kirche, und Alles wird gut werden.“ Das Wort gefiel den Brüdern und sie verließen unser Land, wir aber reichten uns die Hände unter Jsu sahay, und seitdem sind wir eine große Gemeinde, die Niemand über sich als Herrn anerkennt, als ihren Prabhu Jsu Massih, seitdem haben wir uns nicht blos selbst erhalten, sondern haben nun auch unsre eigenen Bücher, Bibelübersetzung, Katechismus, Agende und Gesangbuch. Die katholischen Padris aber, die hatten schon längst vorher unser Land verlassen, denn sie fanden wenig Anklang, und unsre Brüder sagten: Wenn wir bei Euch Jlli trinken und Schmuck tragen und auf der Akra tanzen dürfen, da können wir nur gleich Heiden bleiben, das ist einfacher.“

Eben schlägt die Uhr auf dem schlanken Thurme der Christus-Kirche, da tritt ein anderer Pastor in weißem Chapkan mit silbernem Kreuz auf der Brust herein, seinen Amts-Bruder abzuholen. Wir können nur noch unsern Dank für die Mittheilung aussprechen und die Einladung, morgen mit ihm über Patrasburj nach Chaybassa zu reisen, mit Freuden annehmen.

Der Nachmittag vergeht mit der Besichtigung Ranchis, wo der schöne Siwa-Tempel jetzt in eine christliche Kirche umgebaut ist, und der Station, die, zu einem bevölkerten Orte umgewandelt, dicht an die Stadt Ranchi angrenzt; auch die Nacht ist glücklich vorbei, trotz Hitze und Moskitos, wir stehen vor dem Bangalow des ersten Kolh-Geistlichen, bereit zur Abreise. Da fährt ein leichter, offener Wagen vor. Jm Palki zu reisen, ist ja nicht mehr nöthig, denn eine treffliche Post-Straße verbindet die Städte des Landes, und über die gefährlichen Ströme sind feste, steinerne Brücken gebaut, tragen uns wenigstens ordentliche, breite Fähren. Was ist das für eine angenehme Fahrt durch die paradiesisch lachende Gegend, die wie verklärt im Morgenglanze sich vor uns ausbreitet! Ungehindert schweift der Blick über Felder und Dörfer hinab in die lieblichen Thäler, hinüber nach den fernen Bergen! Und wie ganz

Chadders präsentiren sich jetzt Land und Leute! Der wilde Jangel hat sich noch mehr als früher in die Gebirge zurückgezogen. Sterile Flächen, auf denen einst wildes Steingeröll lag, hat Hacke und Karst in fruchtbare Reis-Felder verwandelt. Umgeben von einem Kranze fruchtbarer Bäume lachen uns freundliche Dörfer entgegen. Die Häuser, noch von der alten Form, sehen so schmuck und ordentlich aus. Viele haben Ziegel-Dächer. Sichtlich hat sich der Wohlstand des Landes gemehrt. Schon die zahlreichen Büffel-Wagen, die uns die Früchte des Landes nach Ranchi fahrend auf der Straße begegnen, beweisen es. Am meisten aber überrascht uns der Eindruck, den die Bewohner auf uns machen. Mögen wir sie aufsuchen in ihren Dörfern, mögen sie herauskommen an die Land-Straße, ihren Ober-Hirten zu begrüßen, — wir erkennen sie kaum wieder. Von dem alten heidnischen Wesen keine Spur mehr! Keine Zöpfe und Hals-Korallen, keine Jlli-Gesichter voller Rohheit und Verkommenheit, keine nackten Gestalten, nicht einmal in den kleinsten Gebirgs-Dörfern! Sie alle sind nett gekleidet in weiße Chapkans und Chadders, aus ihren Augen leuchtet Friede, auf ihren Stirnen liegt Intelligenz, dem Munde merkt man es an, er kann beten. Und wie lieblich und fröhlich, wie sittig und höflich die Kinder-Schaar, die dort eben aus der Dorf-Schule kommt!! — Im Gebirge, durch das uns die Straße führt, ist ja freilich noch viel Wald. Und das ist auch gut. Aber die Cultur hat auch hier gewaltige Fortschritte gemacht. Ohne Gefahr fürs Leben kann man Tage lang in den Bergen herumreisen. Die wilden Thiere, die sonst dort hausten, sind ausgerottet. Nur giftige Schlangen giebt es noch dann und wann. — Jetzt sind wir auf dem höchsten Kamme und können rückwärts Nagpur, vor uns Singbhum überblicken. In nebliger Ferne sieht ein scharfes Auge den Thurm der Elisabeth-Kirche von Chaybassa. Er weist jetzt nicht blos Larkas gen Himmel, sondern auch Bhumijs, Gualas und Juangs, denn Chaybassa ist der Centralpunkt für deren Bekehrung. Die Larkas hatten wohl am längsten dem Christenthum widerstanden, jetzt aber halten sie es auch um so treuer fest, fassen es besonders tief und lauter auf und sind vorzugsweise geschickt, das heilige Feuer des Glaubens

weiter zu tragen. Als wir da so umherblicken, und vor und hinter uns liegen die Tausende von Christen-Dörfern und wir hören im Geist die hunderttausend Gebete, die aus den Christen-Herzen zu Gottes Thron aufsteigen, und wir sehen überall Friede und Ordnung, Gedeihen und Segen auch im Irdischen — da drängt es sich uns auf: ja jetzt ists volle, ganze Wahrheit, was einst im Jahre 1845 Missionar Häberlin sagte: „Dies Land ist ein Paradies," und es geht nicht anders, wir müssen auch unserm Begleiter unsre Freude und Anerkennung aussprechen. Der aber wehrt dem Lobe und spricht: „Ja, Bruder, es ist wohl wahr, es ist anders, ganz anders geworden mit meinem Volke, wir sind erlöst aus den Banden des Satans, wir sind ein Volk Gottes geworden. Aber nicht uns gieb die Ehre, sondern dem Herrn, der allein das Alles gemacht, was Du siehst. Sein Wort ist immer noch eine Kraft, selig zu machen, was verloren ist, und wo dieses Wort aufgenommen wird in die Herzen, da fängts überall an zu grünen und zu blühen, und die Wüste wird ein Paradies. Kommst Du heim, so erzähle Deinen Brüdern unter innigstem Dank für das, was sie an uns gethan, wie Du hier mit Deinen eignen Augen es gesehn, daß in keinem andern Heil ist, als im Namen Jesu."

Ein Zukunfts-Bild der Kolh-Mission! — Oder vielleicht blos ein Traum? Nein, ein Bild, denn wir sind der fröhlichen Zuversicht, so wirds werden, so wirds mit Gottes Hülfe bald werden.

Dann aber muß man es dem jungen Baume jetzt schon ansehen, daß er einmal ein so großer freistehender Stamm mit weiten Aesten und dichter Blätter-Krone werden wird! — Und man sieht es ihm an! Zwar bedarf der Baum des Reiches Gottes in Chutia Nagpur noch des fremden Gärtners aus Europa, und wird seiner noch eine geraume Zeit bedürfen. Den Stürmen Indiens gegenüber hat er noch nicht genug Festigkeit. Ohne eine Hand, die ihn festbindet, die Auswüchse abschneidet und die Wurzeln fleißig umgräbt, würde er leicht krumm wachsen und wildes Gebüsch werden. Aber trotz-

dem, wie schön und schlank steht er schon da, wie wiegt sich seine Krone im Winde, wie tief sind seine Wurzeln in die indische Erde eingeschlagen, wie prächtig hat er sich acclimatisirt, wie gesund und frisch und wachsthumskräftig ist sein Stamm!! Er ist ein ächtes Gottesgewächs: aus einem Senfkorn ist er so groß und schön geworden — gewiß, er wird seine Natur nicht verleugnen, sondern weiter wachsen, bis er das ganze Land bedeckt und die Vögel des Himmels unter seinen Zweigen Schutz finden.

Wollten wir diese unsre Hoffnung noch näher begründen, wir müssten unser ganzes Buch noch einmal abschreiben, — darum nur eine kurze Wiederholung der Hauptsachen! Wir erinnern daran, daß für die Kolhs die Annahme des Christenthums eine sociale Nothwendigkeit ist; wir erinnern an unsre Behauptung, daß die Kolhs weniger durch die Missionare, als durch sich selbst dem Evangelio gewonnen sind; wir erinnern an den Eifer der Neubekehrten auch Anderen das Wort von Christo zu bringen; wir erinnern an ihren festen Glauben, der ihnen große Selbständigkeit giebt und sie, von menschlicher Vermittlung unabhängig, direct an Gott und Christum sich zu wenden antreibt; wir erinnern ferner daran, wie die Kolhs keineswegs so unbegabt sind, daß sie, durch christlichen Schulunterricht noch mehr geweckt und weitergebildet, sich nicht selbst christlich bedienen und constituiren könnten; wir rufen endlich ins Gedächtniß, daß ja bereits eine große Anzahl aus dem Volke christlich ist, nicht Wenige auch schon als Katechisten und Lehrer sich bewährt haben, und daß die Bewegung zum Evangelio hin keineswegs erstorben, nein gerade jetzt wieder so im Gange ist, wie nur je, ja daß ganze Dörfer und Landstriche mit ihren Mundas und Pahans Rath pflegen, wie sie das Christenthum annehmen könnten. Wahrlich, wenn wir auf den Baum blicken, dessen Wachsthum wir erhoffen, so hindert nichts uns in den kühnsten Hoffnungen, — ja wir könnten sie noch weit höher erheben.

Sollte dem aufmerksamen Leser nicht schon die große Aehnlichkeit aufgefallen sein, die sich zwischen dem Volkscharakter der Kolhs und dem der alten Deutschen findet? Wir müssen hier darauf verzichten, dieselbe nachzuweisen, wer aber eine Parallele zwischen

beiden Völkern versuchen will, der wird ganz überraschende Resultate erzielen. Wie nun, wenn dem so ist, und wir die angeführten Vorzüge der christlichen Kolhs dazu nehmen, dürfte da nicht die Hoffnung berechtigt sein, daß die durch deutsche Glaubensinnigkeit genährten und mit den Waffen deutscher Theologie gerüsteten Kolhs in Indien eine ähnliche Mission erfüllen werden, wie sie die Deutschen im Herzen Europas erfüllt haben?

Man hat wohl gemeint, Indien könne nur dadurch evangelisirt werden, wenn zuerst die hochgebildeten Hindus gewonnen würden. Darum hat man an diese bisher die meiste Arbeit und Mühe gewendet. Aber die Wege Gottes gehen von unten nach oben. Der Herr erwählt das, was nichts ist, um zu nichte zu machen das, was etwas ist, und dann auch dieses in seiner Gnade aufzunehmen. So wars in der Apostel-Zeit. So wars bisher immer. Daß es jetzt noch so ist, lehrt die Geschichte Indiens. Während die Mission verhältnißmäßig nur geringe Erfolge an den vornehmen Kasten der Hindus erzielt, dringen die armen, verachteten Urvölker mit Macht ins Himmelreich. Und so soll es sein, gerade auf diesem Wege soll Indien gerettet werden.

Das Heidenthum Indiens ist im Auflösungsprocesse begriffen. Brahma und Buddha verlieren sichtlich an Einfluß. Aber der Mensch ist religiös geschaffen und muß eine Religion haben. Was wird dem Volke einen Ersatz bieten, wenn das Alte je mehr und mehr schwindet? Etwa Jungindien, das mit seiner Religionsverachtung und seinem Epicuräismus singt:

Befragt um Cäsar, Hannibal,
Um Solon und um Crösus,
Bestehn mit Glanz wir überall,
Verschont uns nur mit Jesus!
Der Name ist uns fürchterlich ꝛc. ꝛc.

Oder etwa die Brahmo Somaj mit ihrem Gottesglauben ohne Erlöser? Es ist für uns keine Frage, nur das Christenthum kann der Ersatz sein, das Christenthum mit seinen sittlichen Lebenskräften und dem festen positiven Grunde seiner Offenbarung. Und darum eben ist die Kolh-Mission, wie jede andere Mission unter Indiens

Urbevölkerung, von so ganz eminenter Bedeutung, weil sie die Säulen vorbereitet, auf denen Indiens Volksleben ruhen kann und ruhen wird, wenn die morschen Stützen des alten Heidenthums und die nicht minder schwachen der modernen Aufklärung und Bildung einmal jämmerlich zusammenstürzen. Wer an der Bekehrung der Kolhs arbeitet, der arbeitet an der Christianisirung ganz Indiens.

Und Indien nun! Indien ist das eigentliche Bollwerk, das Herz des gesammten Heidenthums der Erde. Indiens 120 Mill. Einwohner sind nicht absterbende Reste früherer Nationen, sondern lebenskräftige entwicklungsfähige Volksstämme. Indien ragt durch seine Geschichte, durch die Meisterschöpfung seiner Dichter und Denker, wie durch die hohen Geistesgaben seiner Bewohner weit hinaus über alle andern nichtchristlichen Länder der Erde. Von Indien aus hat die religiöse Bewegung schon wiederholt ihren Siegesgang durch die Hunderte von Millionen Asiens angetreten. Ist Indien dem Kreuze des Welterlösers unterworfen, so ist die Axt an die Wurzel des Heidenthums überhaupt gelegt.

Welch eine herrliche Aussicht für alle, die sich nach dem Kommen des Reiches Gottes sehnen! Wir hätten also das zu Anfang gezeichnete Bild noch viel weiter ausdehnen können. Wie die durch einen Steinwurf im Wasser verursachte Bewegung nicht eher zu Ruhe kommt, bis die letzte Welle ans Ufer schlägt, so wird auch die evangelische Bewegung im Lande der Kolhs sich fortpflanzen, bis sie das Ufer der Ewigkeit berührt. — Doch es sei genug, daß wir diese Perspective gezeigt, kehren wir zurück zu dem ersten Wellenringe, zu einer Volkskirche unter den Kolhs.

Daß die Kolh-Mission die Kraft einer herrlichen Entfaltung in sich trägt, haben wir gezeigt, — zum gedeihlichen Wachsthum eines Baumes gehört aber auch günstige Witterung. Wird die dem Gottesgewächs dort in Indiens Bergen zu Theil werden? Wir meinen, werden die weltgeschichtlichen Ereignisse, die Indiens Zukunft bringt, der Mission unter den Kolhs auch förderlich sein? Wird England seine Herrschaft über Indien behaupten? Werden vielleicht dort gewaltige Völkerkriege ausgefochten, Kriege zwischen England und Rußland, zwischen Germanen und Slaven? Wird es dem

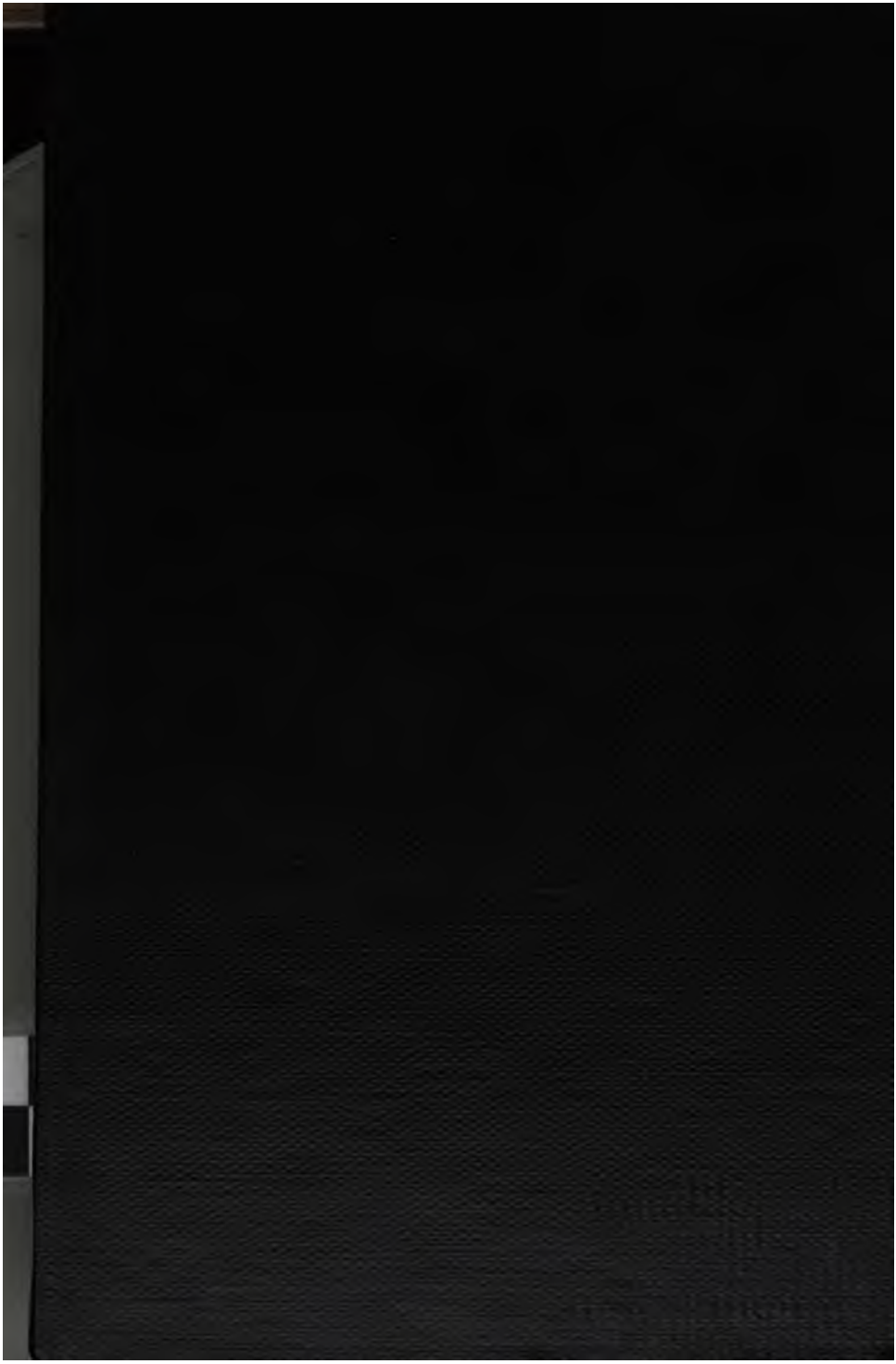
Muhamedanismus, der in Indien keine zu unterschätzende Macht ist, und der eine Wiederholung des Trauerspiels von 1857 keineswegs aufgegeben hat, — wird es ihm gelingen, in Indien die Oberhand zu bekommen, oder nicht? Und wenn es ihm gelänge — auf wie lange? Wird unter solchen doch möglichen Völkerwirren nicht die junge Pflanze der christlichen Kirche Chutia Nagpurs zertreten, vernichtet werden? — Doch was machen wir uns Sorge! Das ist Sache des Gottes, der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn! Er, die Zuversicht haben wir, wird sein eignes Werk nicht vernichten, so lange es nur seinen Geist nicht verliert, er wird Alles wohl machen.

Eine viel wichtigere Frage ist die: wird der Gärtner, der die Pflege des Baumes übernommen hat, seine Pflicht thun, oder wird der Baum unter seiner trägen, lässigen Hand verkümmern? Der Gärtner aber ist die deutsch-evangelische Christenheit. Darum richtet sich diese Frage auch an Dich, lieber Leser, und zwar als eine recht ernste Gewissensfrage.

Daß 14 Missionare für eine noch junge Christengemeinde von 17,000 Seelen, für ein Volk von 3 Millionen Heiden viel zu wenig sind, das braucht wohl Niemandem erst gesagt zu werden. Darum müssen mehr Leute hinaus! Und wenn wir auch wissen, daß nicht Jedermann berufen ist Missionar zu werden, und daß jeder, der dazu Neigung verspürt, sich recht gewissenhaft prüfen muß, ob auch der Herr ihn ruft, oder blos Fleisch und Blut ihn treibt, doch bitten wir Dich, lieber Leser, frage Dich einmal, ob nicht Du etwa gerufen bist? — Wenn diese Zeilen nur einen einzigen tüchtigen Glaubensboten für die Kolhs werben, dann sind sie nicht umsonst geschrieben.

Daß solche Kriege, wie die gegen das Heidenthum, auch mit den Waffen des Gebetes geführt werden müssen, und daß hinter den eigentlichen Streitern die Christenheit der Heimath stehen und ihre Hände aufheben muß zu dem Gott, der allein Sieg geben kann und um Sieg gebeten sein will — das versteht sich einem Christen auch von selbst, und wir zweifeln nicht, wenn wir den alten Goßner fragen könnten, was seinem Werke in Indien am

iſten Noth thue, er würde antworten: daß mehr dafür gebetet rd. Darum bitten wir, es möge Niemand dieſes Buch aus der nd legen, ohne ein herzliches Gebet, Niemand ohne den Vorſatz, Miſſion unter den Kolhs in ſein tägliches Gebet mit einzu- ließen.

Aber noch ein Drittes iſt nöthig, um den Baum des Reiches ttes unter den Kolhs im Wachsthum zu erhalten und zu fördern. muß draußen mehr geſchehen in Anlegung von Stationen, in ündung von Kapellen und Schulen, in Heranbildung von Leh- n, Katechiſten und Predigern. Und dazu muß unſre Miſſion t weit mehr Geldmitteln unterſtützt werden als bisher. Sie uß unterſtützt werden — brauchen wir dieſes „muß“ noch zu otfertigen? Iſt's nicht wiederum ſelbſtverſtändlich für jeden, der s Volk der Kolhs als ein beſonders hoffnungsreiches Miſſionsfeld annt hat? Wer will die Verantwortung auf ſich nehmen, daß es reife Erndtefeld verdirbt, weil die Erndte heimzubringen es — Geld fehlte? Wer will beſtehen, wenn vor Gottes Richter- hl die Kolhs einmal verklagend ſprechen: Wir haben uns nach löſung geſehnt, wir haben um Hülfe gebeten, wir haben gerufen, r die deutſche Chriſtenheit hatte kein — Geld!

Sie muß unterſtützt werden! Aber das weißt Du vielleicht ch nicht, lieber Leſer, daß die Kolh-Miſſion nicht nur keine ittel hat, ihre Aufgabe entſprechend zu erfüllen, daß ſie ihr Werk ht einmal in der bisherigen Weiſe fortſetzen kann, — wenn ſie ht in Zukunft viel reichlicher unterſtützt wird als bisher. Wäh- nd die Berliner Miſſion, die in Afrika arbeitet, eine Einnahme tte von 65,236 Thlr., die Barmer von 89,900 Thlr., die Bre- r von 25,000 Thlr. bei einer Ausgabe von 15,000 Thlr., die ipziger von 61,000 Thlr., die Hermannsburger von 58,000 Thlr., hatte **die Goßnerſche Miſſion 1872 nur eine Einnahme von ,224 Thlr. und dabei eine Ausgabe von 42,235 Thlr.** Das r eine Mehrausgabe von über 14,000 Thlr. Ebenſo hatte ſie Jahre vorher ein Deficit von 4—5000 Thlr. und 1870 ſogar ſolches von mehr als 18,000 Thlr. Das macht in den drei ten Jahren eine Summe von faſt 40,000 Thlr. —